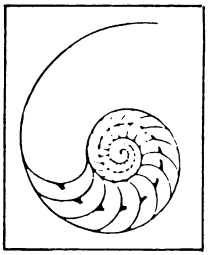
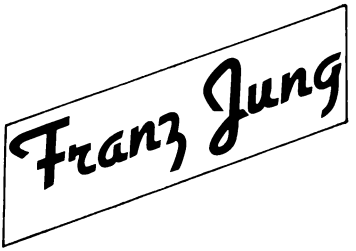
Franz Jung Werke in Einzelausgaben





Feinde Ringsum

Prosa und Aufsätze 1912 bis 1963

Werke 1 / Zweiter Halbband

Publiziert bei Edition Nautilus

Franz Jung Werke 1 / Zweiter Halbband
Editor dieses Bandes: Lutz Schulenburg

Originalausgabe
Edition Nautilus
Verlag Lutz Schulenburg
Hassestr. 22 – D-2050 Hamburg 80
Alle Rechte dieser Ausgabe bei Lutz Schulenburg
1. Auflage 1982
ISBN: 3-921523-61-3 (pb)
ISBN: 3-921523-62-1 (geb.)
Printed in Germany

Fritz Mierau gewidmet

Meinen ersten literarischen Arbeiten lag die Frage nach dem Ablauf der menschlichen Beziehungen, der inneren Beziehungen der einzelnen Menschen miteinander und untereinander zugrunde. Das Warum der Konflikte, der übergroßen Schwierigkeiten, die sich einem freudesteigernden Ausgleich der Individualitäten entgegenstellen, habe ich mehrfach abgewandelt. Das war kurz vor dem Kriege und noch einige Jahre mittendrin. Diese Bücher, zumeist im Verlag „Die Aktion" erschienen, sind heute vergessen. Eine Zeitlang, im letzten Jahre der Vorbereitung zur Revolution und in den ersten beiden Jahren der Revolution selbst, hatte ich für irgendwelche literarische Tätigkeit kaum Interesse. Ich war bemüht, Idee und Wirkung zu disziplinieren und aus der tatsächlich gegebenen Umwelt einen Inhalt für mich zu gewinnen, der allmählich erst Grundlage und schließlich auch Wurzel geworden ist. Dann habe ich in mehrfachen Unterbrechungen unfreiwilliger Ruhe, zwischen den bekannten etwas engen Wänden, die allzu weitschweifige Verdrängungen niederzuhalten geeignet sind, wieder eine Reihe Bücher geschrieben, Begleiterscheinungen zur politischen Entwicklung draußen, gedacht, als Mittel in einem für den aufklärenden oder rein berichtenden Zweck angepaßten literarischen Rahmen benutzt zu werden. Die Ereignisse aber gingen schneller. Die Arbeiten gerieten in den Strudel der Fraktionskämpfe und Parteiauseinandersetzungen. Sie gewannen nur geringe Beachtung und endeten auf dem Bücherwagen, von dem sich erfahrungsgemäß mancher ganz annehmbare Bücher billig kaufen kann. (Sie sind zumeist im Malik-Verlag erschienen.) Dieser Zeit folgten einige Jahre praktischer, wieder jeder Literatur abgewandter Jahre, die ich jenseits der Grenzen zu leben gezwungen war, abgeschnitten von dem bisherigen Leben und letzten Endes auch leider fremd geblieben. Ich habe mich etwas schwer zurückgetastet und bin seit einiger Zeit wieder dabei, von vorn anzufangen. Ich habe für die Fragestellung der Beziehungen der Menschen untereinander allerdings einen breiteren und vor allem gefestigteren Blickkreis

gewonnen, dafür aber Erfahrungen eingetauscht, die mich manchmal etwas hemmen. Es verlangt eine viel größere Energie, beharrlich – das bedeutet, hoffe ich, nicht nur als Außenseiter – zu sein.

In der Mitte: Cläre und Franz Jung

V.
DIE PSYCHE FÄLLT AUSEINANDER – LETZTE ANSTRENGUNGEN IM ZERFALL DER ZEIT.
1931 – 1933

SCHWARZE SEELEN
Plauderei.

Platz für den weißen Gentleman.

Seitdem Mr. Hoover, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, die Regierung mit der Affäre der schwarzen Negermütter ausreichend blamiert hat, ist die Rassenfrage aus der Plattform der Tafelredner der Demokratischen Partei gestrichen worden. Jedes Jahr fahren einige tausend Mütter der in Europa gefallenen amerikanischen Krieger auf Staatskosten nach Frankreich, um die Gräber ihrer Söhne zu besuchen. Mit einer bombastischen Geste auf Rassenversöhnung hatte Mr. Hoover auch 450 Negermütter eingeladen. Selbstverständlich sollten diese Negermütter ein besonderes Schiff benutzen, getrennt von den weißen Müttern, und zwar hatte die amerikanische Regierung einen ausrangierten Vieh-Transporter für diesen Zweck bereitgestellt. Es war vermutlich das gleiche Schiff, mit dem auch gelegentlich die amerikanischen Negersoldaten an die Front befördert worden sind, die Viehstallungen sind ein ausgezeichneter Ersatz für die viel kostspieligeren Kojen. Von den 450 Negermüttern haben aber nur 92 der freundlichen Aufforderung Folge geleistet, und diese 92, die, hinter den weißen Soldatenmüttern als Anhängsel und im Programm einige Stunden von der Hauptexpedition getrennt, über die Gräberfelder geschleppt worden sind, ohne Bankett, ohne Händedruck des Präfekten, unbeachtet und verspottet, denn man wird überzeugt sein, daß es diesen Negermüttern nicht dazu angetan war, zu tanzen und Virginia-Spirituals zu singen, auch war keine Josephine Baker unter ihnen – diese 92 wurden bei ihrer Rückkehr in New-York von einem schwarzen Magistratsbeamten der Stadt auf einem notgedrungen von der Stadt bestellten Bankett mit den Worten begrüßt: „Laßt eure Herzen nicht der Verbitterung anheimfallen wegen der Beleidigung, die euch die Washingtoner Regierung zugefügt hat." In diesem Jahre werden keine Negermütter mehr nach Europa eingeladen werden. Und von den 450 Namen, die Mr. Hoover seinerzeit genehmigt hat, sie auf die Liste zu setzen, von denen nur 92 gefahren sind, werden sich nicht alle mehr der besten Gesundheit erfreuen. Denn es ist eine Schande, daß sie es gewagt ha-

ben, die freundliche Geste der weißen Regierung zurückzuweisen. Und die Kredite, die der weiße Bankier für die Farm diskontiert und vermittelt hat, sind schon gekündigt, und wenn die Mütter und die Familien irgendwo in Arbeit stehen, so sind sie bestimmt schon entlassen, und sicherlich ist ein gut Teil davon wegen Propaganda gegen den Bestand des Staates bereits eingesperrt und für die Welt und ihren weiteren Fortschritt vergessen.

Platz für den weißen Gentleman!

Das Negerproblem ist nicht gerade aktuell, wenn es im eigenen Gebälk der europäischen Nationen zu krachen beginnt. Seitdem man die Arbeiterfrage in den afrikanischen Kolonien in den Parlamenten von Frankreich, Belgien und England den sozialistischen Abgeordnetenvertretern zur Berichterstattung eingeräumt hat, wird mancher harte Bissen still geschluckt. Es lebe die soziale Demokratie! Es ist, spricht Paul Boncour in der französischen Kammer, sehr zu bedauern, daß in den afrikanischen Kolonialgebieten Frankreichs Übergriffe und Grausamkeiten der Verwaltung vorgekommen sind. Aber es besteht die Hoffnung usw.

In Französisch-Äquatorial-Afrika kämpfen seit zwei Jahren die Einheimischen gegen die Kolonialverwaltung. Alle Strafexpeditionen haben bisher die Ruhe nicht wieder herzustellen vermocht. Mit ungeheurer Grausamkeit gehen die Kolonialbehörden gegen die Bevölkerung vor. Diese Bevölkerung muß den Kolonisatoren weichen, das Land wird ihnen weggenommen, man braucht Arbeiter für den Bahnbau, man braucht Raum für die planmäßige Aufnahme der Baumwollkultur, für Tee- und Kakao-Plantagen. Im Vorjahr erhielt die Kouilou-Niara-Gesellschaft eine Konzession auf 280 000 qm, die Brüder Tréchot auf 2 000 000 Hektar, die Société du Haut-Ogooué auf 11 000 000 Hektar. Verständlich, daß in diesem Gebiet keine Fremden mehr geduldet werden, das Schweifen und Nomadisieren, das Kochen im heimatlichen Zelt hat aufgehört. (Man wird sich in Deutschland mit Neid und mit Schadenfreude zugleich an die Herero-Aufstände erinnern. Vor dem Forum europäischer Kultur durfte nicht geduldet werden, daß ein Herero Landbesitzer ist und Viehherden sein eigen nennt.) In dem Bericht vor der Abgeordnetenkammer wird „mit Bedauern" festgestellt, „daß das Erscheinen Frankreichs in den

Aequatorialgebieten Afrikas zu einer Abnahme der Bevölkerung führt." 1910 wurde die Bevölkerung auf 9 000 000 Seelen geschätzt, 1921 auf 4 000 000, 1929 auf 2 500 000. Diesem Bericht war die Bemerkung beigefügt, daß es der Kolonialverwaltung jetzt gelungen sei, für dieses Gebiet drei amtierende Ärzte zu gewinnen. Beim Bau der ersten 140 Kilometer der Eisenbahnlinie Kongo-Ozean starben 17 000 Neger, d.s. 120 Neger pro Kilometer. In Ouesso hat ein Offizier seinem schwarzen Burschen die Hoden mit einem Hammer abschlagen lassen.

Die Hoden mit einem Hammer zerschlagen,

das ist eine besonders raffinierte und neuartige Bestrafung, vielleicht für die Untreue einer schwarzen Konkubine, deren Liebhaber man bestraft. – Die Herren im französischen Parlament schmunzeln, es ist wirklich erfinderisch und aufregend. Der Leiter der Verwaltung von Bodembéré ließ 32 Geiseln erschießen und als Repressalie fünf Kinder verbrennen, heißt es im Bericht. Der General Hutin ließ Molenda plündern, getreu nach dem von Boncour aufgestellten Grundsatz über die Aufgaben der Kolonisation, „daß sie ein Mittel zur Hebung der zurückgebliebenen Bevölkerung auf ein höheres Niveau der Zivilisation sei."

Vandervelde berichtete vor der Brüsseler Kammer über die Fortschritte der Industrialisierung von Leopoldsville in Belgisch-Kongo. Der Baumwoll-Anbau macht gute Fortschritte, die Textilgesellschaft „Texaf", die von der Regierung den Baumwoll-Anbau in subventionierte Konzession genommen hat, will in Leopoldsville auch spinnen, weben und färben und baut daher große Werke, für die die Kolonialverwaltung „aufständische" Neger in den Außendistrikten als Arbeiter „anwirbt". Vandervelde hofft, daß etwaige Mißstände von der Regierung abgestellt werden. An diesem Tage berichten die Zeitungen von dem Urteil eines Kriegsgerichts der Kolonialverwaltung in Boma. In Boma und Leopoldsville bestehen seit einiger Zeit Gewerkschaften der Boys. Diese Gewerkschaften sind gegenseitige Versicherungsgesellschaften gegen die Geldstrafen, die den Mitgliedern von den Arbeitgebern auferlegt werden. Die Kolonialverwaltung sieht darin den Geist der

Auflehnung. Die Mitglieder werden zu mehrjährigen Kerkerstrafen verurteilt und die Kassierer aufgehängt; rasche und energische Justiz!

Dagegen hat der alte MacDonald auch so seine Sorgen! Die Vertreibung der Hottentotten-Farmer überläßt er zwar seinen Kollegen in Südafrika, aber um Nigeria, das von Aufständen heimgesuchte Juwel der englischen Kolonialverwaltung in Afrika, muß sich schon das Londoner Kolonialministerium kümmern. Den englischen Plantagen-Gesellschaften fehlt es in Westafrika an Boden. Die United Africa Co. Ltd. mit einem Kapital von 8 000 000 Pfund hat mit der Verwaltung ein Geschäft abgeschlossen zum Ausbau der Straßen, Anlage neuer Häfen. Sie schenkt obendrein der Regierung eine neue Hauptstadt mit Sportplätzen für die englischen Beamten, fabelhaften sanitären Einrichtungen, unter der Devise: „Der weiße Mann soll auch in Afrika gesund sich erhalten!" Dafür erhebt die United Africa Co. in ihrem Konzessionsbezirk, der so groß ist wie Deutschland und Frankreich zusammen, eine Kopfsteuer auf die Negerfrau. Sie nimmt den Frauen, die nicht bezahlen, das Land weg. Ihre Polizeitruppe treibt die Neger konzentrisch in die Militärlager, wo die männliche Bevölkerung zum Strassenbau ausgehoben wird. In einem dieser Lager haben 30 000 Frauen vor dem Präsidenten der Kolonialverwaltung demonstriert. (Man denkt an die netten und so harmlosen Geschichten unseres Wallace). Die Polizei hat mit Maschinengewehren in die Demonstranten geschossen, und einige hundert Tote, nur Frauen und Kinder, zur Strecke gebracht. Darüber berichtet nicht etwa ein fanatisierter Hetzer, sondern der ehrsame englische Bischof Dr. A.W. Howells, amtierender Bischof der englischen Hochkirche in der Nigeria-Provinz. Die zur Anstachlung ihres Mutes von weißen Offizieren betrunken gemachten Negersoldaten stachen im Aba-Bezirk, wo der Aufstand bereits einen erheblichen Umfang angenommen hatte, die Frauen mit ihren Bajonetten nieder und ertränkten sie im Fluß. In den Dörfern lagen überall Berge von Leichen. – Das schreibt Bischof Dr. Howells an das englische Kolonialministerium. MacDonald und sein Kolonialminister sind in der peinlichen Lage, die Autorität der englischen Regierung und die Richtlinien einer zweckmäßigen Kolonialpolitik, die die Einheimischen auf die Stufe einer höheren Zivilisation zu heben berufen

ist, zu verteidigen. Sie haben den Gouverneur von Nigeria beauftragt, den Eingeborenen von Aba, sofern noch solche vorhanden sind, eine Strafe von 850 Pfund aufzuerlegen; allerdings sind die europäischen Einwohner von Aba von dieser Strafe ausgenommen. Das scheint selbst dem weißen Gentleman in Nigeria etwas happig, und das offizielle Organ der Regierung, die Nigeria Daily Times, schreibt: „Die Bestrafung des Volkes von Aba durch die Regierung wird sich als ein taktischer Fehler herausstellen. Die Wunden, die sich bereits zu schließen begannen, werden sich neu öffnen."

Gefährliche Überbleibsel der Menschenrechte.

Haben Sie schon mal etwas von der Revolution in Santo Domingo gehört? Die Aufstände in Haiti sind Ihnen bekannt, die Plünderungen in Cuba, die großen Streiks in Guadeloupe und Barbados – Auswirkungen der Weltzuckerkrise, der Zusammenbrüche der amerikanischen Börsen und der Maßnahmen der United Fruit Co., den Zuckeranbau durch eine rationelle Plantagenwirtschaft für hochgezüchtete Früchte zu ersetzen. Dazu gehört in erster Reihe Boden, der Grundstoff für die Plantagenwirtschaft. Die Negerbauern auf den westindischen Inseln führen ein beschauliches Leben; den Jungens geht's zu gut, berichtet John W. Russell an den amerikanischen Kongreß, der sich überflüssigerweise mit den Vorgängen auf Haiti und Cuba befaßt und gegen die Fortschritte der amerikanischen Intervention gewisse Bedenken geäußert hat. Die Amerikaner drücken in Haiti ein neues famoses Landgesetz im Augenblick gerade durch. Für Leser mit Geschichtskenntnissen sei der berühmte schwarze Revolutionär Toussaint L'Ouverture aus den Tagen der französischen Revolution und der Deklaration der Menschenrechte in Erinnerung gebracht. Im Jahre 1804 wurde durch einen Sieg des Revolutionsheeres unter Führung von Jean Jacques Dessaline Haiti unabhängig, und, gestützt auf die Deklaration der Menschenrechte, eine Bodenverteilung vorgenommen. Ausgerechnet die Vereinigten Staaten fühlen sich berufen, die Erinnerung an die französische Revolution auf den westindischen Inseln zu beseitigen. Das neue Landgesetz enthält die Bestimmung, daß nur solche Landbesitzer in Haiti, San Domingo und den anderen Inseln als rechtmäßig angesehen

werden können, die sich mit ordentlichen Papieren ausweisen können. Unter solchen „ordentlichen" Papieren werden aber nur diejenigen verstanden, die bereits vor 1804 ausgefertigt und in Umlauf gewesen sind. Die Direktoren der United Fruit Co., die Herren vom Washingtoner Staatssekrerariat und ich werden allerdings dem Leser verraten, daß es solche Papiere überhaupt nicht gibt, und daß die Negerfamilien, die Haiti, San Domingo und die übrigen Inseln vor diesem Termin bevölkert haben, Sklaven gewesen sind, für die niemand sich bemüßigt gesehen hat, Papiere anzufertigen, weder als Sklaven, noch als spätere kleine Landbesitzer. Jetzt kann also die United Fruit Co. anfangen, zu wirtschaften, Plantagen anzulegen, und statt Zuckerrohr Gummibäume, Tabak und Bananen zu pflanzen.

Der Zwang zur Wirtschaftlichkeit ist das Gesetz, das den Menschen von aller Schuld frei spricht, solange der Mensch sich von dem Tier noch dadurch unterscheidet, daß er eine merkwürdige Scheu hat, sich von der eigenen Rasse zu nähren. Um wieviel würde alles dann einfacher sein. Ich kann den Leuten, die im Sinne des Tierschutzes gegen das Tierfleisch als menschliche Nahrung wettern, in ihren Folgerungen nicht Recht geben.

Auch das Leben der Pflanze ist heilig.

Die Herrschaften, die sich über den Ernährungswert der Primeurs am Gemüsemarkt genügend unterrichtet haben, sollten einmal darüber nachdenken, daß Vitamingehalt, sprießende Kraft, Verteilung der Salze und alles das biologische Funktionen sind, die in viel wesentlicherer Form im Tierkörper und in geradezu idealer Weise im menschlichen Körper entwickelt sind und sich ständig erneuernd entwickeln. Die Vitaminlehre ist erst beim Anfang des Alphabets angelangt. Nichts hindert aber, auf diese Vitamine X Y Z hinzuweisen (wissenschaftliche Forschungsergebnisse vorausgenommen), die dem Charakter der geistigen Bewegungsintensität, der Vererbung, der physiologischen Eigenschaften des Menschen entsprechen. Die sprießende Kraft einer Spargelspitze sprießt im Blutlauf weiter, gärt und verdaut sich. Mut und Dummheit eines Menschen aber bleiben als Salze zurück. Um wieviel nahrhafter muß also der Mensch sein als das Tier und die Pflanze.

Das haben die Neger, die ihren höchsten Kult daraus entwikkelt haben, allerdings schon lange gewußt. Sicherlich wird einer mal Gesetze der Biologie, Stationen im Vegetativen noch finden, die es als eine Grausamkeit erkennen lassen, untergeordnete Lebewesen zu verdrängen, zu verschlingen, zu fressen. Es ist eine unmenschliche Grausamkeit, das Leben der Pflanze, die für das Weltall treibt, und für die Atmosphäre blüht, und für den Boden, für die Wiederkehr alles Lebenden Früchte trägt, zu zerstören, sinnlos auszulöschen, bloß weil der Mensch zu faul ist, darüber nachzudenken, zu gehemmt, zu belastet und verduselt, um sich zu der Erkenntnis durchzuringen, daß die gegebene Nahrung des Menschen, Erneuerung und Wiederkehr im Wesenskreis des Lebendigen, der Mensch ist. Die Mutigen sollten anfangen, davon Nutzen zu ziehen.

Jedenfalls wird sich vieles vereinfachen und die Politik wird künftig ein Kinderspiel sein. Niemand mehr wird darüber seufzen müssen, was er seinen Leuten über die soziale Frage zu erklären hat und wie er den Brüdern und Gevattern gegenüber gewisse Teile der Kolonialpolitik zu vertreten hat. Das werden alles einmal Dinge von einer lächerlichen Phantastik sein. Ich gestatte mir nur noch auf eins hinzuweisen, sofern der Raum nicht schon zu beschränkt ist, nämlich daß die Praxis im Leben dem verstandesmäßigen Erfassen schon weit vorausgeeilt ist. Die Menschen fressen nämlich schon einander, sie nähren sich schon voneinander, selbstverständlich lebt schon der eine Mensch vom andern – bloß so phantastisch unproduktiv, *er wird ja nicht satt davon* und kann nicht satt davon werden. Fleisch gehört zu Fleisch. Vitamin X plus Vitamin Y plus Vitamin Z, vorausgesetzt, daß dies die Stoffe im Menschen sind, die den Menschen satt machen, sind nur in der Körperlichkeit des Menschen vorhanden, im Kopf, in der Brust, im Hoden und in den Knochen, und nicht im Lebensraum, in der Atmosphäre, in der Zeit des Menschen, in einer Bewegung außerhalb, die durch irgendeine Arbeit hervorgerufen wird. Darin scheint mir, ich muß es gestehen, eine tragische oder komische Verkennung zu liegen. Wozu denn ein Nichts fressen, etwas Wesenloses, etwas Ausgedachtes – denn damit geben sich ja ausschließlich die Menschen ab. Das Fleisch liegt da! Und du, lieber Freund, frißt eine leere Vorstellung! Wie traurig –.

Macht rotes Licht, wir wollen Tango tanzen!

HAT DEUTSCHLAND DEN KRIEG VERLOREN?

Im deutschen Aufsatz ist einer Abiturientenklasse von Oberprimanern das Thema gestellt worden: Ein verlorener Krieg und seine Folgen – das Thema ist vom Geschichtlichen aus zu behandeln. Für dieses Geschichtliche ist ein erprobtes und an den Klassikern geschultes Gerüst im Gedankenaufbau vorhanden, in dem Sinne wie: der Krieg schärft und erneuert das sittliche Gefühl eines Volkes, er bindet, wenn er ein verlorener ist, die schöpferischen Möglichkeiten zur Abwehr und zum Wiederanstieg neu zusammen, er fördert die Philosophie, dem Feinde Widerstand zu leisten, er entwickelt Kunst und Wissenschaft, und insgesamt das Leben einer Nation entwickelt sich zu neuer Blüte, während hingegen, und das trifft zu für den Feind, der den Krieg gewonnen hat, dieser gleiche Feind Gefahr läuft, im Übermaß seines Sieges zu ersticken, sich sozusagen auf die faule Seite zu legen, und entsprechende gut angebrachte Parallelen mehr. Es braucht nicht sonderlich betont zu werden, daß in solcher Darstellung des Themas die geschichtliche Behandlung schließlich abgelöst wird von der Beziehung zur Gegenwart und ihrer Nutzanwendung für die Zukunft, ein ausgezeichnetes Thema, eine raffinierte Behandlung, junge Menschen vor der Erkenntnis des Vorhandenen, vom Blick auf Tatsachen und von der Einfühlung in eine Atmosphäre wegzubringen. Es gehört schon ein deutscher Studienrat dazu, selbstbewußt und unbelehrbar vor aller Welt vertreten zu wollen: Deutschland hat den Krieg verloren, ich meine das Geplänkel zwischen 1914-18.

Böswilliges Getratsch, unbestätigte Gerüchte!

Es kann gar keine Rede davon sein, daß sich die deutsche Philosophie erneuert, geschweige denn in Anwehrstellung sich begeben hat. Soweit die philosophischen Maxime sich auf das Gebiet der Mathematik begeben haben und in Formeln umzusetzen sind, mag dies vielleicht noch angehen, denn sie entziehen sich damit der Nachprüfung im Erlebnis des Weltanschaulichen, reizvolle Synkope im Geplätscher Hegelscher Dialektik, Irving Berlin gegen Franz Schubert. Die sittliche Kraft des Volkes, die Bindung zur Nation, die Gemeinschaft in der Gruppe,

im Verband und in der Partei, die Parteien gegeneinander, der Führer gegen die Parteien und die Führer unter sich, im Staat, im Parlament – ich will sagen: die Nation blüht, sie blühte in der Inflation, sie blühte im Schwindel der Rationalisierung und sie treibt Blüten in der Konkursserie der Weltwirtschaftskrise. Die Kraft, solche Umwege zu gehen, ist nicht die Kraft eines Volkes, das den Krieg verloren hat, Auffangstellung eines Angriffs, über den nach den Gebräuchen internationaler Politik im Interesse der Geheimhaltung nicht weiter gesprochen werden soll. Nur eins darf man sagen: der Schuldner, der sich mit seinen Schulden in die Welt hineinquält, gleicht ein wenig der Spinne im Netz; das Kapital hat nun einmal seine besonderen Eigenheiten und seine Kehrseite. Es ist grundsätzlich falsch, zur Verteidigung der deutschen Wirtschaftspolitik auf die Abwanderung des deutschen Kapitals ins Ausland solches Gewicht zu legen. Diese Abwanderung ist vielleicht nur vorgeschoben, die Strukturwandlung des Kapitalumlaufs hat sich geändert. Der Schützengrabenkrieg ist nur eine Etappe, Vorgeplänkel, wenn man so sagen darf.

Der geheimnisvolle Juliusturm

Seitdem die amtlichen Pressestellen des amtlichen Deutschlands bis auf die deutsch-österreichische Zollunion jedes Gefühl für Romantik verloren haben, hört man nichts mehr vom Spandauer Juliusturm, der von Richard Wagner vorausahnend als Schatz der Nibelungen vertont worden ist. Ich frage Sie: das Geld, das sich Ihre Firma von Steuern und Sozialverpflichtungen, aus Lohnzuschüssen, staatlichen Subventionen und Krediten der Länder und Gemeinden erspart, wird über Holland mit 3 1/2 % Zinsen, später über Paris mit 5 % Zinsen umgesetzt, um von dort möglichst noch über schweizerische Zwischenhände von den deutschen Banken mit 8 % aufgenommen zu werden, von denen die gleiche Firma das Geld dann wieder mit 10 bis 11 % zurückerhält. Dieses Geld schafft politische und wirtschaftliche Verbindungen; die Bilanz, die sich kapitalmäßig aus der Operation ergibt, mag man mit dem Rechenschieber, die imaginäre Summe von einer Million Mark eingesetzt, nachrechnen. Man wird auf eine Akkumulation stoßen, die der tatsächlichen Akkumulation des Kapitals entgegenge-

setzt ist, aber nicht der gleichen Macht einer solchen Akkumulation entbehrt. Das Kapital eines Volkes, das bereits, nachdem der Vormarsch der in gleiche Röcke mit Kanonen und Tanks ausgerüsteten Menschenwerte zum Stillstand gekommen ist, ohne das bisherige Spezifikum Kapital ist, tritt trotzdem unter den gleichen Vorbedingungen den Vormarsch an, es setzt den Angriff, der 1918 zum Stillstand gelangt ist, fort, mit stärkerer Kraft und mit größerer Aussicht auf den endgültigen Sieg. Im Youngplan ist die bisherige Verfolgung der Ententestaaten auch sichtbar zum Stillstand gekommen. Schon dreht sich, wenn auch dem deutschen Oberlehrer noch unbewußt, das Bild.

Der Herren-Club vom 17. Mai

Sir Basil Zaharoff, der Beherrscher der englischen Rüstungsindustrie, von dem es vor einigen Wochen hieß, daß er gestorben sei (das kann man nämlich nie wissen), ist mit Moses in der Wüste zu vergleichen. Er hat die paradiesische Zukunft eines Zusammenbruchs der englischen Weltherrschaft, einerseits für die Rüstungsindustrie, andererseits zum Wohl der gequälten Menschheit, in Europa zumindestens, nicht mehr recht erleben können. Der Zusammenbruch, der zunächst aufgehalten schien (Versailles!), geht indessen unaufhaltsam voran. Ein Kranker stützt sich gern etwas und läßt sich gegen Bezahlung helfen. Diese Chance hat die Regierung in Deutschland wieder etwas auf die Beine gebracht, d. h. wenn ich sage die Regierenden, so meine ich die Nebenregierenden, denn nach der nun einmal herrschenden Mode der Umkehrung der Vorzeichen sind ja gewisse Leute nur deshalb Regierende, weil für sie und neben ihnen andere regieren. Seitdem Herr Mannheimer, Disponent in Amsterdam, für die Deutsche Reichsbank die deutschen Auslandguthaben nachspioniert, das ist zwar schon lange Zeit her, und heute disponiert Mannheimer nicht nur für Mendelssohn, sondern auch für denjenigen Kreis von Banken, die als Rediskonteure um die Bank von Frankreich gruppiert sind, spekuliert er mit italienischen Devisen (eine selbstverständliche Folge der obenerwähnten Verbindung) und bietet sich als Makler zwischen der Bank von England und den amerikanischen Großbanken an. Herr Mannheimer, der alle deutschen Aus-

landskredite monopolisiert hat, als Begutachter, als Agiomanager für die Bankkonsortien und als Rediskonteur, früher der Sozialdemokratischen Partei nahestehend, hält es heute mit den Nationalsozialisten. Guten Morgen, Sir Basil Zaharoff. Die Wendung beginnt, die Wendung drückt sich durch. Adolf Hitler, von den Engländern des Sir Basil Zaharoff finanziert, das sind echte Levantiner, soll ein Stein sein in der Schutzkette, Europa in Schach zu halten. Mannheimer hat die Trauben zunächst etwas sauer gemacht. Die deutsche Regierung ist nicht im Herbst gestürzt. Sie ist über den Winter laviert, sie hat immer noch im Auslande ein paar Hilfsquellen, auf die sie zur Not zurückgreifen kann, außer der Notverordnung, und jetzt beginnt sich Mannheimer zu drehen. Brüning und Curtius werden nach London berufen, um dort zu vernehmen, daß eine nationale Regierung unter Einschluß aller für einen Europablock Gesinnten (siehe Adolf Hitler) erwünscht wäre. England hält die Zeit für gekommen, von Mannheimer geschickt gemanagt, aus dem Zusammenbruch der amerikanischen Wirtschaft Nutzen zu ziehen und die Hände freizubekommen für die Beruhigung Europas. Stimmt das? Für die deutsche Regierung mag es ein erwünschter Auftrieb sein. Werden aber die Rechten, die Hüter der Nation, das Gebot der Stunde verstehen? Haben sie nicht schon zu viel an Strategie verlernt?

Der Vormarsch nach Holland

Ich habe neulich im Gespräch vertrauter Kreise gewisse Andeutungen aufgefangen, selbstverständlich völlig unter Diskretion. Oberster Grundsatz aller Strategie: der Starke gegen den Schwachen, und: Tarnung nicht vergessen. Man will es mal mit Holland versuchen. Holland anzugreifen, Ziel nach England und in dessen Auftrage (stimmt das?) ist vielleicht eine lohnende Aufgabe. Gewisse Bindungen in der Volksseele werden zudem frei, die auf Auflösung rechnen können. Nieder mit den Speckjägern! Holland wird unter Wasser gesetzt. Die Schleusen werden zerstört, die Radfahrwege unbrauchbar gemacht. Holland muß vernichtet werden, das davon lebt, anderen Nationen Geld zu pumpen. Die holländische Geschichte ist zudem reichlich interessant, dem geistig Regsamen wird Gelegenheit gegeben, nachzuprüfen aus den zahlreich noch vorhande-

nen Dokumenten, daß dieses Speckjägerland überhaupt zu Unrecht besteht. Die aufgespeicherte Wut eines sittlich erwärmten Volkes findet die angestammte Betätigung.

Mecklenburg muß zerstört werden

Und noch auf eins wird besonders dabei daraufhingewiesen. Bevor noch einmal die deutschen Volksmassen die Grenze überschreiten – erst muß reiner Tisch gemacht werden im eigenen Lande; den Gegner kennenzulernen, soll man erst gegen sich selbst kämpfen, und sei es nur zum Exempel. Es lohnt sich nicht, gegen den Sachsen zu Felde zu ziehen oder gegen Bayern, auch reichlich unbeliebt. Stürzen wir uns mal zur Abwechslung auf Mecklenburg. Das Land, an und für sich schon Mecklenburger Sandboden, ruft geradezu danach, in eine Wüste verwandelt zu werden; alles Unheil kommt von Mecklenburg. Das Land ist, boshaft genug, zu wenig bevölkert, das Aufmarschgelände stellt besondere Anforderungen, Abgrenzung von der Luft ist durch Nebel gehindert. Mecklenburg ist zudem auch strategisch gefährdetes Gebiet, Einbruchspforte für die skandinavischen Armeen und ähnliches mehr. Chaos im Innern, zu einer geschlossenen Vorstellungswelt konzentriert, wird nach außen gedrückt als Machtfaktor. Diese Macht, um sich jetzt auch ernsteren Dingen zuzuwenden, saugt den Siegeswillen des Feindes auf. Als Kriegsfreiwilliger wußte der Deutsche mit seinem Nietzsche im Tornister noch nichts Rechtes anzufangen. Heute aber, wo der Trompeter von Naumburg ein beliebter Exportartikel deutschen Spießertums geworden ist, entwickelt er sich bereits zu einer ganz anständigen Waffe. Der effektive Vorteil einer beendeten Schützengrabenetappe wird zum Nachteil im Melos.

Die internationale Aufrüstung der Feinde krankt bereits daran.

Giftgas, der große Bluff

Man wird gut tun, sich die Kriegsmittel, die noch übrig geblieben sind, etwas näher anzusehen. Kein Verständiger, der die Grundlagen der Kriegstaktik analytisch aufzulösen imstande ist, wird sich heute mehr von dem Giftgasbluff imponieren lassen. Gerade noch die Architekten sind daran interessiert,

die sich davon Arbeit versprechen, Städte umzubauen, die Parzellenverkäufer, die die Stadt auf das Land aussiedeln wollen. Die Fabrikanten von Schutzmasken, die ihr Geld in Autolaternen und Staubsaugern verloren haben. Erstens denkt niemand mehr daran, das Giftgas abzublasen, man wird das Gift herunterregnen, man wird Gift streuen, und zwar solches Gift, gegen das jedes Schutzmittel wertlos wird. Aber das mögen Militärpraktikanten unter sich ausmachen. Wichtiger ist doch, Ideen zu vergiften, Vorstellungen von einem Ausmaß zu erzeugen, das jede weitere geistige Tätigkeit lahmlegt. Dazu braucht man keine Kanonen mehr und keine betonierten Festungen, keine Panzerkreuzer, keine 1500-PS-Motoren, kein automatisches Infanterie-Schnelladegewehr, mit denen die Franzosen und Engländer sich brüsten. Man muß verstehen, daß dies nur die Form ist, mit der diese Länder die Reparationen für die zweite Etappe dieses Krieges leisten. Noch immer ist die beste Waffe, wenn man schon an Materialisiertes denken will, die Faust, die Zähne und allenfalls der Knotenstock. Auch der Gorilla verwendet gelegentlich noch den Baumast. Es versteht sich von selbst, daß man die Menschen näher aneinander herankommen lassen muß.

Der Verstand wird abgeschafft

Den Theoretikern, zahlreich wie Sand am Meer, sollte man doch die Frage vorlegen, wie sich der Pazifismus, jene biologische Krankheit, die aus der Vorstellung von Bomben und Giftgasen entstanden ist, ideologisch begründet rechtfertigen läßt. Will man denn eine Welt von Schrebergärtnern? In Frankreich bahnt sich vielleicht etwas ähnliches an. Der Deutsche, der gewohnt ist, an der Maschine zu stehen, ist von der Vorstellung seines Schrebergartens längst abgekommen. Den Verstand auszulüften ist nicht mehr nötig, ganz abgesehen, daß es ein Atavismus ist, sich an der Vorstellungswelt eines Urmenschen mit Hacke und Spaten zu erneuern. Die treibenden Kräfte dieses Atavismus, Intellekt und Gemüt, die Welt als Wille und Vorstellung sollte man endlich den anderen überlassen, daran zu ersticken. Wir begnügen uns mit dem Trieb. Wir schalten um, Raum zu schaffen für das Volk ohne Raum, körperlichen Raum, Wirtschaftsraum, Lebensraum. Ab dafür.

KULTURPROGNOSE

Die großen Faktoren, die die sozialen Bindungen der Menschen zueinander bestimmen und diesen ihren Ausdruck als Kultur geben, sind heute im voraus errechenbar. Wir verdanken die Möglichkeit solcher Prognose den Errungenschaften der Wissenschaft vom Menschen. Die Wissenschaft umfaßt gleicherweise das tatsächliche wie das mögliche Bild vom Ablauf des menschlichen Lebens, seine naturgebundenen wie beziehungsgebundenen (oder geistigen) Funktionen, umfaßt die Stellung des Menschen zur Umwelt wie die Umwelt selbst sofern es gilt, den Menschentyp aus dieser Umwelt heraus zu entwickeln. Sie umfaßt alles, was in der Entwicklung zur Wissenschaft vom Menschen in der Atmosphäre steckengeblieben oder nur halb ausgesprochen ist, wie Gott und Religion, Macht und Liebe, ebenso wie alle bisherige exakte Wissenschaft nur Teilgebiete und Hilfsstellungen dieser einen großen allumfassenden Wissenschaft ist. Mit der fortschreitenden Aufhellung, ihrer allmählichen Determinierung in Aufbau und Auswirkung rückt das vor uns Liegende in die Gegenwart. Voraussicht wird zur Aufgabe, die den mathematischen Teilgesetzen verwandt ist. Die großen Naturereignisse, die den Menschen berühren, die Revolution ist ein Rahmengeschehnis, sie ist nicht nur sehr zeitlich wie atmosphärisch gebunden. Die wahre Kulturprognose berechnet ihren Stimmungscharakter als belebend oder hemmend, im Rahmen eines gesetzmäßigen Aufbaus, aber die Prognose setzt eine Revolution nicht als Ziel, noch an den Anfang. Der Einzelne setzt sich mit der Atmosphäre des Ganzen auseinander. Für den Schluß aus der Gegenwart dieser Kultur auf eine gleicherweise oder verändert zukünftig bedingte ist der Einzelne nicht wichtig, noch weniger der Vereinzelte.

Daraus ergeben sich für die Kulturprognose gewisse grundsätzliche und feststehende Richtlinien und Ergebnisse. Zunächst, vielleicht etwas willkürlich für den Zweck ihrer Aufgabe herausgegriffen die drei wichtigsten Verschiebungen aus dem gewohnten uns anerzogenen täglichen Denken: Der Glaube wird Bewußtsein. Religion wird Wissenschaft. Die Beziehung der Menschen unter einander wird zur erkenntnistheoretischen Voraussetzung. Die Psychologie wird zur Politik und — — sicherlich von geringer Bedeutung, die Kunst wird Propa-

ganda. Die Kunst ist Sport.

Die arithmetische Lebensform schafft sich die Buntheit des täglichen und allgemeinen Lebensablaufs (Lebenssteigerung) aus der schrittweisen Überwindung der aus einer anders bedingten Vergangenheit zurückgebliebenen Erkenntnisreste. Sie belasten das Denken, das Gefühl und sind handlungshemmend. Der Grad ihrer Ausmerzung differenziert die heraufkommende neue Kultur. Es ist unvermeidlich, daß ihr äußeres Merkmal das schonungsloser Härte und stählerner Disziplin sein wird. Die Vergangenheit hat Gefühl und Weichheit, Wärme und Tod zusammengeworfen. Darum wird es gelten, die Kälte und das Harte herauszustellen, das Weiche und Gleitende, der Lebensrhythmus, die Musik im Geistigen, in den Associationen zu dem weniger Kontrollierbaren wird zum Mittel, zum Instrument. Es schafft die Farbe der Beziehungen, ihre Dichte, ohne sie zu bedingen. Die bisher für die Entwicklung so bedeutsame Sehnsucht nach Mehr in der Erkenntnis und im Leben überhaupt wird zur Intensität, einer beschwingten Vertiefung des Wissens. Aus ihr entsteht jene neue Weichheit, ein Charme, der dem neuen Menschen ein neuer Typ bedeutet. Das Mütterliche und das Schöpferische gleiten in eins.

Die große innere Auseinandersetzung der zukünftigen Kultur wird also geführt werden um den Begriff des Einzelnen, genauer gesagt um den Vereinzelten. Der Vereinzelte ist der gemeinsame Feind, und das Gemeinsame wird zur motorischen Kraft der Zukunftsentwicklung. Unter dieser Richtlinie fallen alle heute noch strittigen Thesen in sich zusammen, beispielsweise Krieg und Frieden und nicht zuletzt der Klassenkampf. Wenn Krieg (in Parenthese) etwas Zurückgebliebenes, Beschwertes aus der Zeit, die keine psychischen Auflösungen kannte, ist, so wird Frieden erst recht zum Verbrechen. Ob Krieg oder Frieden – das ist immerhin gleichgültig. Wichtig ist der neue Inhalt, der gemeinsame Inhalt. Ein Frieden auf Kosten der anderen, der vereinzelte Frieden, ist näher dem Tod als der Krieg, der tötet.

Im Marsch der Zukunft werden die Zurückbleibenden und die Zurückgebliebenen zu Ketten der Hemmung und des Widerstandes. Diese Ketten zu erleichtern, diesen Widerstand zu brechen und vor allem die giftschwelende Atmosphäre solchen Zurückbleibens zu entgiften, das ist die Aufgabe der künstleri-

schen Intuition einer zukünftigen Kultur. Es ist einleuchtend, daß eine solche Aufgabe mit außerordentlicher Härte durchgeführt werden muß, und mehr noch solche Härte zur Voraussetzung hat. Die Bindungen des heutigen kulturellen Lebens einschließlich der Gefängnisse sind wenig dazu geeignet, diese Härte zu bilden. Auch darin geht der Künstler der Entwicklung voraus. Derjenige, der unter solchen Voraussetzungen an seine Zukunft zu glauben gelernt hat oder vielmehr sich selbst zu einer Erkenntnis solcher Prognose erschlossen hat, atmet in einer Atmosphäre, die die allmählich zurückbleibenden Gegenwartsanalysen diejenige des Optimismus zu nennen pflegten. In der Zukunft wird es mehr wie bisher und heute noch das Reservat des Künstlers bleiben, optimistisch zu sein.

Darin erschöpft sich auch in allen Einzelheiten die Kulturprognose.

INSEKTENPSYCHE

Der französische Naturwissenschaftler Thévenin erklärt es für einen glücklichen Zufall, daß das Menschengeschlecht bei der biologischen Umstellung zur Entwicklung der Wirbelsäule und der Ausbildung der Gehirnmasse einen Sprung gemacht hat, der zu falschen Körperproportionen, übergroßem Körperbau im Verhältnis der Gehirnmasse, geführt hat. Die Größe eines dreijährigen Kindes würde mit den Proportionen der Gehirnmasse etwa das Gleichgewicht halten. In den Jahrtausenden dieser Entwicklung traf der Mensch auf Insekten, deren Flügelspannweite etwa der eines Adlers entsprochen hat. Würde der Mensch die von den Entwicklungsgesetzen ihm vorgeschriebenen Proportionen nicht übersprungen haben, so wäre das Menschengeschlecht im Lebenskampfe mit den Insekten unterlegen. Ich bin der Meinung, daß diese rückschauende Perspektive reichlich optimistisch ist. Wir bewundern heute die fabelhafte Organisation der Ameisen, Bienen und Heuschrekken. Wir staunen vor dem Instinkt, der ungeheure Armeen in Bewegung setzt und zum Kampfe führt. Wir sind erschreckt vor einer Fruchtbarkeit, die aus unerschöpflichen Kräften neu gebärt. Wir vermögen die Herrschaft der Insekten in manchen Teilen der Erde, beispielsweise im brasilianischen Urwalde, nicht zu brechen. Der Mensch ist auf der Flucht, weil die Mittel, mit denen er den Vormarsch der Insekten im brasilianischen Urwalde aufhalten würde, zwar auch die Insekten zerstören könnte, aber auch alles Leben schlechthin, kurz gesagt, das Leben, von dem auch der Mensch abhängig ist. Vergiftetes und totes Land, in dem auch der Mensch nicht mehr existieren kann, wird, daran ist übrigens nicht zu zweifeln, eine neue Insektenwelt entwickeln, und wenn es aus den stinkenden Knochen des Menschen selbst sein sollte.

Uneingedenk dieser pessimistischen Schlußperspektive versucht der menschliche Gedanke, dem Instinkt der Insekten an sich überlegen, sich die äußeren Möglichkeiten der Insektenpsyche zunutze zu machen. Die Entwicklung drängt nach der Kollektivität, nach einem kollektiven Gemeinschaftswillen, der den Verstand unter den Funktionen des Instinkts gemeinschaftlich macht. Die moderne Kriegsführung hat ihre Waffen aus der Insektenwelt übernommen, Gas und Lufttorpedo sind den In-

sekten seit hunderttausend Jahren wohlvertraut. Die Probleme der elektrischen Schwingungen und der vegetativen Strahlungen sind in der Insektenwelt bereits vorbildlich gelöst. Und dann vergleiche man damit, mit welcher Schwerfälligkeit und welcher Überbelastung von aus dem Verstand geborener Materialausnutzung versucht der Mensch jetzt das Fliegen zu lernen. Der Versuch, sich biologisch zurückzuschrauben, wird noch Zehntausende von Jahren dem Menschgeschlecht das Leben verbittern.

Ich erwähne nur die Empfindsamkeit, aus der der Mensch überflüssige Lebensbezirke, wie das der Kunst, der Literatur und der Musik, der Politik und des Glaubens sich entwickelt hat. Er frißt sich darin selbst auf, er erstickt sich an dem ins ungeheure gewachsenen Mißverhältnis zwischen Leid und Lebenswillen. Jeder Sprung über die Naturgesetze hinaus rächt sich bitter. Der Mensch, der, um neue Lebenskraft zu entwikkeln, sich heute zur Insektenpsyche zurückfinden muß, ist nicht zu beneiden. Trotzdem bleiben zwei Perspektiven: Entweder es gelingt dem Menschengeschlecht, die Mißproportionen zwischen Körper und Gehirn, zwischen Instinkt und Wille wieder ins Gleichgewicht zu bringen, dann tritt er in den direkten Lebenskampf ein mit der Insektenwelt, dessen Endergebnis keineswegs entschieden ist – oder er erstickt in seiner eigenen Größe, an seinem Gemüt und seinen Illusionen, und in seinem eigenen Dreck.

Die Insekten sind von einer Wildheit und Kühnheit, sagt Thévenin, die diejenigen der blutgierigsten Säugetiere bei weitem übertrifft, bei den Ameisen rücken die Truppen in geschlossenen Formationen vor, greifen an, plündern, führen Gefangene als Sklaven mit sich fort, martern und morden die Besiegten mit einer Grausamkeit, die kein Erbarmen kennt. Solidarität in Kampf und Arbeit ist allgemeine Regel.

Möchte es doch dem Menschengeschlecht gelingen, diesen Zustand zu erreichen!

DER NEUE MENSCH

Die nachstehenden Darlegungen gehen von der Voraussetzung aus, daß es erlaubt ist, nach Zweck und Ziel der menschlichen Gesellschaft zu fragen. Für denjenigen, der im „unerforschlichen Ratschluß Gottes" jedwedes Leben begründet sieht, der die „höhere" Ordnung, die Zielsetzung einer Allmacht gegeben sieht, lohnt es sich nicht zu fragen; ich mache darauf aufmerksam, daß es sogar verboten ist. Es ist der Weg zu einem Ausgleich der Gedanken und Leidenschaften, der sich im Laufe einiger Jahrhunderte und für einen bestimmten Zustand gesellschaftlicher Entwicklung, geschichtlich betrachtet, bewährt zu haben scheint – als Mittel, als eine Art Generalnenner für eine Summe von Vorstellungen, die so gebunden und vereinfacht die Gesellschaftsformen zu kitten in der Lage waren. Der neue Mensch erlebt sich außerhalb dieser Bindung. Zu seiner Schicht, zu seiner Gesellschaftsgruppe, zu seiner Rasse gehören Einzelmenschen und Völker, von denen die Überlieferung aus Jahrtausenden spricht, ebenso wie Menschen dieser Zeit und die Volksgemeinschaft der Zukunft. Sie wachsen, nicht mehr getrennt durch äußere körperliche Merkmale, zu einer Menschenrasse zusammen, die über die Verteilung der materiellen Güter, die Harmonie der Empfindungen und den Gewinn ideelicher Vorstellungen herrschen wird. Inwieweit Gott- und Magiegebundene als Schicht gesellschaftsbindend bleiben, mag hier dahingestellt bleiben, sie bleiben als Menschen zweiter Ordnung, als niedere Rasse, die nach dem Grad der Verantwortung, für die sie sich in der Gesellschaft einschätzen, in Pflichten eingeordnet sind. Der neue Mensch kennt keine Pflicht; er erlebt die Verpflichtung allein wiederum im Menschen selbst.

Diese Verpflichtung, die Verantwortung zu sich selbst als dem Menschen hin, schafft die Voraussetzungen für die Menschengemeinschaft. Sie bedingt deren Formen, die Entwicklung, den Aufgabenkreis und letzten Endes auch das Erleben der Gemeinschaft selbst. Von solchem Erleben her verändert sich das Lebensbild, verändern sich die Gedankengänge, die Vorstellungen und die Gefühlswelt des Einzelnen grundsätzlich. Sie haben keine Berührungspunkte mehr, nichts gemeinsames mit dem individualistischen Herdenmenschen vergange-

ner und gegenwärtiger Zeiten. Der kollektive Mensch ist frei von Besitzvorstellungen, frei von den daraus resultierenden ethischen Bindungen, frei vom Zwang bestimmter gesellschaftlicher Pflichten, die unter dem Drucke zufälliger, dem Zweck individualistisch betonter Gesellschaftskittungen sicherlich notwendig sind, aber, das darf nicht übersehen werden, der kollektive Mensch ist so verschieden von dem nach gesellschaftlichen Zweckgesetzen Gebundenen dieser Zeit, daß die Unterschiede größer sind als die der Rasse, des Alters, der Bildung und der Besitzverhältnisse, es sind Unterschiede in der Artgattung. Der individualistische Mensch bildet sich ein, die physiologischen Vorgänge in der Lebenswelt, die Instinktäußerungen zu beherrschen. Die wissenschaftliche Forschung solcher Menschen geht noch heute von diesen Grundvorstellungen aus. Für den kollektiven Menschen sind die Gesetzesbindungen des individualistischen Menschen kein Problem, nicht mal eine Frage des Widerstandes. Sie unterstehen, wenn man so sagen darf, zweckdienlichen Vorschriften der Hygiene. Niemals kann eine individualistische Gesellschaft dem neuen Menschen den Zeitpunkt seines Widerstandes vorschreiben. Die Gesellschaft zwingt nicht zur Revolution, es sind die Kräfte des Einzelnen, bedingt, reguliert und gemessen vom Kollektivbewußtsein, die den Einzelnen in den Widerstand bringen und bestehende Gesetze durchstoßen und zerbrechen lassen. Die Machtmittel eines Staates, der mich nicht interessiert, fallen unter die Rubrik der Wettermeldungen, auf Regen folgt Sonnenschein.

Es ist üblich geworden, daß eine modische wissenschaftliche Methodik das genetische Element vom dynamischen trennt. Ich halte solche Gegenüberstellung für verfehlt, da sie dazu verleitet, Lebensformen zu suchen, die in der individualistischen, materiell bedingten Grundform bis zu einer möglichen Vollendung bereits enthalten sind. Nichts hindert den Menschen, dynamische Lebensäußerungen in genetische umzuwandeln und den Schein zu erwecken, sich damit auf eine höhere Stufe zu schrauben. Der grundsätzliche Unterschied wird nicht berührt. Solche Methodik geht an dem Arttrennenden des Kollektivismus vorbei. Die genetischen Elemente des Kollektivismus fallen schon in der Erlebensform unlöslich gebunden mit den dynamischen zusammen. Kollektivismus ist nicht die Zweckgemeinschaft der Schwachen, nicht die Lebensform der Minder-

wertigen, es ist der Zustand, der Atem, das Sein und die Aktion des neuen Menschen. Individualistisch gesprochen, des Starken, des Freien und Ungebundenen und des Einzelnen, der sich bewußt wird, ein Mensch zu sein.

Die Bindungen zwischen den Menschen zu einer neuen Gesellschaftsform unterliegen nicht mehr den Tastversuchen wissenschaftlicher Nachprüfungen, sie gliedern sich auch nicht in die Verschiedenheiten der Bildung, des Besitzes, der Unterdrückung und sonstiger ethischer Grundgesetze. Sie sind ein für allemal vorhanden, sie existieren von Anbeginn im Widerspruch gegen das individualistische Erlebte. Der Einzelne, der aus der bewußt gewordenen Gemeinschaft die Lebensform gewinnt, ist um genau die gleiche Zahl aller Kräfte reicher, die er in seiner Vorstellungswelt als Summe der Gemeinschaft errechnen kann. In der Zwiespältigkeit, sich in einer Gesellschaftsform bewegen zu müssen, die ihm fremd ist, die ihn hemmt, quält und unterdrückt, und die ihn langweilt, wie schon oben erwähnt, aus hygienischen Gründen Gesetze befolgen zu müssen, die ihn gar nichts angehen, wachsen die neuen gesellschaftlichen Formen kollektivistischer Weltanschauung, ordnet sich der neue Mensch zur Mechanik der Verteidigung und zum Angriff, zur Eroberung der Welt. In der Tiefenwirkung dieser Mechanik, in der Beobachtung der Angriffsvorbereitungen, in den Vorpostengefechten, in der Wut materiell Unterdrückter, im Verbrechen gegen das Leben und den Geldbeutel der anderen, in der Angst puritanischer Seelenagenten, in der Korruption der Staatsmänner, bei Albert Einstein und dem Arbeitslosen Ferdinand Schultze, in den Notverordnungen und den Landesverratsparagraphen, in Gotteslästerungsprozessen, im Aufmarsch der proletarischen Schutzwehr, im Generalstreik, in den Aufständen, im Gefängnis und auf der Heide, vor den Maschinengewehren der Polizei und im Fehmemord aus dem glücklich und geschickt gewählten Hinterhalt – erlebt der kollektive Mensch diese Zeit. Er lernt daran, und niemand wird ihm das Quantum Glück, das seiner Lebensform physiologisch entspricht, seinem Lebensraum zugeschrieben ist, entziehen können; es sei denn er selbst.

Die Körperlichkeit bedingt die Angst, zu spät zu kommen. Der alternde Mensch zweifelt daran, genügend erlebt zu haben, um sich voll zu entfalten. Der Starke findet nicht genügend Wi-

derstand, alles zu zerstören, der Ärmste ist nicht arm genug, am Widerspruch des Reichen sich satt zu essen, und der Reiche zittert um den Besitz, der ihn wie ein Karzinom zerstört. Der Produktive zerschellt am Weltraum, über den er nicht herauskommt, die Erbitterung wird zum Glauben, der die Religionen ersetzt. Der Mensch erstickt in sich selbst, da er die Aufnahmefähigkeit nicht genügend entwickelt hat, den Menschen in der Vorstellungswelt als Gemeinschaft zu erleben, und der Satte und Kranke, der Blutleere, der Geschlechtslose, der Mann von Geist und Verstand, der Gebildete, der Ehrsame, der Mensch, der sein Leben lang nur Gutes getan hat, der Kuli, der weitere Kulis zeugt, der Edle, der Herr und Knecht, Regierung und Volk, Deutschland – das ist alles nur eine Verirrung. „Warum suchst du Ruhe, wenn du zur Unruhe geboren bist?"

Man darf zugestehen, das Gewicht der Empfindungen wird überschätzt, die Gefühlsvorgänge erscheinen reichlich mannigfaltig. Was dem einen Freude macht, schafft dem andern Leid. Aber eine Umschaltung des Gefühlshebels genügt, die leiseste Erschütterung dieses Apparates genügt, um zur gleichen Zeit, für den gleichen Gefühlskomplex Leid in Freude zu verwandeln. So wandelbar ist der Mensch, obwohl er noch nicht versteht, diese seine Gefühlstechnik voll zu entwickeln. Die Zeit schaltet sich beliebig um, Alter und Kindheit, gut und böse, in den mannigfaltigsten Querverbindungen des Einen zu Vielen, und das Geschlecht – der Mann erlebt sich in dem Grade, wie er das Weibliche in sich entwickelt, abgestuft in die Instinktphasen des Tieres, in das Raumbild der Pflanze, bis in die Beharrung des Steins. Es wird verständlich, daß der neue Mensch mit der allenthalben und ringsum aufgezeichneten Ausgleichsethik nichts anzufangen vermag. Der Ausgleich, der als Erlebnis die Lebensform schafft, liegt auf einer anderen Ebene, mit anderen Tiefen, in einem völlig veränderten Raum. Der Ausgleich zwischen den Kräften, Körper und Verstand, den Instinkten, Willen und Empfinden, dem Einzelnen und der Vielheit ist nur ein scheinbarer, ein noch völlig willkürlicher, wobei festzustellen ist, daß das Eigenleben erst in einer Phase beginnt, wo dieser Ausgleich sich automatisch vollzieht, selbstverständliche Voraussetzung ist. Solange sich dies in ziemlich starren Behilfsmitteln vollzieht, wird man nicht gerade von einer glückhaften Harmonie reden können. In der Spannung zwi-

schen diesen in einer erlernten und aufgepfropften Harmonie sich vollziehenden Gleichgewichtsversuchen, die im besten Falle gewünscht, aber tatsächlich nur eingebildet ist, und die nicht mal das hält, was sie verspricht, liegt der Lebensraum des Kollektiven, liegt der Lebensablauf des Außenseiters.

Es ist richtig, daß das Weltbild in Veränderung begriffen ist. Von der Schule her noch bekanntgebliebene Schriftsteller des Altertums haben das gleiche und unter ähnlichen Gedankengängen schon behauptet. Vielleicht darf man mir zugestehen, daß dieses Weltbild, vom Blickwinkel der gegenwärtigen sozialen Ordnung aus gesehen, sich im Stadium einer Revolution befindet, die ihre Wurzeln im materiellen Ausgleich sucht. Diese Revolution ist im vollen Gange und an ihrem Endsieg ist nicht zu zweifeln. Der Ausgleich in den Produktionskräften, in den Produktionspflichten, in den Produktionsmitteln und am Produktionsgewinn ist nicht aufzuhalten. Wer daran zweifelt, verdient nicht beachtet zu werden, ähnlich wie die Krankenschwester die Wünsche eines Sterbenden meist nicht beachtet, ohne daß man sie deswegen besonderer Brutalität nach der Skala der unendlichen Reihe übernommener ethischer Vorschriften zeiht. Bringt man diese Perspektive auf den gegenwärtigen Stand der sozialen Auseinandersetzungen, so ist es nur eine Frage der Taktik, und geradezu, um es auch hier noch zu wiederholen, hygienischer Erfahrungen, die sich nach den äußeren Kräfteverhältnissen richten, sich gegen Widerstände durchzusetzen, die den gleichen materiellen Ursprung haben, diese Widerstände zu brechen, sie nötigenfalls zu zertreten und auszulöschen. Es ist selbstverständlich, daß der kollektive Mensch, sofern er eine Gemeinschaft hinter sich hat, sofern er diese Gemeinschaft nur ahnt und voraussetzt, oder sofern ihm nur das Bewußtsein geworden ist, daß eine solche Gemeinschaft sein sollte, sich diesem gleichgestimmten Empfinden, das Bewegung geworden ist, und in der Bewegung zum Widerstand wird, zum Angriff vorgeht – anschließt. Blind, wenn man will, ungeschult, ohne technisches und geistiges Rüstzeug, sogar noch im Widerstreit mit sich selbst – die Klärung wird aufgeschoben, bis die Zeit der elektrischen Entladungen vorüber ist, nach dem Gewitter folgt der Sonnenschein auch wieder ins eigene Bewußtsein. Daran soll man sich nicht stören. Es ist ja die Grundlage des kollektiven Menschen, um die, wenngleich auch nur im Ab-

schnitt seiner materiellen Voraussetzungen, die aus der Erfahrung des bisherigen Lebensablaufs her für jeden einzelnen verschieden sind, größer und kleiner, gleichgültiger und konfliktbeschwerter, der Vorstoß geht.

Luft muß sein, der heute zum Schlagwort gewordene größere Lebensraum. Ich sage, für den kollektiven, den produktiven Menschen ist die Frage der materiellen Revolution schon entschieden. Er erlebt das Ziel bereits, um das noch gekämpft wird. Er nimmt den Zustand dieses erstrebten Ziels bereits als Basis seiner neuen Lebensform. Er hat die Disziplin eines gemeinsamen Kampfes als ersehnte Frucht geschenkt bekommen, zu selbstverständlich bereits empfunden, als daß es ihn nicht schon drängt, gegen diesen Zustand im Ziel, der erst später einmal gemeinsam werden soll, bereits wieder anzurennen, den Kampf schon wieder zu tragen, ehe die Gesellschaftsform eines materiellen Ausgleichs noch wirklich gemeinsames Erlebnis geworden ist. Das gibt ihm die Kraft, die Gefahren eines Kampfes im Vorpostengelände gering einzuschätzen. Man kann ihn totschlagen, und er wird voll suffisanter Skepsis die Aufregung seiner Mörder ironisieren, den mißgeleiteten Energieaufwand abschätzen und bemitleiden. Und sich den Aufbau schaffen für eine neue Formulierung bestimmter Gedankengänge, auch wenn man ihm nicht mehr Zeit läßt, diese Gedankengänge zu Ende zu denken. Man kann ihn einsperren, und er wird aus den vier engen Wänden, aus den physiologischen Bedrükkungen durch Zwangsarbeit, durch den ganzen Vorstoß der alten Welt, der auf ihn angesetzt wird, nur eine viel stärkere Lebensbereitschaft in sich finden und dasjenige Glücksgefühl, das ihm von einer vorhandenen oder vorausgesetzten Gemeinschaft zugestanden ist, nicht um das Atommaß einer Lebensenergie geringer, sondern mehr. Man kann ihm die materielle Existenz vernichten, und er wird nicht mal spüren, daß etwas gegen ihn im Gange ist. Man kann ihn verleumden, den Glauben abschneiden, man kann ihn in Diskussionen zerstören, dialektisch massieren, das alles ist zusammen nicht soviel wie die Erscheinung eines Vogels, der zu irgendeiner Zeit über dem den Menschen bewußt gemachten Lebensraum hinwegfliegt, weil dies und vieles andere seltsamer ist, überraschend und unwirklich.

Der neue Mensch beschäftigt sich mit der Aufgabe, den Widerspruch aufzuklären, der seine Vorstellungswelt aus den Ver-

schiedenheiten des Tempos von Erreichtem und Gewolltem belastet. Er steht unter dem Druck einer Gemeinschaft, die ihm Gesetze vorschreibt, die ihm Verpflichtungen auferlegt, und die ihn straft, ohne daß er sich verantworten kann. Der Erfolg dieser Gemeinschaft, selbst noch nicht sichtbar als Zustand eingerichtet, quält ihn bereits, da er gezwungen ist, nach neuen Gegnern sich umzusehen, während der Schatten des soeben Niedergerungenen noch sein Lebensgefühl bedrückt. Er fühlt noch den Griff eines Feindes an der Kehle, der für sein Bewußtsein und in allen Nerven schon spürbar bereits vernichtet ist. Solche Schwankungen fordern eine neue Disziplin. Diese Disziplin regelt sich unter dem Druck kollektiver Vorstellungen und kollektiven Geschehens. Sie ermöglicht einen unerhörten Aufstieg in der Leistung, in der disziplinaren Unterordnung, in der Hilfsbereitschaft, im Opfer und unter den gleichen Bedingungen macht sie den Menschen auch einsam, sofern der Druck vom Gemeinschaftsempfinden her im Bewußtsein ausbleibt, ohne indessen den erreichten Lebenszustand, der nur dadurch glückhaft härter geworden ist, erschüttern zu können. Die Vorstellungswelt manifestiert sich gedanklich nicht mehr in einer aufeinander folgenden Kette, nicht mehr in Flächen, sondern in räumlich bedingten Körpern, in Kristallen der Instinkte und des Gemüts, im Würfel der Menschengemeinschaft, zusammengefaßt im kollektiven Einzelmenschen.*)

*) Ein zweiter Aufsatz über die Mechanik der Verteidigung folgt. Es gilt, den Kulturkampf schon jetzt, in einem Augenblick, bevor sich die umstürzlerischen Kräfte bürokratisch niedergelassen haben, aufzunehmen.

OFFENER BRIEF
Der Herr Reichsrundfunkkommissar hat das Wort

„RUNDFUNK HÖREN, HEISST DOPPELT LEBEN!"

Postreklame der deutschen Sender

Sehr geehrter Herr Staatssekretär,

es ist das Geschick jedes Mannes, der einer gewissen Größenordnung angehört, daß er ungefragt als Partner einer Unterredung erscheinen muß. Unter diesem Gesichtspunkt bitte ich Sie als Partner einer Korrespondenz zu figurieren, die sich mit einigen für Sie interessanten Fragen beschäftigt. Wir wollen natürlich vom Rundfunk sprechen.

Zunächst und zuerst bitte ich freundlichst einen Glückwunsch zur Kenntnis nehmen zu wollen. Der Rundfunk hat mit seinem heutigen Stande eine der Demarkationslinien erreicht, die die Mentalität dieser Zeit abgrenzen: ich sage nicht, daß es ein vorhergesehenes Ziel war, aber immerhin, es ist ein Ziel. Seit Jahren geht unter Ihren Mitarbeitern und Angestellten im Deutschen Reiche die Klage, daß mehr oder minder unfreundliche Zuschriften Wert und Eignung der Darbietungen kritisch betrachten und dies naturgemäß aus einer Perspektive, die der Zusammensetzung der Hörer entspricht. Es ist nur natürlich, daß die überwiegende Mehrheit der Hörer nach achtstündiger Arbeit unterhalten zu sein wünscht, daß sie irgend etwas hören will, was sich in dem angenehmen Zustand zwischen Schlaf und Noch-nicht-Schlaf konsumieren läßt, etwas, das beschäftigt, ohne auch nur im leisesten um aktive Anteilnahme zu bitten. Dieser Wunsch der Hörerschaft ist nunmehr restlos erfüllt. Schallplattenkonzerte und musikalische Darbietungen, die zumeist besser auch durch Schallplatten zu ersetzen wären, füllen den überwiegenden Teil der deutschen Programme. Auch die literarischen Höhepunkte, die etwa durch Funkkabarette repräsentiert werden, versuchen erfolgreich, sich in das geistige Milieu hineinzufinden.

Ich verkenne natürlich nicht, daß die Leiter der einzelnen Sendegesellschaften ab und zu ihre literarische Existenz zu bekunden wünschen und Darbietungen einsetzen, die gänz-

lich aus dem Rahmen herausfallen. Aber Sie werden, sehr geehrter Herr Staatssekretär, bemerkt haben, daß diese Darbietungen auf Zeiten gelegt werden, wo selbst die Arbeitslosen das Radio nicht anzudrehen pflegen, am Spätnachmittag, wo alles arbeitet oder sich außerhalb des Hauses befindet. Nur so ist es erklärlich, daß die Flut anerkennender Zuschriften, die, wie ich höre, in die Büros der Sendegesellschaften einströmt, keine Angriffe dieser Art Literatur mit sich bringt. Man kann es auch ihren literaturbeflissenen Herren nicht einmal übelnehmen, die Presse sieht nun einmal im Rundfunk etwas anderes als einen Allerweltsleierkasten und man muß dieser Charybdis ab und zu etwas vor die Zähne werfen, wenn sie guter Laune bleiben soll.

Aber es sind Ausnahmen. Was an Kunst und Literatur alljährlich durch den Rundfunk verbreitet wird, ist ja bequem in einer Nummer irgend einer beliebigen Wochenschrift unterzubringen. Und das wenige, was gebracht wird, verabreicht man in einer Form, die den sehr, sehr wenigen Hörern dieser Darbietungen das Abdrehen des Apparates nicht schwer macht. Würden Sie es glauben, daß all die Reise- und Bildungsvorträge, die im Rundfunk gehalten werden, viel besser zu *lesen* sind? Daß es einfach gesprochene Artikel sind, die man sozusagen von einer Zentrale aus ins Ohr telefoniert erhält? Die Bildungsvorträge erleichtern das Abdrehen noch, indem sie voll einer unerträglichen Langeweile aus einer wahrhaft heroischen Verachtung des Mikrophons niedergeschrieben sind.

Nein, das sind alles kaum sichtbare Einsprengungen in dem gewaltigen Massiv, das heut als Programm den Sendegesellschaften vorgelagert ist. Auch die Hörspiele sind zumeist von ihrem Stachel befreit worden, sie fügen sich der allgemeinen Hintergrundlosigkeit reibungslos ein und sind im übrigen harmlose kleine Dramolets, die man viel besser lesen oder auf einer Sketchbühne sehen würde. Es besteht kein Zweifel, der Rundfunk ist in eine Periode der Sättigung eingetreten. Er kann mit dem ungetrübten Beifall der Majorität rechnen und trägt das Seine dazu bei, dieses wunderliche Dasein in eine Hülle von Liedhaftigkeit, Schlagermelodie und Sentimentalität zu wikkeln, die für den bequemen Konsum dieser Welt ein nicht unwirksames Verdauungspulver darstellt. Damit steigt die Zahl der Hörer, Ihre Gemeinde vergrößert sich und der Postetat

wird auf der Aktivenseite eine angenehme Zahl zeigen, die den Überschuß aus dem Sendebetrieb, soweit er nicht in private Hände gelangt, darstellt.

Eben diese Erwägung veranlaßt mich (einen befriedigten aber neugierigen Rundfunkhörer) – ich habe eine unausrottbare Neigung, jeden Tag eine Viertelstunde allerältesten Kitsch und Schlagermelodien zu hören – eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung nicht unwichtig ist. *Ist der Rundfunk eine Institution, um den Postetat auszubalanzieren?* Ist er für die Reichsregierung lediglich eines jener ertragreichen Monopole, das Geld bringen soll, oder soll er etwa gar „kulturelle Belange" vertreten? Handelt es sich nur um die Ergiebigkeit eines Reichsmonopols, so ist der Rundfunk auf dem besten Wege. Auch die bescheidenste Holzsammlerin aus einem Dorfspital wird ihm mit Anteilnahme und vollem Verständnis folgen können. Aber wie ists nun, wenn es sich tatsächlich darum handeln sollte, daß das Reich sein Monopol als eine Art kultureller Verpflichtung betrachten würde? Wenn es sich weniger um den Postetat als um das deutsche Volk handeln würde?

Dann wären wir böse auf den Sand geworfen. Wir sind dem dümmsten Teil des Publikums gefolgt, statt seinen kulturbedürftigen Elementen, wir haben uns von den Besuchern vorstädtischer Tanzlokale führen lassen, statt selbst zu führen. Wir sind tief hinabgestiegen, statt zu uns hinaufzuheben. Wir sind ein Tingeltangel dümmster Sorte geworden, statt Kulturwerte zu verbreiten. Wir haben einen ununterschreitbaren Tiefpunkt erreicht, wir haben uns zu Aposteln der leersten Banalität entwickelt, wir haben Verrat an allem geübt, was geistig ist –

– so werden eine Handvoll Intellektueller sprechen, Leute, die nicht mal eine eigene Wohnung haben, keinen ordentlichen Beruf, Querpfeifer und Luftspringer: Leute, die Sie als Abonnenten des Rundfunks sicher gern entbehren werden. Aber, im Vertrauen gesagt, selbst diese Außenseiter, die man nicht gern unter den Linden grüßt, die sieht man doch gelegentlich in gewissen Lokalen, und dann vergiften sie die zufriedenen Seelen der Redakteure. Es muß einmal Klarheit geschaffen werden, daß der Rundfunk weder mit Literatur noch mit Kunst noch mit sonst etwas Ausgefallenem zu tun hat: daß er das deutsche Volk mit Schlager und Potpourris und hunderttausend Schallplatten erheitern will, und daß es ihm ganz gleichgültig ist, ob

es Leute gibt, die so unmusikalisch sind, daß sie einen Schlager nicht viermal am Tage hören können. Nur diese zielbewußte Geschäftsführung kann den Kreis der Rundfunkhörer erweitern und dem Postetat neue Mittel zufließen lassen, für die das Reich immer Verwendung haben wird. Nur, sehr geehrter Herr Staatssekretär, sprechen Sie von autoritativer Stelle das Wort einmal aus. Erklären Sie, daß der Rundfunk aus dem Gesichtspunkt einer gesunden Bilanzierung aus geleitet werden muß, daß die literarischen Ornamente viel zu teuer bezahlte Konzessionen an die Presse sind, und daß Ihnen und Ihren Mitarbeitern am wohlsten wäre, wenn die ganze Welt aus Schallplatten bestünde. Ihr ergebener

Gegner

DER FILM–WELTFRIEDENSPREIS

Aus Paris wird uns geschrieben:

Dieser Tage waren eine Reihe deutscher Filmproduzenten mit ihrem Stab von Dramaturgen, Photographen, Tonmeistern, Dialogschreibern und den ihnen verpflichteten Spitzenspielern in Paris zu Besuch bei Pathe, um zu sehen, was noch zu retten ist. Pathe hat die deutsche Hilfe nicht gesucht und auch nicht nötig. Das Geschäft dachte man sich über den Filmfriedenspreis des Völkerbundes abzuschließen, für den die deutschen Filmzaren ein Dutzend Exposes und bereits fertig ausgearbeitete Entwürfe mitgebracht hatten. Vermutlich werden sich die französischen Produzenten an dem Wettbewerb nicht mehr beteiligen, obwohl ihnen vielleicht allein in der Welt, mit Ausnahme der Russen, die guten Regisseure zur Verfügung stehen. Aber die Russen scheiden ja bei der heutigen Stimmung in der Kulturabteilung des Völkerbundes schon aus Weltanschauungsgründen aus, falls sie sich, was ja sehr zweifelhaft ist, überhaupt beteiligen.

Die deutschen Vorschläge waren von vornherein hier undiskutabel. Die deutschen Manuskriptschreiber haben zwar die großen Romane Zolas gelesen, aber nicht verstanden, auf die sie sich berufen. Es wird in den deutschen Themen mit großen Erfindungen gearbeitet, die ungeheure Werke ermöglichen und vermutlich eher zu ungeheuer großen neuen Kriegen führen müßten, denn warum soll man gerade die Leute glauben machen, daß der darin entwickelte Ehrgeiz nur zum Frieden dienen soll. Sehen Sie, selbst in unserem bösen Frankreich, über das die ganze Welt gewissermaßen berufsmäßig jetzt herzieht, haben wir eine andere Vorstellung vom Frieden. Wir haben den deutschen Produzenten einen anderen Stoff, ich glaube mit Feyder als Regisseur, in Vorschlag gebracht. Verlegenes Lächeln, und schließlich kaltschnäuzige Überheblichkeit. Dabei dachten wir gerade, die Deutschen würden bei ihrer so erstklassig entwickelten Aufnahmetechnik diesen Stoff drehen können.

Wir haben hier das Tagebuch eines Kriegsblinden als Kriegsbuch, von einem französischen Arzt als autobiographische Skizze geschrieben. Dieser Stoff enthält große filmische Möglichkeiten, die dem Ziel des Film-Weltfriedenspreises entspre-

chen. Der Held im Kriege erblindet, sucht durch alle persönlichen Erschütterungen hindurch, durch Zweifel an der Familie und am Staat den Frieden, den Frieden in sich selbst, den Frieden in seinem Volk und den Frieden als Weltanschauung in der Welt. Allerdings muß man sich dabei den Mut zutrauen, die seelischen Spannungen aufzuzeigen, sie in Handlung umzusetzen und schließlich auch photographieren zu können. Dieser Film sollte eigentlich doch einen Avantgarde-Filmproduzenten, für den sich die Deutschen allesamt halten, interessieren können. Man braucht sich dabei vom Tagebuch nicht allzu weit entfernen. Da ist eine Episode: Der Held, in einer Gruppe von Unglückskameraden, wird nach jahrelangem Aufenthalte im Lazarett, nachdem er am Selbstmord glücklich vorbeigekommen ist, und sich entschlossen hat, weiter sein Studium zu betreiben, über die Schlachtfelder geführt. Er hat das Schlachtfeld noch zur Zeit vor seiner Verwundung in Erinnerung, die Bäume blühen, es ist noch in der ersten Zeit des Krieges, noch sind überall bestellte Felder, die Häuser sind noch unversehrt und der Rauch steigt aus den Hütten empor. Die Vorstellung einer zerstörten und zerstampften Ebene, von Granatlöchern durchfurcht, mit einem Wald von Kreuzen für die Gefallenen ist dem tagebuchschreibenden Blinden fremd. Es ist ihm unvorstellbar, was der Führer an grauenhaften Bildern ihm erzählt. Wenn er stolpert über ein Knäuel verrosteten Drahtverhaus, der für die Fremden zurückgelassen ist, so stolpert er mit einem Lächeln über seine Ungeschicklichkeit, deren er sich vor dem Führer schämt. Ihm ist es in jahrelangen Mühen gelungen, sich eine Vorstellung vom Frieden zu erhalten, die er sich nicht nehmen lassen wird, und für die er bereit ist, sein wiedergewonnenes Leben einzusetzen.

Das ist so eine Szene, nur ein Ausschnitt, nach dem man auf das Ganze schon schließen kann. Es ist eben irgendwie doch schon die richtige Vorstellung vom Frieden, der jetzt preisgekrönt werden soll. Ein wenig bitter zwar, aber es trifft den Kern der Atmosphäre, und darauf kommt es in der Hauptsache an. Man muß nur den Mut haben zu photographieren. Das Atmosphärische, das zwischen den Dingen liegt, zu photographieren, dazu gehört eben etwas mehr als glattes Handwerk.

SPORTLICHE EHRE – UNSPORTLICHES GESCHÄFT

Der Streit zwischen Amateur und Professional im Sportbetrieb ist in manchen Ländern einer Verständigung nahe. In den anglo-amerikanischen Ländern ist die Streitfrage bis auf einige Ausnahmen, beispielsweise für Amerika im Tennis, geradezu gelöst. Im Ballsport hat man als Zwischenstufe den Halb-Amateurismus eingeführt. In Europa und namentlich in Deutschland ist die krampfhafte Unterscheidung zwischen Amateur und Berufssportler wegen ihrer inneren Verlogenheit geradezu widerlich. Die großen Sportverbände sollten sich einmal ernstlich die Frage vorlegen, was sie eigentlich unter sportlicher Ehre verstehen, oder besser, was sie darunter *noch* verstehen. Die sportliche Betätigung, das Sportspiel ruht auf dem sportlichen Ehrgeiz mit dem Ziel der Bestleistung. Wenn die Oberste Sportbehörde die Leistung nach der Breite rechnen will, Massenleistung, so kann der vorstehende Grundsatz dadurch allein nicht entkräftet werden, weil eben auch in der Massenleistung die einzelne Bestleistung letzten Endes der motorische Antrieb bleibt, ja sogar Voraussetzung ist. Die Sportehre des Amateurismus verliert darin nichts an ihrer inneren Verlogenheit.

Denn diese Sportehre wird gestützt und gewandelt durch die Aufwendungen an Kapital und geschäftlichem Management der Vereine und Bundesgruppen. Der Vereinsleiter, der sich als Geschäftsmann bewegen muß, soll sein Verein nicht in Schulden ersticken, für die die einzelnen Mitglieder haften, sieht sich grundsätzlich anderen Forderungen gegenübergestellt, als der aktive Amateur seines Vereins. Was dem einen als Manko seiner Sportehre angekreidet wird, ergibt sich für den anderen als Voraussetzung. Die Doppelzüngigkeit solcher Sportehre ist mit Verlaub zu sagen alles andere als sportlich.

Es lohnt sich, einmal näher zu untersuchen, welche Kapitalien im Sportbetrieb eigentlich angelegt sind. Die Vereinsvermögen zusammengenommen und die Vereinsschulden werden eine Summe ergeben, über die der sportinteressierte Laie vielleicht in Staunen geraten wird. In aller Stille hat sich daraus eine Finanzorganisation entwickelt, die gewaltige Umsätze tätigt, über deren Wirtschaftlichkeit, über deren Verwendung, ja sogar dem Sport völlig fernliegenden Verwendung oft genug al-

lerhand zu erzählen wäre. Gewiß, die Oberste Sportbehörde und die Hauptvorstände der großen Bünde haben sich damit statutenmäßig nicht zu beschäftigen, sofern nur die in den Statuten festgelegte Auffassung vom Sportcharakter des Amateurs, für die sie zunächst zuständig sind, gewahrt ist. Im übrigen blüht das Geschäft, alles weitere geht die Vorstände nichts an. Nicht darüber sprechen, das ist oberster Grundsatz.

Schließlich muß solches Verfahren zu einer offensichtlichen Ausplünderung des Sportlers führen. Es wird zu einem reinen Veranstaltungsgeschäft, das Geschäft von Grundstücksagenten und Platzbesitzern, von Versicherungsgesellschaften, von Sportartikelgeschäften und Gastwirten. Nichts wäre schließlich dagegen einzuwenden, wenn es offen betrieben werden würde, und wenn aus den Umsätzen und an den erzielten Gewinnen die Veranstaltenden, die aktiven Sportler, die Amateure, die mit ihrer Sportehre abgefunden werden, daran beteiligt sind. Man mag den als Geschäft aufgezogenen Sportbetrieb im ganzen ablehnen, wie der Arbeitersport dies tut aus weltanschaulichen Gründen, sofern aber der Geschäftsbetrieb doch entgegen den Auffassungen, die man dem einzelnen aufhängt, vorhanden ist, und das gilt selbst für einen großen Teil des Arbeitersports, solange wird man darauf achten müssen, daß wenigstens nicht unter Vorspiegelung eines falschen Ehrbegriffs nicht nur für einzelne in ihre Tasche, sondern für alle daran Beteiligten gewirtschaftet werden muß. Dieser Einwand ist von den Amateursportvereinen nicht mehr mit dem verlogenen Ehrbegriff allein zu widerlegen.

Man verrät ja kein Geheimnis, wenn jetzt darauf hingewiesen wird, daß im Laufe dieses Jahres noch eine große Reihe von Vereinen und selbst ein größerer Bund an ihren finanziellen Verpflichtungen zusammenkrachen werden. Das Geschäft hat sich nicht in der gewünschten Weise entwickelt. In einigen Fällen sind Fehldispositionen zu verzeichnen, manchmal wird der Kassierer schwach geworden sein und vielfach ist auch der Mitgliederschwund verantwortlich zu machen. Offiziell aber heißt es, die sportlichen Leistungen der Mitglieder sind zurückgegangen, sie sind nicht mehr zugkräftig genug für das große Publikum. Wie aber steht es mit dem Vereinsvermögen, das, sofern geschäftliche Operationen in Frage kommen, genossenschaftlich aufgebaut ist (für Grundstück- und Klubver-

käufe, hypothekarische Beleihungen, Wechselverbindlichkeiten etc.), dann heißt es haften! Und man darf es als sicher annehmen, daß konkurrierende Vereine, konkurrierende Verbände, denn der Sportveranstalter ist jedem Sportbetrieb ein Konkurrent, bei solchen Zusammenbrüchen oft ihre Hand im Spiele haben, daß das Vermögen des einen Vereins vom andern aufgesaugt wird, ein geschäftlicher Ehrgeiz, der durchaus auch seinerseits als Sport betrieben werden kann. Diese Frage gehört in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um den Amateurismus im heutigen Sportbetrieb.

Entschieden ist bereits, daß das Beispiel der Bestleistung die Grundlage jeden Sportbetriebs ist, sei es nun des Amateur- oder des Professionalsports. Diese Bestleistung muß sinken, sofern sie in einer verlogenen Atmosphäre sich entwickeln soll. Sie wird zum Gegenstand widerlichster Konkurrenzmanöver, zu einer Angeberei und Schnüffelei und letzten Endes zu einer Korruption, die, wenngleich als Sport betrieben, alles andere als sportlich genannt werden muß.

DIE ZEIT STEHT STILL

Hat der Gegner ein Programm?

Für viele Menschen, die heute mit ihren Ansichten in die Öffentlichkeit gehen, ist das Wort „Aktivität" schon so etwas wie ein Schimpfwort geworden. Ganze Berufsgruppen begnügen sich damit, sich eine Vertretung zu geben und diese Vertretung auch anzuerkennen, wenn sie selbst schon auch an ihrer Zusammensetzung nicht mehr mitgewirkt haben. Und das, was diese Vertretung dann tut und spricht, ist richtig. Der Horizont hat sich verengt, und die Aussicht, selbst denken, selbst eingreifen, selbst mit entscheiden zu müssen, ist wie ein Abenteuer.

Diese Trägheit schafft eine bestimmte Atmosphäre, die wie ein Schutzwall um Personen und Ansichten ist, die bestimmt nicht richtig sind, die sich widersprechen, die selbst bis zu dem Eingeständnis führen, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weitergehen kann –, hervorgeht aber aus dieser Einsicht nur ein Achselzucken, eine negative unterirdische Wut gegen denjenigen, der widerspricht.

Sollte es nicht an der Zeit sein, gegen diese Atmosphäre zu kämpfen?

Wir wollen kein Programm

Wir sammeln die Fragestellungen. Wir sind bestrebt, die daraus erwachsene Unsicherheit zu verbreitern und ihr die Möglichkeit einer Tiefenwirkung zu geben – der Nebel soll sich teilen!

Das mag zunächst nur eine schmale Plattform sein. Es ist sogar bestimmt fraglich, ob es überhaupt eine Plattform ist. Bestimmt ist es keine Partei, es ist auch nicht einmal eine Grundanschauung. Es ist nur, wenn in diesem Lande heute dieses Wort zu sagen gestattet ist, eine Einsicht.

Diese Einsicht, Unklares durchzudenken, die Grundeinstellung zu erkennen, aus der heraus Ansichten gewachsen sind, die häufig genug nur zu Stimmungen geworden sind, aktivisiert sich, das heißt, diese Einsicht soll sich aktivisieren im Kampf gegen den einen, sicher aber den größten Feind: die Trägheit.

Die Zeitschrift will nicht *nur* angreifen, obwohl so schöne

Voraussetzungen hierfür gegeben sind. Sie will auch nicht aufbauen, sie will eine Atmosphäre treffen, zerstäuben, aufsaugen, einen Zustand schaffen, aus dem die Persönlichkeiten, das aus der Person Bedingte in den Anschauungen und Forderungen eindeutig klar auf die Person, auf ihre Begrenztheit, auf ihr Entwicklunggebundenes zurückgeführt wird. Sie wird damit auch zur Klärung beitragen in den zu Schlagworten gewordenen Auseinandersetzungen politischer Anschauungen. Sie wird mithelfen, das Politische in seiner heutigen Mechanik aufzulösen. Und dann wird auch die Zeit sein, sich mit den Weltanschauungen auseinanderzusetzen. Solche Weltanschauungen, sofern sie mit Schlagworten übernommen werden, sofern die politischen Anschauungen aus der Tradition erwachsen einfach hinübergenommen sind, sind nicht so wichtig. Sie sind heute, obwohl es gewiß nicht ein erstrebenswerter Zustand ist, sogar nicht einmal trennend. Man schäle nur aus solchen Weltanschauungen das Persönlich-Gebundene, das Menschlich-Wahre und in einem Wort: die Wahrheit heraus.

Wir geben aber auch der Ansicht Raum, statt der Wahrheit den Menschen zu finden.

Verschiedener Weltanschauung Parteipolitische Gegensätze

Was ist schon Wahrheit? Und was ist schon der Mensch – wenn die Einsicht von Mensch und Wahrheit sich in Unzufriedenheit erschöpft. Und wenn es die Erfüllung des Lebens bedeutet zu kämpfen, sich durchzusetzen, zu widersprechen, Gegner zu sein.

Mancher im Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift ist davon überzeugt, daß es genügt, *auszusprechen, was ist,* gleichgültig von welchem an Erziehung und Entwicklung gebundenen Standpunkt aus, um bestimmte Widerstände, die aus Trägheit, Unwissenheit und Überlieferung geboren sind, zu brechen. Vielleicht sind manche Perspektiven irrig, manche Anschauungen sogar falsch. Was schadet das? Oder schadet es mehr als dieses starre, aufgeblähte Festhalten an Weltanschauung und Partei? Niemand wird in dieser Zeitschrift davon sprechen, einer Disziplin, für die er gewonnen worden ist, und in der er für sich selbst als Rahmen lebt, den Rücken zu kehren. Niemand

wird in dieser Zeitschrift jemanden werben wollen, wie die politischen Parteien heute ihre Mitglieder auf Flugblättern auf der Straße zu werben gezwungen sind. Die Zeitschrift vertritt in der Reihe ihrer Mitarbeiter aus Grundeinstellungen her voneinander verschiedene Anschauungen und sie wird dennoch einheitlich wirken, einheitlicher als viele Publikationen, die vorgeben, in einer in sich geschlossenen Vorstellungswelt eine bestimmte Frage zu vertreten.

Weil diese Zeitschrift nicht der Wahrheit und nicht dem Glauben, sondern dem Zweifel dient.

AUF DER SCHAUKEL
Zwei Briefe – zwei Auffassungen

Die deutsch-französische Annäherung

Paris, 11.8.1931

Die Bedingungen, die der Reichskanzler Dr. Brüning für die von ihm vertretene Regierung den Franzosen gegenüber zu unterschreiben haben wird, sollen in erster Reihe die Richtung festlegen, in der die Entwicklung der deutsch-französischen Annäherung sich vollziehen wird. Es ist zu erwarten, daß man diese Bedingungen in eine Form kleiden wird, die es dem Kabinett Brüning erträglich macht, den Weg dieser Annäherung von Stufe zu Stufe zu beschreiten. Wenn hier und da bereits von einer Auflösung des Reichsheeres gesprochen wird, so wird kaum dieses jetzt der Punkt sein, auf den in der Formulierung entscheidendes Gewicht gelegt werden wird. Sicher wird man vorziehen, zu diesem Thema vorerst nur über bestimmte Personenfragen zu sprechen.

Was betreffs der Reichswehr im Rahmen eines geschlossenen kontinentaleuropäischen Programms noch verständlich sein mag, wird schon schwieriger bei der Behandlung der weiteren Fragen, die dem Schutz des Privateigentums dienen sollen. Sie verstehen, um mit der Sprache französischer Diplomaten zu sprechen, daß man darunter gewisse Aspirationen der deutschen Militärs nach Sowjetrußland hin deuten möchte. Die weitere Ausdehnung aber, nach einer Vertiefung staatskapitalistischer Tendenzen, oder sei es nur eine Sozialisierung der Verluste unter der Autorität und mit den von der Reichsregierung im Auslande einzuhandelnden Kapitalien, – ist schon weit schwieriger, schon der Abgrenzung wegen. Hier regieren Risiko und Rendite, und so verlockend das Geschäft auch für Pariser Finanziers, sofern sie nicht ausschließlich aus dem Balkan und aus Deutschland stammen, sein mag, werden die französischen Unterhändler ja auf die Rentnerpsyche ihrer Wähler Rücksicht nehmen. So mag in der Hauptsache die französische Bedingung gegen das Vordringen der öffentlichen Hand zurückzuführen sein. Die große Rahmenforderung ist allerdings hierfür nicht glücklich gewählt.

Leider genügt nicht nur eine rein außenpolitisch zu wertende Versicherung in der kommenden Unterschrift der Regierung, sondern ein wenig wird man ja sogleich in die Praxis gehen etwa mit der Frage: Wenn die Sachverständigen zu der Feststellung gelangen, daß für eine Reihe deutscher Produkte auf dem Weltmarkt die Frage des Dumpingschutzes aufzuwerfen ist, beispielsweise für Eisen, das in den Wochen der Krise bis zu 50% unter Weltmarktpreis angeboten worden ist, so bleibt ja vorher zu klären, wer die Differenz bei der künftigen Sanierung tragen soll, der neue Kreditgeber, das Reich, die Industrie oder die kontinentale Verwertungsgesellschaft, mag sie nun als internationales Kartell aufgezogen werden oder nicht. Diese Frage wird ja schwierige Differenzen entwickeln lassen, und die Kartellfrage, angeschnitten von dieser Perspektive aus, wird die deutsche Wirtschaft, zum größten Teil wenigstens, in schärfstem Widerspruch zur Regierung Brüning finden. So erwartet man. Eine Unterschrift nach dem Ziel einer europäischen Zollunion hin bindet der deutschen Wirtschaft die Hände, auch Rußland gegenüber, womit auch diese Frage wieder in den allgemeinen Rahmen eingeordnet ist.

Wird, steht dann die Frage, dieser Regierung die genügende Autorität zur Verfügung stehen, diese Bindung auch tatsächlich durchzuführen, oder soll man, worauf hier hingewiesen wird, schon vorher sogleich nur diejenige Kommission zur Unterschrift empfangen, die die Gewähr für aussichtsreiche Übereinstimmungen in wirtschaftlicher Hinsicht mitbringt.

Aufsicht und Pleite gilt als Garantie von nur zweifelhaftem Wert.

Der englisch-amerikanische Gegensatz

Amsterdam, im August 1931

Die Darstellung, als seien die Vereinigten Staaten im Augenblicke ausschließlich daran interessiert, einem wirtschaftlichen Zusammenbruch in England vorzubeugen, ist nicht ganz richtig. Für die Brokerkapitalien, die über den Londoner Geldmarkt und via Amsterdam sich in Europa betätigt haben, mag das Prestige der Londoner Makler von Bedeutung sein. Zeitweilig waren ja auch die Hoffnungen der deutschen Außenpolitik

von solchen Gedankengängen beeinflußt. Vermutlich sind diese Gelder aber bereits als verloren aufgegeben. Das Reparationen- und Schuldenproblem spielt in Washington und New York nicht mehr die entscheidende Rolle, nachdem es, wie neulich einer der führenden Senatoren der Roosevelt-Gruppe in Wallstreet-Journal geschrieben hat, „bereits im Fegefeuer der Wirtschaftskrise geläutert" worden ist. Die Aufstellung eines Generalbereinigungsplanes für die amerikanische Wirtschaft mit einer für einen bestimmten Zeitraum begrenzten Zielgebung wird von den Rettungsrufen der englischen Großfinanz empfindlich gestört. Morgan war der erste, der energisch dafür eingetreten ist, das Tau mit dem englischen Schleppschiff zu kappen, siehe die französischen Goldabzüge in London. Zudem mißtraut man der englischen Außenpolitik, die im Absterben des britischen Imperiums unruhige Wellen zu schlagen beginnt, was ja hinwiederum den amerikanischen Bereinigungsplan stört. Wann, heißt es schon offen, wird England mit Rußland sich verbünden – nur eine Frage der Zeit.

Die Washingtoner Regierung fühlt sich empfindlich durch diese Perspektive beunruhigt. Die Wahlen gehen selbstverständlich unter der Flagge einer Erneuerung des amerikanischen Wohlstandes. Die beiden großen Parteien bereiten die gleiche Plattform der safety first für die Staaten vor, mit abgestuften Einsparungen am Einfluß auf die europäischen Probleme: Los von England. Der Kranke, der sich am Rockschoß festhalten will, bekommt den Fußtritt.

Man sieht gut, daß der englisch-amerikanische Gegensatz das Problem der Abkehr Amerikas von Europa ist. Braucht Amerika darin einen Partner? – Dann wird Deutschland nicht dieser Partner sein. Manche glauben, die Liquidation über Frankreich durchführen zu können. Trotzdem hört man auch wieder andererseits, daß dies die Gefahr für neue Bindungen und Verwicklungen heraufbeschwört. Alle europäischen Probleme, die gerade ausgemerzt werden sollen, würden von neuem aufgerollt. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß Wirtschaftsgruppen vorhanden sind, die offen für Anerkennung Rußlands eintreten, um so die Uninteressiertheit an europäischen Problemen mit strikter Neutralität, d.h. mit dem weiteren Ausbau des amerikanisch-russischen Geschäfts zu umkleiden, mit dem Gewinn garantierten Gleichgewichts in Ostasien.

Roosevelt wird bestürmt, diese Chance in seiner Plattform nicht auszulassen.

Es zeugt von einer hohen Moral, wenn die deutschen Schuldner sich bemühen, Ritterdienste für den amerikanischen Gläubiger zu leisten. Leider hat es nur wenig Zweck. Das Geld ist an und für sich verloren, und der amerikanische Gläubiger vermag mit den Ritterdiensten nichts anzufangen. Amerika hat bestimmt nicht die Absicht, in Europa einen Krieg zu führen. Amerika schätzt die deutschen Professoren und die deutschen Sozialwissenschaftler, die ein breites Betätigungsfeld in den Staaten jetzt finden werden. Es hat nötig etwas von der deutschen Philosophie, die verzweifelte Menschen als Staatsganzes ruhig und gläubig zusammenhält. Perspektivenpolitiker sind unerwünscht. Der Schrecken der Revolution ist ein Thema für Literaten. Der Realpolitiker weiß längst, daß heute eine gewisse Macht geradezu zum Garanten des sozialen Friedens geworden ist. Mit ihr zusammenzugehen heißt das eigene Land gegen Revolution zu versichern, um genauer zu sagen, gegen denjenigen Sammelbegriff von Revolution, der in der Tradition der öffentlichen Meinung zum Bürgerschreck geworden ist. Man hat das in England erkannt, und man ist tief davon überzeugt in Amerika, wenn es zur Zeit auch nur selten ausgesprochen wird. Die Läufer sind zum Entscheidungslauf bereits angetreten. Man beginnt schon die Ellenbogen zu gebrauchen. Und die Rolle Deutschlands auf dieser Schaukel?

ZWIEGESPRÄCH MIT DEM RUNDFUNK
Falsche Voraussetzungen, irrige Schlußfolgerungen

In den Monatsheften für den Rundfunk „Rufer und Hörer", die unter Mitwirkung der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft erscheinen, beschäftigt sich der Herausgeber in Heft 3 mit dem im „Gegner" erschienen „Offenen Brief an den Reichs-Rundfunk-Kommissar". Die Polemik, die auf irrigen Voraussetzungen fußt, gipfelt in der Forderung, Vorschläge für Verbesserungen zu machen. Nicht an den Rundfunk als Programmgestalter, sondern an die Masse als Programmabnehmer solle man sich wenden. Der Herausgeber, der sich schützend vor den Rundfunk-Kommissar stellt und zugleich dessen Antwort auf den Offenen Brief anscheinend vorbereiten soll, vergißt nur eins, daß mit aller Polemik nichts getan ist, wenn man die Antwort auf eine klare Frage schuldig bleibt. Der Verfasser des Offenen Briefes hatte den Herrn Rundfunkkommissar um die präzise Beantwortung der Frage gebeten: Ist der Reichs-Rundfunk eine Institution, um den Postetat auszublanzieren, ist er für die Reichsregierung ein Monopol, das Geld bringen soll, oder soll er „kulturelle Belange" vertreten? Um die Beantwortung dieser Frage wird man nicht herumkönnen. Der Zweck des Offenen Briefes, wie der Verfasser desselben mir zu dieser Polemik jetzt schreibt, ist lediglich die Plattform zu fixieren, von der aus Beurteilung, Kritik und auch die Lieferung positiver Vorschläge einzusetzen hat. Vermieden soll werden, daß ein Rundfunk, der der Post Erträgnisse sichern soll, der der Regierung, und zwar der jeweiligen Regierung das Monopol für politische Beeinflussung sichern soll, nach „kulturellen Belangen" bewertet wird, die nur der Vernebelung der wahren Absichten des Rundfunks dienen können, wodurch die Diskussion über kulturelle Aufgaben zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist.

Ich stimme mit der Regierung und dem Herrn Rundfunk-Kommissar durchaus überein, daß der Rundfunk als politisches Instrument und als Stütze des Postetats die kulturellen Belange lediglich als möglicherweise erstrebenswerte Begleiterscheinungen einschätzt. Ich bin auch der Meinung, daß der Rundfunk ausschließlich politisches Zweckmittel sein sollte, wobei es als zunächst angenehme Beigabe zu betrachten ist, wenn die Post

obendrein noch daran verdient. Ich bin, im Gegensatz zu der Stellungnahme der Organisation der Schriftsteller und Künstler, der Gelehrten und Pädagogen, der Ansicht, daß es hinausgeworfenes Geld ist, wenn man dem Rundfunkmitarbeiter Honorare zahlt. Es ist eben ausschließlich eine Sache der Werbung und nur vom Werbestandpunkt aus zu betrachten. *Der Rundfunk sollte im Gegenteil von den Leuten, die sich am Mikrophon betätigen, Geld nehmen, statt seinerseits Honorare zu bezahlen.* Dafür könnte der Angestelltenstab erweitert werden um weitere Mitarbeiter, die in festem Angestelltenverhältnis den großen allgemeinen Werbeaufgaben des Rundfunks dienen. Der Versuch, freie Auswahl der Sendebeiträge nach künstlerischen und wissenschaftlichen Aufgaben durch entsprechende Abteilungsbüros mit eigenen Lektoraten vorzutäuschen, führt zwangsweise zu den Irrwegen der Kritik, von noch weitergehenden, nur stimmungsgemäß zu wertenden, aber immer wiederkehrenden Vorwürfen (Unfähigkeit und Vetternwirtschaft) ganz zu schweigen.

. . . UND NICHT VERGESSEN !

Es ist nichts damit getan, eine Weltanschauung zu wechseln, eine Einsicht zu verbessern, ein Arbeitsgebiet umzustellen. Wenn es richtig ist, daß der einzelne in seiner Persönlichkeit und im Aufbau seiner geistigen Entwicklung von bestimmten Bedingungen, die in seiner Umwelt gegeben sind, in der Gesellschaftsform, in der Familie und in seiner Erziehung, auch in den grundgegebenen Möglichkeiten zu seiner Erziehung und nicht zuletzt deren Zielsetzung – wenn es also richtig ist, daß der Mensch in seiner Entwicklung von seiner Vergangenheit abhängig ist, so wird man einer von heute auf morgen erfolgenden Umstellung skeptisch gegenüber stehen müssen. Es ist nicht nur eine Frage des Mißtrauens, sondern der Beobachtung, daß dieser Mensch in seinem Persönlichkeitsaufbau im Gleichgewicht gestört ist. Das trifft für alle Erneuerer und Verbesserer, für Propheten und Glaubensfeinde, für Revolutionäre schlechthin zu; die Gleichgewichtsstörung und das Ringen nach einem neuen Gleichgewicht ist der entscheidende Inhalt jeder Revolution.

Der einzelne bleibt in seiner Vergangenheit stecken. Die Spannungen in dieser Gleichgewichtsstörung nach neuen Inhalten zu nutzen, wirksam und sichtbar zu machen, erfordert die Technik einer Lebensform, die in einer unaufhörlichen Arbeit an sich selbst begründet ist.

Eine entscheidende Frage des Führerproblems ist zugleich damit angeschnitten. Wir bewegen uns heute unter Führerpersönlichkeiten, wir suchen Führer und wir zerstören zugleich die Möglichkeiten, Führerqualitäten zu entwickeln, wir sind auch zum Teil grundsätzlich gegen den Begriff des persönlichen Führers eingeschworen, weil solche Führer in ihren Zielen und den nächsten praktischen Auswirkungen eine Dynamik zur gesellschaftlichen Form entwickeln, die aus dem *Vergessenwollen* ihre motorische Kraft zieht. Die Krise der Demokratie wie der Diktatur ist gleicherweise darin bedingt, daß der Führerqualität eine unreine Dynamik anhaftet.

Den Massen, die zur sozialistischen Gesellschaftsform drängen, ist die Möglichkeit geboten, solche Dynamik zu sintern durch ein Sieb, das wie eine Kontrollinstanz im Geistigen wirkt: das Resentiment im Klassenkampf. Für Menschen aber, denen

dieses Ressentiment nur eine fremde und aufgezwungene Einsicht bleiben muß, ist eine weit schärfere Selbstkontrolle notwendig, eine Sinterung von Qualitäten und Leistungen nach Aufgaben hin, die im rein technischen Apparat nicht errafft werden können. Eine Mitarbeit, eine Stellungnahme zu den gesellschaftlichen Umwälzungen dieser Zeit wird verlogen, sofern nicht jeweils der Entwicklungsweg in allen seinen Phasen präzisiert ist und selbst in dem dem einzelnen zugewiesenen Aufgabenkreis sich wirksam erweist.

Ich will damit sagen, daß die dem Zwischenstufigen, und darin ist jeder einzelne zu verstehen nach dem Grad seines Gleichgewichtsverhältnisses zwischen Gefühl und Wissen, zwischen Glauben und Zweifel, zugewiesene Lebensform Skepsis ist. Es ist sehr leicht zu bekennen, aber Bekenntnisse in Wirksamkeit umzusetzen, kollektiv werden zu lassen, ist nicht so leicht, weil die Selbstbestätigung gemeinsam, weil für eine Umwelt Glaube geweckt und erschüttert wird, und in Handlung filtriert werden soll.

Es ist nicht richtig, recht haben zu wollen. Es ist nicht richtig, sich für eine Wahrheit gegen andere einzusetzen, um die noch die Assoziationen zutiefst kreisen, daß sie aus Zweifeln sich zusammensetzt. Es ist dagegen richtig, für eine solche Wahrheit sich selbst zu opfern.

Vielleicht ist der Kreislauf vieler Ideen und Anschauungen aus der Perspektive eines bestimmten Weltbildes von irrigen Voraussetzungen bewegt, die in einer späteren Generation erst zurechtgerückt werden. Das hindert ja nicht, für diese Voraussetzungen einzutreten, wenn sie nach dem Grad der Gleichgewichtsschwankungen zur Lebensform gehören und meist diese Lebensform erst gebildet haben. Das hindert ja nicht, sollte man meinen, zu dieser Lebensform sich zu bekennen und sie wirksam werden zu lassen und sie im Kampf der Weltanschauungen mit allen zu Gebote stehenden Machtmitteln zu steigern, weil sie in der größeren Form der Gesellschaft und der Menschengemeinschaft aufgenommen, verarbeitet und voraussichtlich richtiggestellt werden wird.

Irgendwann steht ja auch in der heutigen Zeit die Frage auf, an dem Aufbau weltanschauungsbetonter Gesetze mitzuarbeiten, und zwar für jeden. Sich dem bestehenden Gesetz zu beugen, ist nur eine Form, eine erlernte Disziplin, eine Bequem-

lichkeit. Die Ethik des Gesetzes ist von Anschauungen bedingt, die ständigen Wandlungen unterworfen sind und die jeder einzelne für sich beliebig ausschalten kann. Statt unter Gefühlen zu bekennen, wäre es ja notwendiger, bestimmte Anschauungen, die für die gegenwärtige Staatsstruktur noch gesetzesbildend sind, anzuzweifeln, mit kritischem Wissen zu durchsetzen und so ihre Umbildung, die ja wiederum nicht zufällig und gefühlsbedingt ist, vorzubereiten. In dieser Arbeit vermag jede Leistung, aller Leistungswillen sich zu erfüllen.

Statt sich zu erschöpfen in dem Bemühen, Grundsätze zu organisieren. Statt Apparate aufzubauen, eine öffentliche Meinung zu schaffen und diese zu täuschen. Statt aus der so bestellten öffentlichen Meinung Grundanschauungen zu analysieren, an die niemand mehr ernsthaft glaubt.

Was bleibt? Die Müdigkeit, daß alle Arbeit sich irgendwo totläuft; das Mißtrauen, daß jede Wahrheit veränderlich ist, daß der ursprünglichen die Konservenwahrheit vorzuziehen ist, an der der einzelne für sich und im Auftrage anderer mitgekocht und mitgesiebt hat; die Methodik, Grundsätze gegeneinander auszuspielen, die nur von der einen Trumpfkarte gestochen werden können: sich selbst auszulöschen. Verlohnt es sich dafür dieses Leben, das manchmal im Glück, öfter aber noch im Unglück verläuft, immer von neuem zu bauen?

Es verlohnt sich, wenn man sich bewußt gemacht hat, daß aus Glück und Unglück, allen Belastungen, allen Illusionen, aus gärenden Hoffnungen wie schmerzlichen Enttäuschungen, aus Glauben und Zweifel, aus der Religion der Gottlosigkeit wie der Zweckgebarung eines Gottglaubens die Gewißheit erwächst, blüht und Früchte trägt: zu sein und vor allem *selbst* zu sein.

ZUR SACHE !

Die Diskussion unter den Kritikern der Weltwirtschaftskrise und den Befürwortern veränderter und neuer Wirtschaftssysteme spitzt sich zu auf die Frage: Welche Rolle spielt der Mensch in der Wirtschaft? Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, die kapitalistischen und antikapitalistischen Wirtschaftssysteme, zwischen Privatwirtschaft und Staatswirtschaft mit allen ihren Unterschattierungen und ihren verschiedenen Perspektiven zur Gesellschaft hin dreht sich um die Stellung des Menschen, des einzelnen und der menschlichen Gesellschaft schlechtweg im Wirtschaftsverkehr. Es scheint als bedeutsames Zeichen, daß alle Vorschläge und Prophetien kaum mehr den Anspruch erheben, alleingültig und alleinrichtig zu sein. Fast handelt es sich nur um Assoziationen, aus dem Psychologischen geschöpfte Darstellungen eines möglichen Wertes. Der berufsvorgebildete Nationalökonom mag darüber entsetzt sein, der soziologisch geschulte Beobachter findet dagegen darin mancherlei Anregung. Das gilt nicht zuletzt auch von dem Buch von Dr. Max Ottopal „Antipolitik" (Paul List Verlag, Leipzig). Man kann nicht gerade behaupten, daß der Verfasser zur Sache spricht, obwohl er einiges über die Sache zu sagen hat. Es ist glänzend geschrieben und ein amüsantes Taschenspielerkunststück. Es gehört zu den wenigen Büchern dieser Zeit, die das Kapital verteidigen zu ungunsten des Kapitalismus und natürlich auch der Privatwirtschaft, es ist eine Apotheose des Geldes schlechthin.

Karl Marx tritt auf als der Entdecker der dynamischen Kräfte des Kapitals. Der Verfasser bringt es fertig, in immerhin verständlicher Weise die Erklärung zu versuchen, daß von der Materie her gesehen, von der Sache, vom Kapital der Marxismus, sofern er sich auf die Kritik des Kapitals beschränkt, von seinem geistigen Nährvater Karl Marx sich entfernt hat. Wie in einer Kabarett-Conference spricht dieses Buch davon, daß die Marxisten Marx falsch verstanden haben. Das ist in einer Zeit, die so wenig amüsante Literatur sonst hervorbringt, schon immer etwas, und das allein macht das Buch lesenswert. Ganz ausgezeichnet, wie Ottopal aus dieser materialistischen Auffassung die notwendige und künftige Dynamik des Kapitals entwickelt. Der russische Fünfjahresplan gibt dem Verfasser

hierfür das Vorbild, aus dem dann auch die Perspektive der materialistischen Ordnung einer deutschen Wirtschaft entwickelt wird.

Mit eindringlichen Worten wird die Rolle des Staates analysiert, der zu einem reinen Verwaltungsapparat zurückversetzt wird. Der Staat in seiner bisherigen Form hat sich nach Ottopal überlebt. Er steht nicht nur allein heute nur noch auf tönernen Füßen, die man leicht erschüttern kann und auch erschüttern soll, sondern er steht der wirtschaftlichen Entwicklung, der Umbildung in eine deutsche Aktiengesellschaft geradezu entgegen. Er wird zum Feind gestempelt. Das Buch wird zugleich zum Lehrbuch für die großen Kartelle, die noch lebensfähigen Wirtschaftsgruppen in Deutschland, die Rolle des Staates auf die Funktion zu bringen, auf die er gehört, nämlich, den der Wirtschaftsführung untergeordneten Verwaltungsapparat. (Gewisse radikal rechts orientierte Wirtschaftskreise in Deutschland sind ja auf dem besten Wege dazu, und solche Perspektiven dürften ihnen aus der Seele gesprochen sein.) Aber das Buch gibt auch Anleitungen für die Revolutionäre von links, es schafft in seiner Darstellung der wirtschaftlichen Dynamik für manche politischen Funktionäre den Unterbau, der ihnen für ihr Wirtschaftsprogramm fehlt. Auf die Begriffsbildung kommt es ja nicht so sehr an. Die Wirtschaft in der Form der Aktiengesellschaft mag annehmbar sein, wenn die Frage entschieden ist, wem die Aktien gehören und wer auf die Leitung dieser Gesellschaft den entscheidenden Einfluß hat.

Zwischendurch wird der Mensch entthront. Der Verfasser kämpft gegen die Überschätzung des Menschen und jener Atmosphäre, die von Menschentum und von Menschlich-Sein geladen ist. Er nennt solche Stimmungen und solche Grundanschauungen Illusionismen, anthropozentrische Systeme, gegen die sich seine ganze Wut entlädt. Hoffentlich macht der Verfasser seine Ankündigung wahr, daß dieses Buch nur eine Sammlung von Vorbemerkungen ist, und daß sein System in einer Reihe grundlegender Bücher erst noch entwickelt werden soll. Dann wird bestimmt der Mensch darin völlig vernichtet sein. Der Mensch, der als Irrlicht nur in der Wirtschaft herumpfuscht mit seinen Illusionen von Glück und von allem, was menschlich ist oder sein sollte, gehört ausgelöscht. Von der

Zentrifugalkraft der wirtschaftlichen Dynamik aus der Welt geschleudert. Und das soll wahr sein.

AUSBLICKE IN DIE ZEIT

Der Verlag dieser Zeitschrift bereitet eine der nächsten Nummern als Sonderausgabe um das Thema „Staat" vor. Bestimmt wird dadurch der Staat nicht gerettet werden, weder erschüttert noch aufgebaut. Daß psychologisch und aus wirtschaftsanalytischen Gesichtspunkten heraus Fragen aufgerollt und untersucht werden sollen, die sich mit den ethischen Voraussetzungen des Staates, seinem Wirken und seiner Gültigkeit in der Gesellschaft und der Gesellschaftsbildung befassen, solche Fragestellung wird nicht dazu beitragen, die heute herrschende Verwirrung zu vermehren sondern im Grunde genommen klärend wirken. Gegner und Befürworter des Staates allgemein und des Staatsversuches dieser Gegenwart mögen die Frage beantworten: *hat dieser Staat noch das Recht und die Macht, Ausdruck einer Gesellschaftsethik und welcher zu sein.*

Der Staat, der um die politische, soziale und wirtschaftliche Gemeinschaft zu stützen, zur Durchführung dieser seiner Aufgabe Steuer erhebt, scheint heute maßgeblichen Gesellschaftsschichten, die von solcher Gemeinschaft leben, als der Feind. Steuern werden mit Steuerflucht beantwortet. Die Gesetze, erlassen unter Notverordnung oder auch auf dem in der parlamentarischen Ordnung erlassenen Wege, rufen bei den wirtschaftlich davon Betroffenen einen Gegendruck hervor. Das Verbot der Gefrierfleischeinfuhr beispielsweise ruft die Importeure mit einem Schadensersatzprozeß gegen das Reich auf den Plan. Der Getreide- und Gemüsehandel kämpft auf dem Prozeßwege gegen das Reich und gegen das Schieleprogramm, die Reisebüros werden um den Schaden aus der Hundertmark-Notverordnung prozessieren. Entlassene Beamte, Berufsgruppen, deren Einkommen durch Notverordnung geschmälert ist, prozessieren. Es gibt also *ein Recht, das über das Recht des Staates bereits hinausgewachsen ist.* Welches sind die ethischen Grundlagen dieses Rechtes, von dem die heutige Staatsmaschine nicht mehr von Landesverrat zu sprechen wagt, von Hochverrat und Verächtlichmachung des Staates und von Zersetzung? Eine Antwort darauf zu finden, von verschiedenen Anschauungen aus diese Frage zu analysieren, dürfte nicht ohne Interesse sein.

Was vollzieht sich überhaupt innerhalb der Begriffsbildung um Recht? Der Justizapparat und besonders die Rechtsprechung steht schon seit längerem im Mittelpunkt einer angeregten Diskussion. Nicht nur darum, ob diese Maschine ihrer leistungsmäßigen Beanspruchung nach unter zu hohem Druck und in einem fehlerhaften Automatismus läuft, das heißt, Recht wird nicht mehr gesprochen, sondern maschinell eingestellt mit allen Fehlerquellen, die sich da erschließen mögen – nicht darum handelt es sich, sondern, ob es mit Recht in alten Traditionsbegriffen noch etwas zu tun hat, ob es erwünscht, ob es richtig, und ob es sogar notwendig ist, daß Recht und Rechtsprechung sich der Macht unterordnet und politisch ist. Ich für meine Person möchte das bejahen, es läßt sich allerdings auch denken, daß Einwände dagegen beizubringen sind, und es wäre interessant, diese hier zu erörtern. Es ist ja vielleicht nicht richtig, daß man hinter schon stark durchlöcherten Vorschriften geschützt, abzuleugnen versucht, daß Recht in einem Staate, der der gesellschaftsbildenden Ethik entbehrt, zu einer Macht und mehr noch zu einer reinen Zweckmäßigkeitsfrage geworden ist und beinahe nach sportlichen Gesichtspunkten gewertet wird. Das geht nicht nur die Rechtsanwälte sondern auch die übrigen Funktionäre einer Gerichtsverhandlung an, das trifft zu auf die Konkurrenz der Instanzen, auf den Wettlauf um die aussichtsreichste Betonung im Prozeßziel zwischen Zivil- und Strafgericht. Man soll sich nicht daran gewöhnen, die sogenannten Einzelfälle vom Versagen des Gerichts und seiner Funktionäre, die die Zeitungen füllen, nach der Tendenz hin als Einzelfall zu betrachten, sondern als Typ, wovon aus bestimmte Forderungen über Ethik und Recht abzuleiten sind. Es genügt ja nicht, daß ein Richter in einem Berliner Blatt erklärt, der Schaden am Eigentum, der in einem Jahre von verbrecherischen Rechtsanwälten hervorgerufen wird, sei größer als der von üblichen Eigentumsverbrechern. Selbst eine oberflächlichste Forderung käme doch zu dem Schluß, daß der Ehrenkodex der Anwaltkammer, die Vorschriften des Bürgerlichen Strafrechts nicht genügen, das Publikum vor verbrecherischen Anwälten zu schützen. Weil – wird man beispielsweise erwidern, das Verbrechen, der Angriff gegen das Recht heute sich zugleich entwickelt aus dem Nichtwissen, dem Unerzogenen, Unaufgeklärten, Krankhaften und mit Widerständen Be-

lasteten einerseits, andererseits aber aus dem Besserwissen, aus der genaueren Kenntnis der Maschinerie der Rechtshandhabung, aus der Technik der Rechtswege und der Rechtsauswege. Das gilt, mit Verlaub zu sagen, auch für die übrigen Rechtsfunktionäre. Und das gilt zweifellos, solange das Recht als Funktion des Staates angesprochen wird, für alle Funktionen des politischen oder heutiger gesprochen, wirtschaftlichen Staatsapparats. Die Eroberung des Rechts und der Rechtsmaschine kann durchaus, wie man bisher nur von einer anderen Machtmaschine, Militär und Polizei sagen zu müssen glaubte, zur Eroberung der Staatsgewalt führen. Darüber wird man sich unterhalten, und auch, ob es zweckmäßig ist, ein besonderes Lamento darüber anzustimmen – nichts ist vielleicht nützlicher als die Feststellung: Recht ist nicht Recht.

Auch darüber sollte gesprochen werden. Welche Forderungen sich daraus ergeben, wenn der Staatsmachine die nebulose, unernst gewordene ethische Grundlage entzogen ist. Wenn es zu einer einfachen Geschicklichkeitsfrage geworden ist, Erfassung der gegebenen Situation, Macht- und Rechtsmaschine des Staates in Bewegung zu setzen. Für Schachspieler, Analytiker, Dramatiker und Philosophen wird die Frage interessant, gelten denn überhaupt die Vorschriften des bürgerlichen Rechts noch und wieweit sind sie durch Gegenzüge psychologischer und materieller Herkunft zu durchkreuzen und aufzuheben. In welchem Tempo verläuft die Auseinandersetzung des einzelnen zum Staat und im Gleichgewichtskampf einander widerstrebender Machtgruppen, und die Auseinandersetzung der Klassen im Rahmen der Staats- und Rechtsmaschine. Es wird interessant sein, festzustellen, ob die juristisch-ethische Grundlage eines Paragraphen noch in Geltung bleibt, wenn dieser Paragraph unter Verbiegung der philosophisch ethisch betonten Herkunft beliebig zweckmäßig aus vielleicht rein unethischen Motiven der Tagespolitik beispielsweise gehandhabt wird. Es soll die Frage aufgeworfen werden, ob u.a. die aus dem Tageskampf bekannten Todesfälle, erschossene Schupos und erschossene Arbeiter, Gegenstand des Mordparagraphen und seiner Folgerungen, Anstiftung zum Mord usw. sind und sein können, inwieweit etwa nur auf Schupos einerseits und auf Arbeiter andererseits beschränkt. Würde sich (siehe oben) ein Demonstrationsverbot aus der Verfassung heraus als unrechtmä-

ßig erweisen lassen, und das ist bei der heutigen Rechtshandhabung ohne weiteres anzunehmen, so würde bei jedem erschossenen Arbeiter ein Mord vorliegen, der nach einer bestimmten Handhabung der Maschinerie zu ahnden wäre, mit Berücksichtigung der Vorbereitung, der Beteiligung und Mitschuld, wobei heute meistens schon die Feststellung verhindert wird, daß bei einer solchen Demonstration nach einem Zitat dem Polizeivorgehen gewogener Blätter meist Unbeteiligte gemordet werden. Und wo ist der Unterschied zwischen Mord und Unfall oder Strafe? Oder wie bezeichnet in einem solchen Fall der Apparat die Tatsache, daß dabei ein Mensch vom Leben zum Tode befördert worden ist. (Es gibt hierfür im heutigen Paragraphenwald noch kein Vorbild, das heranzuziehen wäre.) Es scheint doch aber notwendig, diese Frage öffentlich zur Diskussion zu bringen. Sie geht ja nicht nur die Direktbeteiligten an, von denen anscheinend die Regierungsmaschine anzunehmen glaubt, daß sie sich teilen in Leute, die für den Staat sind, das heißt, die in diesem Apparat ihr Brot verdienen, und deren Existenz direkt davon abhängig ist, und solchen, die gegen den Staat sind, die nicht vom Staat sondern eigenwirtschaftlich ihr Brot verdienen (oder verdienen müssen), deren Existenz nicht vom Staat abhängig und die sich sogar vom Staat entfernt (siehe oben die Schadenprozesse der wirtschaftlichen Interessentengruppen) und Wirtschaft davon lebt, den Staat auszuschalten. Dann dürfte die Frage noch erlaubt sein, ob nicht in der Handhabung der Staatsmaschine die Perspektiven falsch gestellt sind. Die Handhabung einer Staatsmaschine gegen diejenigen Teile der Gesellschaft, die am stärksten in ihrer politischen Grundanschauung den Staat als Idee bejahen, und für deren soziales Denken der Staat geradezu Voraussetzung ist, führt vielleicht zu jener Verwirrung über die ethischen Grundlagen des Staates und des Rechts, von der die Gegner und Zweifler an der Gesellschaft schlechthin Nutzen ziehen. Darüber wird zunächst zu sprechen sein.

DAS GOLDENE ZEITALTER

Die zahlreichen Wirtschaftsanalytiker, die sich heute mit der Goldwährung befassen und für Änderung und Abschaffung eintreten, vergessen manchmal, daß der Kampf um die Goldwährung eine soziale Frage geworden ist, gesellschaftsbildende Vorbedingungen in sich schließt, die der Geschichtsschreiber zur Charakterisierung eines Zeitalters verwendet. Die Kritik des Goldes wird zur Kritik des goldenen Zeitalters. Allerdings haben sich die Geschichtsschreiber früherer Zeiten unter dem goldenen Zeitalter etwas anderes vorgestellt. So ist jetzt das goldene Zeitalter zum Zeitalter der Gesellschafts-Umwälzungen, zum Zeitalter der Revolution geworden.

Die Frage des Geldes und des Kapitals als Tauschmittel, als Motor im Wirtschaftsverkehr und als Wertmaßstab innerhalb der Gesellschaft wird dadurch zunächst nur indirekt berührt. Die politische Zielgebung zur Umbildung von Gesellschaft und Staat steht erst in einem späteren Stadium, wenigstens im Weltmaßstab gesehen, zur Erörterung. Die Welt befindet sich zweifellos erst am Beginn dieses gesellschaftlichen Umbildungsprozesses. Schlüsse zu ziehen aus ersten Ansätzen, aus den ersten Versuchen, bestimmte Grundvorstellungen im Gesellschaftsprozeß zu lockern, entbehren nicht der von allen gelegentlich als so leicht und so angenehm empfundenen Perspektive von Romantik. Die revolutionäre Perspektive von aller Romantik zu entkleiden, wird die Aufgabe kommender Generationen sein. Im Sinne einer materialistischen Geschichtsauffassung ist es für den Analytiker dieser Gesellschaftsumbildung an erster Stelle wichtig, *Richtung zu halten*, die Phasen aufzuzeigen, wenn man vermeiden will, Forderungen aufzustellen und Schlüsse zu ziehen, die an der Gesamtheit der noch vorhandenen Widerstände zerrieben werden müssen. Der „Mensch im Mittelpunkt", im Soziologischen der vergangenen Epoche, erhoben zur Forderung einer kollektivbetonten Neuordnung, wird ergänzt durch den „Mensch in Bewegung", als Ziel einer Durchdringung der wirtschaftlichen Gebundenheit in der Auseinandersetzung zwischen den bestehenden und sich neubildenden Formen des Staates. Welch bescheidene Rolle spielt demgegenüber Weg und Taktik der Politik.

Um nur ein Beispiel zu erwähnen: die Sowjetrußland tradi-

tionell zugeschriebene Rolle des Störers im weltwirtschaftlichen Gleichgewicht, das Ziel der Weltrevolution, wäre im Augenblick einen großen Teil weiterzubringen, wenn Sowjetrußland unter Ausnutzung der romantischen Vorzeichen dieser Weltrevolution die Weltwirtschaftskrise nützen würde, den Zusammenbruch der Goldwährung, den Sturz des Pfundes, die Erschütterung des kapitalistischen Systems durch eine einfache Erklärung, die Erklärung der eigenen Zahlungsunfähigkeit. Wenn Sowjetrußland heute sämtliche Verpflichtungen streichen würde, auch schon nur einen Zahlungsaufschub verlangen, die Forderung aufstellen würde, sich in das Weltmoratorium einzuschalten für ihre laufenden Verpflichtungen, so würde die Krise denjenigen Höhepunkt erreichen, der, um im Jargon zu sprechen, die revolutionäre Situation zur Folge hat. Die Entwicklung würde nach zwei Perspektiven verlaufen, die im Grunde genommen auf einen Nenner zu bringen sind: entweder die im Kern getroffenen kapitalistischen Staaten schließen sich zu einem Stillhalte-Konsortium zusammen, aus dem eine Stützungsaktion aus noch vorhandenen Kapitalwerten und technischen Werten zur Aufrechterhaltung der eigenen Wirtschaft erwachsen müßte (Rettung und Ausbau des Fünfjahrplans) oder gemeinsame Aktion der Gläubiger zur Eintreibung der Schulden – eine Kraftanstrengung, zu der heute alle Voraussetzungen für diese Gläubigerstaaten fehlen. In der Phase dieses weltwirtschaftlichen Konkurses hätte Sowjetrußland für Erreichung seiner Ziele so gut wie alle Karten in der Hand. So aber und statt dessen: Sowjetrußland, das einzige Land, das heute seine Zahlungen einhält und auf ein Moratorium verzichtet, selbst die Chance des Agio in der Devisenspekulation aus der Hand gibt (man vergleiche die beruhigende Erklärung der Handelsvertretung an den Reichsverband der Deutschen Industrie für die Abwicklung des Russenwechsel-Geschäftes), dieses gleiche Sowjetrußland wird mit seinem Fünfjahrplan zum einzigen Aktivum in der Konkursmasse der kapitalistischen Welt. Zum Aktivum der verschiedenen Moratorien der einzelnen Staaten und zum Giranten des in Zahlungsschwierigkeiten geratenen kapitalistischen Systems. Politische Schlüsse daraus ziehen zu wollen, wäre zumindesten voreilig.

Indessen soll aus der Fülle politischer Perspektiven, aus dem Lager der Krisenstaaten, aus dem Kreise der Befürworter ver-

schiedenster Rettungssysteme, aus Vorschlägen und Projekten ein Querschnitt aufgezeigt werden, aus dem sich bestimmt nicht die Rettung, aber eine Erkenntnis ergeben wird, daß alles im Fluß und zumindensten nach einer bestimmten Richtung hin im Fluß ist. Gleichgültig, ob solche Ziele wie beispielsweise die deutsch-französische Wirtschaftsverständigung wünschenswert und möglich, auch nur perspektivisch weiterbildend sind oder nur dem Versuch entspringen, für neue Perspektiven Zeit zu gewinnen.

Von London aus gesehen

Daraus, daß Mister Macdonald die deutschen Ministerkollegen frug, was sie im kommenden Winter eigentlich mit ihrer schon wieder fast fünf Millionen zählenden industriellen Reservearmee anfangen wollten, ging eigentlich schon hervor, daß die Engländer über *Arbeitsbeschaffung* doch etwas anders dachten als ihre deutschen Kollegen. Und nun haben sie gehandelt an der Themse, denn ihre Informationsreise nach Berlin ließ sie das zu machende Geschäft sehen. Möge Deutschland Herr Hoover helfen, England hilft sich selbst. Zunächst unterläuft es die französische Stellung, biegt es der französisch-amerikanischen Goldhortung aus. Seine Industrie kann jetzt durch Export die Halden und Läger räumen und mindestens anderthalb Millionen Arbeitslose in Arbeit zurückführen. Das geht vornehmlich auf deutsche Kosten, wo anderthalb Millionen deutsche Arbeitslose zuwachsen werden über Nacht, wo *englische Kohle* in diesem Winter wohl auch so manchen Berliner Haushalt versorgen dürfte. Sie wird ja billiger sein. Ist das unser deutsches Winterprogramm, daß wir die Geschäfte der Engländer besorgen? Ist das die Frucht unserer Englandbesuche? Wenn man überlegt, daß die deutschen Auslandanleihen, selbst wenn sie über London kamen, zumeist doch auf New Yorker Parität abgestellt waren, so daß wir an dem englischen Pfundkurs nicht einmal als Schuldner profitieren, dann darf man das Funktionieren der internationalen Drahtzieher immerhin bewundern. Gott, man hatte ja draußen auch die geeignetsten Verhandlungspartner gegenüber. Was die schon wußten. Zumeist waren es Beamte, eingeheiratete Bankprokuristen, die sich schon als Herren des Geldes dünkten, als *Fürsten ohne*

Krone, nur weil in Deutschland von ihrer Mitunterschrift so manches Schicksälchen abhing. Und dann vor allem Rechtsanwälte, diese Sonderausgabe deutscher Verbandsführer, die zumeist ja doch nur im formalen Drahtverhau Deckung nahmen und davor wie dahinter nichts zu sehen brauchten. Haben wir deshalb so zu London gehalten, damit wir auch noch diese englische Rechnung auf lange Sicht bezahlen dürfen? Jedenfalls ist England über den Winter heraus, sofern wir nicht nachfolgen. Doch das können wir gar nicht, weil wir bei dem geringsten Abbau der Deflation unsere Auslandschulden ja nur um zwanzig Prozent vermehrten. Und doch wäre selbst dieser Verlust vielleicht noch kleiner als die innerwirtschaftliche Zubuße, die dieser Winter kosten wird. Ob allerdings England, dessen Reichsbank bis jetzt selbst gefälschte englische Pfundnoten ohne Wimpernzucken eingelöst hat – zur Erhaltung des Pfundprestiges –, auf die Dauer nicht doch gewaltigere Kolonialverluste erleiden wird, läßt sich noch gar nicht absehen. Die Vorgänge in der englischen Flotte werden in der übrigen Welt auch ihr Echo finden. Im Grunde ist England doch bereits fertig, und ist es trotz aller Wirtschaftsankurbelung und Augenblickserfolge nur eine Frage der Zeit, wann diese einstmalige Weltmacht völlig aus dem Kreis der Großen ausscheiden wird. Soviel steht jedenfalls schon fest, daß England den letzten Krieg nicht gewonnen hat. Es wird ihm jedoch, was immer auch geschehen mag, mit seinem *Talent zum doppelten Spiel* noch genügend Macht bleiben, durch altbewährte Intrigue und Beinstellerei das Spiel der anderen zu stören. Es kann noch immer die Rolle einer Deutschen Volkspartei im europäischen Parlamentsgetriebe übernehmen. Dazu langt es noch immer, und die übrige Welt wird immer noch gern auf den alten Big Ben hören und über London seine Leinen werfen.

New York bleibt fest

Unterm Sternenbanner sieht sich die Welt wiederum ganz anders an. Auch dort hat man seine Sorgen. Nicht wegen der „Inseln in der Nordsee neben Irland". Sondern wegen der Zuspitzung im Lande selbst, das immer noch unbegrenzte Möglichkeiten, doch nicht mehr ganz so auch den Glauben junger Völker hat. Der nur handlangernde Mensch stellt dort drüben

mit Staunen fest, daß *demokratisch und republikanisch im Grunde ja doch nur dasselbe* ist, ebenso wie Geschäft und Prohibitionsverbrechen sich nur der Form nach unterscheiden. Man kann sehr wohl von einem zum andern hinüberwechseln, in beiden gibt es Umsatz und Einsatz, Gewinn und Verlust. Vielleicht hat dort, das wird jetzt dem Clerk, dem Sardinenschlächter, dem Frisör gleichermaßen wie dem Farmer klar, die geringe Oberschicht einiger weniger Großbesitzer alles beherrscht. Darüber denken heute drüben die Angestellten etwas verwundert wie über eine neue Erfindung nach. Und dann reisen sie nach Europa, um dort sich besonders auch *Deutschland, ihre neueste und modernste Kolonie*, anzusehen, wie sie sagen. Daneben fahren sie, sofern sie z.B. Frisör sind, nach Paris, weil dort die Haardressur immer noch als Weltmarke gilt, selbst wenn sie – sagen die Amerikaner – kaum mehr dieses Privileg verdient. „Was soll man machen, man muß schon tausend Dollar in die *Werbung „Aus Paris zurück"* stecken, wenn man durch Dienst am Haar zusätzliche 5000 Dollar umsetzen will. Daß man das will, das ist das Bestechende, das immer wieder Packende an den Amerikanern. Wie sie *den Umsatz steigern*, das ist ihre Sorge. Wir Deutschen, die wir nur der Idee leben, wie wir vom Staat versorgt werden und möglichst noch bei Kräften mit Pension entlassen, uns privat etablieren und, wie der abgehende Oberlandgerichtspräsident in Celle, uns mit 15 000 RM Pension in Hannover als „gesicherter", freiberuflicher Anwalt niederlassen und weniger gut gestellten Kollegen durch Unterbietung das Brot wegnehmen können, wir haben für den Neoamerikanismus kein Ohr. Wie sollten wir auch, wo eine hochwohllöbliche Reichsregierung uns alltäglich den Gedanken an Umsatz und geschäftliches Interesse immer wuchtiger wie einen auf allzu Irdisches gewandten Beelzebub austreibt. Ledergurte zum Festschnallen restlichen Bauchspeckes und Hanfseile zur Einnahme erhöhter Positionen und Gewinnung umkreisweiterer Perspektiven werden unsere einzigen Konjunkturartikel sein, nach denen zunehmende Nachfrage herrschen wird.

Unter den Dächern von Paris

Ist Frankreich eigentlich noch im Bunde mit Amerika? Mor-

gan hin und Morgan her – Frankreich, das heißt nicht etwa Briand oder Laval, sondern das macht erst die Summe eines Verhaltens. Dort will man mit vierzig Jahren seine Zinsen haben, seine Rente, und den Rest des Lebens ausruhend genießen können. Es gehört ja im Grunde so wenig zum Leben. Die Hälfte liefert schon das Klima umsonst dazu. Erst zum Schlafen geht man nach Hause. Bei den Deutschen drüben lebt man ja mehr als die Hälfte des Jahres unter Dächern, *zwischen Mauern mit künstlichem Licht und künstlicher Wärme*. Rente, sie mag noch so klein sein, ist auf Sicherheit und Ruhe angewiesen. Im Grunde ist ja keiner mehr über dem Rhein direkt gegen Deutschland. Doch die Vorstellung besteht nun einmal, daß Deutschland in hundert Jahren dreimal mit Frankreich Krieg geführt hat. Eine deutsche Anleihe würde wohl kein französischer Rentner zeichnen wollen, und die französischen Banken verzichten auch darauf, sich derartiges in ihre Tresors zu legen. Schon *der hohe deutsche Zinssatz* stößt ab, denn er verrät Sicherheitszuschläge für mögliche Risiken, bei denen zuletzt doch der ganze Kredit sich in blanken Verlust wandeln kann. Mit hohen Verzinsungen waren die vorsichtigen Franzosen ja überhaupt nie zu fangen. Darauf fielen nur wirkliche Spekulanten herein.

An Geschäftsvorhaben fehlt es ja heute nicht in Frankreich, denn schon die finanziell vorteilhafte Lage drängt nach Schaffung von Umsätzen. Bleibt Frankreich darin zurück, besteht sogar die Gefahr, daß andere in dieser Richtung vorangehen. Vor allem neben England die Vereinigten Staaten, die wiederum die Erschließung wirtschaftlicher Neuländer auf ihre Wahlfahnen geschrieben haben und jetzt viel von der notwendigen Ankurbelung des Weltumsatzes reden. Auch das *Internationale Arbeitsamt* hat schon zu Beginn des Jahres einen Vorstoß gemacht und ein Programm für größere öffentliche Arbeiten ausgearbeitet, in dessen Rahmen u.a. bezüglich Ausführungen in Deutschland Straßenbauten, Kraftanlagen, landwirtschaftliche Entwicklungen, Flutdeiche und Flußregulierungen mit insgesamt vier bis fünf Millionen Arbeitstagen und rund hundert Millionen Reichsmark Produktwert aufgeführt sind.

Doch Frankreich kann allein ein Vielfaches hiervon in seinem Lande entwickeln, wobei vornehmlich an die Modernisierung der französischen Verkehrsanlagen, also Eisenbahnum-

bauten, Signalwesen, Kanalbauten gedacht ist. Gigantische Objekte finden sich hierunter, wie die *Untertunnelung von Paris* zwecks unterirdischer Abwicklung des unerträglich gewordenen Automobilverkehrs, oder der *Bau des Großschiffahrtsweges quer durch Südfrankreich*, der Bordeaux mit dem Mittelländischen Meer verbinden soll.

Man sollte nun der Meinung sein, daß gerade in Deutschland diese französischen Angelegenheiten mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt würden und den Gegenstand der so viel erörterten Rapprochementbemühungen bildeten. *Von französischer Seite werden auch bereits deutsche Firmen zu Arbeitsgemeinschaften mit französischen Unternehmergruppen geradezu eingeladen*, die interessierten Kreise der deutschen Industrie sind auch grundsätzlich dafür, doch *trotz der Berliner Minister-begegnung* und der anscheinend sehr freundlichen Händedrükke sickert doch immer mehr die Auffassung durch, daß

unter den nicht mehr ganz wetterfesten Ziegeln der Wilhelmstraße

all diese privaten Bemühungen und Begegnungen letztlich von dem Herrn Reichskanzler Brüning, wenn vielleicht auch nicht von allen Mitgliedern seines Kabinettes, als unliebsame Störung seiner *Politik des Zuwartens* empfunden werden. Man fühlt diesseits und jenseits des Rheins nur zu deutlich heraus, daß im Grunde doch noch kein fester Wille besteht. Deutsche Industrielle sehen sich eindringlichen Beschwörungen ausgesetzt, doch ja diese Störung der eigentlich ja niemanden bekannten Pläne des Kanzlers zu unterlassen und alles zu vermeiden, was danach aussehen könnte, als ob wir den Franzosen nachlaufen würden. Ja, Michel, davon verstehst Du halt nix, was da eigentlich vorgeht, und was da in London und vielleicht auch in Wien und Lemberg als verstimmend aufgefaßt werden könnte und daher „abzubiegen" ist. Das macht jene Algebra der hohen Politik aus, die per Saldo bisher wenigstens *noch immer* ihre Rechnungen *auf Deutschlands Buckel* ausgetragen hat und mit der *Herabsetzung des Lebensstandards* in Deutschland so etwas wie eine technisch hochentwickelte Kolonie in Deutschland zu entwickeln versucht und auch ganz offen darüber spricht.

DIE GROSSE TROMMEL
Der Mensch in Bewegung

Es ist noch nicht allgemein, zu einer Bachschen Fuge zu tanzen. Obwohl Sebastian Bach die Synkope wieder in die Musik eingeführt hat, deren Aufgabe darin besteht, eine Melodie nach Aufbau, Tonfolge und Rhythmik zu verändern, aufzujazzen, wie man das in Amerika genannt hat. Die Bachsche Fuge und der heutige Jazz sind verwandt, ihre Wirkungen sind verschieden. Als jemand einen zehnjährigen Schüler, der seit zwei Stunden ununterbrochen ein Vorspiel aus dem wohltemperierten Klavier exekutierte, schließlich fragte: Junge, wird dir denn das nicht mal über – (selbst seufzend), erhielt er die ob der Störung etwas unwirsche Antwort: Im Gegenteil, es regt mich an. Dagegen trafen sich während der Leipziger Messe zwei Einkäufer aus Ost und West, freuten sich ihres Wiedersehens, waren im besten Erzählen und Trinken, als sie in den Einfluß eines Jazz gerieten. Sie wurden einsilbig, quälten sich noch eine Zeitlang und trennten sich als Feinde. Die Beispiele an sich bedeuten nichts. Sie lassen sich auch umgekehrt anwenden. Nur die Verschiedenheit der gleichen Synkopenwirkung interessiert.

In alten Kulturen verwendete man, dies überbrückend, die große Trommel. Der moderne Jazz deutet sie an. Die große Trommel ist die Disziplin der Orgie. Sie schafft die große Ebene der Empfindungen, auf der sich die Geschlechter begegnen, völlig unbeschwert von dem zusammengelebten Ballast des Tagwerks. Der Schall der großen Trommel bannt, bindet auseinandergehende Instinkte zusammen, läßt sie sich vereinigen und weitertaumeln, neuen Vereinigungen zu. Sie ist das Sinnbild zukünftigen Lebens und der Fruchtbarkeit. Sie bannt, weil sie lebensunverstandene, lebensfeindliche Instinkte reinigt und auflöst, in Wirbel setzt. In ihren Schwingungen schmilzt die Starrheit des Kampfes um die Überlegenheit der Geschlechter. Sadismus und Masochismus gehen in eins zusammen, und im Gegensatz zum täglichen Leben, aus dem sich die Kultur entwickelt, wird die Chance für die Geschlechtspartner, für die Frau wie für den Mann, völlig gleich. Diese Chance um die Führung der Sinne, um die so erbittert seit Jahrhunderten gestritten wird.

Der Jazz deutet an, daß dieser Kampf sich einer vorläufigen, wenn nicht endgültigen Entscheidung genähert hat.

Es dürfte im allgemeinen als richtig angenommen werden, daß der Mann in seiner Lebenskraft und noch mehr in seinem Geschlechtswillen verkümmert, während die Frau sich zusehends entwickelt und geschlechtskräftiger wird. Der bedeutendste Schritt nach dieser Richtung und zugleich ihr wichtigster Erfolg auf dem Wege zur völligen Unterjochung des Mannes ist vielleicht, daß es ihr gelungen ist, das Zentrum geschlechtlicher Erregung zu verschieben und das bisherige, von der Überlieferung übernommene an zweite und untergeordnete Stelle treten zu lassen. Dieses Zentrum verbreitet sich über das ganze Muskelsystem, das mit den unendlichen Verschiedenheiten der Anreize spielt. Der Beischlaf wird zur lästigen Pflicht, und der Mann sollte ernstlich darüber nachdenken, die dem Beischlaf bisher innewohnende Funktion, wenn überhaupt gewünscht, auf andere und maschinelle Art erledigen zu lassen. Um mit einem Herrn dieser Zeit zu sprechen, es lohnt sich ja nicht, für den Fetischismus eines Beines, das solchen Zwecken als Gipsabdruck im Herrenzimmer viel eindeutiger dient, oder etwa einer rasierten Achselhöhle wegen sich in die verwirrenden und atemraubenden Unkosten einer Zeugung zu stürzen. Die Ebene der Frau hat sich verändert, in der Perspektive etwas nach oben gebogen; sie hat sich vertikalisiert.

Nicht zuletzt sind an solcher Entwicklung alle die Religionen schuld, die das in jedem Menschen zutiefst liegende Streben nach gesellschaftlicher Einheit mit dem Innen-, das ist dem Gemütsleben vornehmlich des Mannes in Zusammenhang gebracht und in einen Topf geworfen haben. Sie haben den Zeugungswillen des Mannes auf mechanisierte Staatsgebilde erweitert. Und ihn um die Einheit des Manneswillens im Geschlechtsleben gebracht. Diese Religionen sind in Auflösung begriffen, die Staatsgebilde zerfallen und lassen sich zumindestens nicht auf gleicher Basis erneuern, werden kümmerliche Notgebilde, in denen die jetzt zusammenhanglos gewordenen Gesetze allein herrschen. Die Frau allein hat davon Nutzen gezogen, leider nur in der Hinsicht, das heißt vorerst, den Kampf um die Geschlechtsvorherrschaft zu ihren Gunsten zu entscheiden.

Das Mannwesen erhob bisher geschlechtspsychologisch den Anspruch, in allem und jedem ganz, unteilbar und vor allem

besonders zu sein. Es ist dies vielleicht eine der Voraussetzungen der Zeugung seitens des Mannes. Die Frau dagegen weiß, daß sie ihren natürlichen Anreiz im Wesenhaften mit allen ihren Geschlechtsgenossinnen teilt. Streben des Mannes also, dies noch gleichförmiger wirken zu lassen bis ins Wesenlose, den Geschlechtsreiz auf die Grundlinie zu bringen von Atmung, Nahrung und Entleerung. Auf dieser Grundlage bauen sich die ungeheuren Möglichkeiten kollektiver Gesellschaft und Kultur. Das letztere hinderte die religionbelastete und unverstandene Gesellschaftsform, das erstere blieb, natürlich jetzt nur als Negativum, als Geschlechtspassivum, als Sadismus oder als Masochismus. Eine solche Situation drängt den Mann in die Hände der Frau. Das Tier, das gefallen ist, wird verspeist. Das Gleichgewicht ist gestört, die Möglichkeit, es wiederzufinden, so gut wie ausgeschlossen. Die Frau hat den Clan, die Gruppe, die Rasse ihres Geschlechts noch unverbraucht hinter sich. Sie wirkt stärker kollektiv, je mehr der Mann sich vereinzelt. Ihr Bestreben geht dahin, diesen Vereinzelungsvorgang zu beschleunigen. Die Frau wird frei auf Kosten größerer Hörigkeit des Mannes. (So war dies eigentlich von den Philosophen nicht gemeint, die sich bisher mit diesem Problem beschäftigt haben.) Es war der größte Unfug der Philosophen, anzunehmen, die Frau sei schwach. Weil sie das Sphynxlächeln nicht deuten konnten. Wie man auch immer deuten mag, dies ist sicher falsch, daß die Frau damit die ewige Chance gewährt, sich vergewaltigen zu lassen. Man mag darauf Staaten gründen, vielleicht – aber darauf synkopierend bekommt der Mann recht kräftige Ohrfeigen, während die Sphynx gemütlich weiter lächelt. Die innere Befriedigung, eine genußreiche Droge zu schlucken, genügt nicht, sich als nüchtern zu erweisen. Dagegen zwingt diese Lockung, die bis zur Sinnlosigkeit quält, dem Mann die Forderung auf, sich zu entfalten, sich bunt und beweglich zu machen, in Wirklichkeit sich zu isolieren, aus dem schützenden Clan herauszutreten, sich anzupassen dem Rhythmus dieser Lockung (statt der Synkope), darin gleichzuwerden und unterzugehen. Ziel und Endbedeutung: Auswahl sein, ähnlich einer Synkope, die ein fremder Wille reguliert, Ware für den Clan der *einen* Frau. Man könnte sich denken, daß man schließlich dafür auch ein beliebiges Instrument verwenden kann.

Bisher versuchten zwei Institutionen die Möglichkeit solcher Entwicklungen einzudämmen, die Ehe und die Prostitution. Mancher unterscheidet zwar nicht zwischen beiden und im allgemeinen ist auch der Unterschied nicht sehr groß. Doch ist zu beachten, daß es weniger auf den Unterschied ankommt, als darauf, daß beide Institutionen zusammengehören, ohne einander gar nicht denkbar sind und sich wirkungsvoll ergänzen. Beide gehen jetzt in dieser Zeit zugrunde. Es mag müßig sein, das Auflösungsstadium der Ehe zu fixieren. Mit dem gleichen Recht einer dahingehenden Beobachtung könnte jemand von der Notwendigkeit der Wiedergeburt sprechen und Anzeichen dafür aufzählen. Nicht viel anders für die Prostitution. Daß die übliche Art von Prostitution dumm und langweilig ist und die Bequemlichkeit, gesellschaftspsychologischen Forderungen aus dem Wege zu gehen, für die man die große Sentimentalität setzt, ist allgemein bekannt. Nicht weniger, daß die Ehe heute nur noch alle die Formen zur Schau trägt, die früher zum Charakteristikum derselben aus soziologischem Ursprung gehörten. Wenn die Ehe heute nur noch darum geschützt wird, weil sie die Grundlage des Staates ist, so mag die Prostitution, deren Zweck darin besteht, alle ehefeindlichen Elemente in und außerhalb der Ehe einer Befriedigung entgegenzuführen, um sie unschädlich zu machen, dieser vorzuziehen sein. Aber die Prostitution selbst verschwindet. Sie ist nur noch eine schmutzige und unwürdige Karikatur jener mit heiligem Ritus und der Kraft magischer Bannung umkleideten Form der Geschlechtsopferung, deren allauflösender Rhythmus sich in der Orgie manifestiert. Verfällt wie die Ehe, in der dem Mann der Gegenwart alle Freiheiten gewährt zu sein scheinen bis auf die Verpflichtung, ein Tänzer zu sein. Das ist das Entscheidende. In früheren Kulturen war der Mann Krieger und Tänzer zugleich. Ein Zusammenbruch der Kultur entwickelte ihn ausschließlich zum Krieger, um schließlich nur noch Tänzer zu sein. Unser trauriges Geschick. In der Ehe tanzt der Mann zu dem Jazz der Frau. Man versteht, daß der einzelne zum Kinderschreck wird. Das Objekt sinnlichen Reizes wird mit Recht zur Nebensache, die Führung des Reizes ist maßgebend. Diese in der Hand der Frau, regelt die materiellen Tatsachen, die kultur- und gesellschaftsbildenden Ansätze des von ihr beherrschten Mannwesens, sie arrangiert nach dem Reiz die Freundschaf-

ten, Vereinigungen, Weltanschauungs- und Geschäftsfragen. Sie paßt den Mann zu einer Einheit an, gibt ihm die Uniform, verteilt darauf Schnüre und Streifen gezeigten Ehrgeizes und sogar gelegentlich des Erfolges. Diese Führung bestimmt die Geliebten und den Hausfreund, die Kreise, einen ganzen Clan beiderseitigen Geschlechtes unter der Trommel ihres Reizes, den sie aufjazzt. Es ist wenig Raum mehr für eine passende Prostitution.

Die moderne Frau macht nur bescheidenen Gebrauch von der großen Trommel. Sie deutet sie dumpf an, verheißungsvoll, als ob noch eine Chance wäre, das Gleichgewicht wiederzugewinnen. Von diesem flüchtigen Traum bildet sich der Ersatz, das Nocherlaubte, das große Geschäft. Sie scheint so etwas wie ein letzter Schlupfwinkel des Mannes. Gelänge es ihm, noch jetzt die Orgie zu erzwingen, so könnte er noch einmal Hoffnung schöpfen, sich in der Zukunft zu behaupten. Es ist gefährlich, das große Geschäft mit dieser gleichzusetzen und zu verwechseln. Die Folgen werden außerordentlich schädliche sein. Beide sind dem allgemeinen Lebensstandard angepaßt, der Stellung des Einzelmenschen zur Gesellschaft, der Frau zum Mann, des Geschlechtswillens zum Naturgeschehen. Sie registrieren den Grad der Kultur und bezeichnen die Etappe des Menschenwesens auf seinem Wege zur Eroberung der Welt und des Weltalls. Ein maschineller Apparat aus vieltausendfachen einzelnen Bewegungszentren zusammengesetzt. Es ist, da der Mensch sich mit Recht bereits außerhalb der Natur zu stellen unternimmt, die Quelle allen Lebens. Der Rausch nach Macht, tätigem Einfluß, schlechtweg Arbeit, Geld, Gift und Zerstörung stößt unverbrauchte, faulige Aufspeicherung von Sadismen und Masochismen ab, doch immer von der jeweiligen Kraft und der Intensität im Selbstverbrauch begrenzt. Ein wirklich befreiendes Erlebnis wird nicht erreicht, immer wieder nur der letzte Schluck des Verdurstenden. Die Gesellschaftsform ist differenziert, die Möglichkeiten verschiedenster Bindungen sind ins ungeheure vermehrt, die Kultur schwingt in unwahrscheinlichsten Perspektiven. Aber man erfriert. Ein Bissen davon schmeckt scheußlich, und es ist nicht angenehm zu sehen, wie der Nachbar sich übergibt. Das große Geschäft gleicht dem Faustschlag des Blinden, der es sich in den Kopf gesetzt hat zu sehen. Er hämmert sich in die Augen, und er erzeugt sich in der Tat allmählich die Vorstellung, als

gingen ihm Sonne und Sterne auf. Das große Geschäft ist nur eine recht schwache Orgie.

Es wird für den Mann, der nicht tanzt und nicht tanzen kann, recht unerquicklich werden. Eine Priesterin der Venus mit geschwächten Vorbedingungen, stärksten Forderungen, klassensolidar, grausam eine Kultur erfüllend, die den Mann nach Instinkten und Wunschbetonungen schleift und gebrauchsfertig macht. Zwischen solchen Manipulationen entwickeln sich die sogenannten materiellen Tatsachen. Sie dürften kaum Überraschung bieten und besonders interessant werden. Auch das große Geschäft zahlt schließlich mit Schweiß, auf den man künstliches Odeur gießen muß, sei es um ihn zu verdecken, sei es um ihn genießbar zu machen.

WIR SIEDELN AUS

Es ist inzwischen ziemlich allgemein bekannt geworden, daß alle nationale Propaganda für die Rückgabe deutscher Kolonien ins Leere zu laufen beginnt. Die Versuche, dem Deutschen Reich Kamerun oder Togo zurückzuschenken, werden an offizieller Stelle mit etwas süß-saurer Miene aufgenommen. Einzuhandeln gibt es dabei nichts, als höchstens neue Schulden. Und immer mehr Leute finden sich, die die kolonialwirtschaftliche Betätigung, nachdem die kapitalwirtschaftlichen Voraussetzungen sich geändert haben, als heute undiskutabel ansehen. Denn Kolonien sind ein recht zweifelhafter Luxus geworden für diejenigen Staaten, die das Kapital neuaufbauen wollen.

Das Kapital siedelt aus

Die Kapitalien, die Arbeitskräfte und Arbeitswerte kolonialwirtschaftlich zu mobilisieren in der Lage wären, sind inzwischen für sich allein über die Grenzen gewandert. Das Betätigungsfeld dieser Kapitalien hat sich, einmal im sicheren Hort gelandet, gewandelt. Es ist weder für die aktuellen direkten Aufgaben, für die Staatswirtschaft, zu interessieren, nämlich stillezuhalten, Staatskredite zu festigen und zu entwickeln, noch jetzt bereit planwirtschaftlich für Europa und Sowjetrußland, in weitester Perspektive für die Weltwirtschaft sich einsetzen zu lassen. Es hat eine Verteidigungsstellung bezogen, die nur langsam, wenn auch mit einem gewissen Automatismus, erschüttert wird. Es läßt sich in großen Volumen zusammengefaßt bewegen im Kampf um die Goldfront. Es prophetet zwar für den Frieden, um sich in einem Zerreibungsprozeß von unerhörter Dynamik gleichzeitig zerstören zu lassen. Dieser Friedenskrieg schillert von einer edlen Selbstlosigkeit, die ihre Haltung und ihr zähes Festhalten an übernommenen Besitzvorstellungen ausschließlich aus der Dummheit bezieht, die der Menschheit im allgemeinen und jedem einzelnen ihrer hervorragenden Vertreter entsprechend zugemessen ist. So leben wir, und wir leben nach menschlichen Vorstellungen, mit gewissen Tieren verglichen, nicht schlecht.

Die Industrie siedelt aus

Die Erschütterungen in der Weltwirtschaft, die dieses Horten der Fluchtkapitalien zur Folge hat, lassen Nationalwirtschaften entstehen, ideelle Gebilde von einem hohen materiellen Wall von Hochschutzzöllen umgeben, über die jede Staatswirtschaft hinaus mit philosophischer Sehnsucht und phantastischen idealbetonten Prophezeiungen nach weltwirtschaftlichen Verknüpfungen, aus denen die Befriedigung der eigenen Bevölkerung, mögen sie nun kapitalistischen und neuerdings auch antikapitalistischen Vorstellungen fröhnen, erwachsen soll. Der Versuch, seit Beginn der Nepp-Politik in Sowjetrußland auf dem Wege der Konzessionen Fuß zu fassen, ist seinerzeit aufgegeben worden, nicht weil die Vertragstreue Sowjetrußlands angezweifelt werden kann, oder die Produktionsbedingungen zu großen Schwankungen unterliegen, als vielmehr, wie sich jetzt herausstellt, nur darum, weil aus dem von Krieg und Revolution zerstörten sowjetrussischen Wirtschaftsraum von Anfang an nichts zu holen war.

Dagegen tasten die europäischen Industrien schon seit langem die übrige Welt nach geeigneten produktionsfördernden Siedlungszentren ab. Es ist der gleiche Weg und meistens sogar das Mittel, mit dem die Fluchtkapitalien aus dem Lande hinaus wandern. Der gegenwärtige Stand der Weltwirtschaftskrise zeigt nur jetzt schärfer die Technik auf. Soweit beispielsweise von der deutschen Industrie die kommende Entwicklung in England mit einem schärferen Aufziehen des imperialistischen Ventils beurteilt wird, strebt sie mit vollen Segeln, den englischen Nothafen im Augenblick zu erreichen. Bestimmte Zweige der Textilindustrie, der Metallverarbeitung, der Kleineisenindustrie, Bijouterie- und Spielwaren drängen, ihr Produktionszentrum nach England zu verlegen. Deutsche Aufkäufer von Grundstücken, Fabrikbetrieben sind in großer Zahl am Markt und warten die Zusicherung der englischen Regierung ab, das erwartete Inschwungkommen der englischen Industrie mit Subventionen und Steuerermäßigung zu beleben. Der Erfolg am englischen Beispiel könnte auch für den westlichen Nachbarn, mit dem man sich jetzt in einer gemischten Wirtschaftskommission zusammengesetzt hat, von Bedeutung sein. Und zwar vollzieht sich das in einem überraschenden Tempo. Denn

die Umbildung der internationalen und europäischen Kartelle drängt. Wie nett, daß unsere Industriebetriebe, nach Regierungsbezirken geordnet, die Zwischenzeit benutzen, ein Moratorium durchzudrücken.

Die Menschen siedeln

Der Staatsapparat muß nur über die Zeit hinaus beschäftigt sein. Es gibt ja Leute, die bereits Befürchtungen hegen, daß die Notverordnungen nicht mehr ausreichen, wenn jede Arbeitsmöglichkeit im Deflationsgetriebe dieses Staates unter dem Jammergeschrei der Wirtschaftspropheten und der Inflation an Programmen einschrumpft und schließlich völlig im Stadium des Industriekapitalismus, zu dem sich ja dieses ideenreiche Land rechnet, entzogen sein wird. Dann heißt es für jeden Arbeitsplatz, den dem Werte nach Kapital und Industrie über die Grenzen geschleppt hat, einen Raum zu suchen, auf dem der Deutsche seine staatsbürgerliche Gesinnung zu bezeugen in der Lage sein wird. Denn es ist vorauszusetzen, daß der Staatsapparat intakt erhalten wird. Dann *heißt es siedeln*. Etwas muß ja schließlich im Lande bleiben. Denn diese Siedlung vollzieht sich ja nicht zu dem Zweck, etwa das Weltbild des einzelnen, unter welch verschiedenen Vorstellungen immer es sich erhellen mag, zu verändern, zu erneuern, mit völlig veränderten motorischen Kräften in der Beziehung der Menschen zueinander zu gestalten, sondern es ist, mit Verlaub zu sagen, ein Notbehelf und eine Zwangsmaßnahme. Es vollzieht sich unter der Diktatur eines Staatsapparates, der nicht nur ein schlechter Kaufmann und schwacher Politiker, sondern ein Schatten seiner selbst ist, eine Fiktion, die aufrecht erhalten werden muß, weil, solange der Apparat an seine eigene Existenz glaubt, die Chance noch vorhanden ist, daß auch die andern daran glauben.

Also, auch die Menschen siedeln . . . aus!

GETARNTE SPEKULATION

Der Herausgeber der englischen Zeitschrift „Freedom", W. Newbolt, sendet dem „Gegner" den folgenden Brief:

„Die englische Öffentlichkeit sieht gespannt auf die Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland. Die Veröffentlichung des Wirtschaftsprogramms der Nationalsozialistischen Partei, die in England im Charakter eines sensationellen Ereignisses vor geladenen Journalisten aufgezogen wurde, erweckt den Anschein einer sorgfältig vorbereiteten Regie. Wir sind hier in England bestrebt, die Drahtzieher dieser Regie aufzudecken. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß an dieser Spekulation mit dem Ziel, die Kurse der deutschen Anleihen und der wertbeständigen Anlagen zu senken, enorme Vermögen in der City verdient worden sind. Es darf auch als sicher angenommen werden, daß die City als Makler Hintermänner in europäischen Ländern hat, die an dieser Spekulation teilgenommen haben. Sie fragen mich an, ob dieses politische Manöver, das ausschließlich einer an sich üblichen Baissespekulation dient, auch den Zweck verfolgt haben konte, eine Entlastungsoffensive des englischen Pfundes gegen den französischen Franken einzuleiten. Anscheinend gehen sie dabei von der in Deutschland verbreiteten Meinung aus, daß die gesamte deutsche Politik letzten Endes von England her in ihren Auswirkungen beeinflußt wird von jeher und auch heute noch. Deutschland als Trumpfkarte im englischen Spiel um die wirtschaftliche Beherrschung der Weltmärkte ist schon zu oft ausgespielt worden, um im Augenblick eigentlich während des Kampfes gegen den französischen Franken noch nützlich sein zu können. Daher glaube ich vielmehr annehmen zu sollen, daß die Hintermänner dieser Spekulation, gerissene Börsenjobber, dieses Spiel auf eigene Faust und in eigene Tasche gespielt zu haben. Zur Zeit werden wieder Vermögen in der Hausse verdient. Nicht nur, daß die Gründung von Aktiengesellschaften der City und die Überführung kontinentaler Industrien in England einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, von Stocksbrokern werden auch Informationen über den Zusammenbruch der sogenannten aktivistisch-nationalen Bewegung in Deutschland, die auf die Chance eines möglichen

Zusammenbruchs abgestimmt sind, mit tausend Pfund und höher bezahlt. Der Umschwung in der öffentlichen Meinung bereitet sich vor, denn es ist sicher zu erwarten, daß die große Schwänze einsetzen wird, auch dann, wenn, wie man hier in England annimmt, der Reichsinnenminister Groener zusammen mit Hitler ein Kabinett bilden wird."

Soweit dieser Brief. Der interessante Vergleich über die soziale Bewegung in Deutschland und England interessiert hier in diesem Zusammenhang nicht.

Der stufenweise Abbau aller sozialen Verpflichtungen drückt dieser Zeit ihre Besonderheiten auf. Es ist, um mit den Regierenden zu sprechen, schon kaum mehr Gelegenheit gegeben, Opfer zu bringen, weil schon alle geopfert sind.

Mit solchen Vorbedingungen vom Aufbau einer europäischen Planwirtschaft zu sprechen, ist alles andere als zeitgemäß. Und dennoch, trotz aller nationalen Begrenztheiten, trotz Autarkie und Hochschutzzöllen, ist diese Planwirtschaft heute aus den wirtschaftlichen Gedankengängen eines Europäers nicht mehr wegzudenken. Mit andern Worten, die Vorzeichen der Revolution mögen sich geändert haben, oder das revolutionäre Ziel mag von den nächstliegenden praktischen Erfordernissen der Wirtschaft aufgesogen worden sein, die Gesetze der Wertökonomie und der Menschenökonomie verlangen größere Perspektiven.

Der russische Fünfjahresplan hat es den europäischen Kleinstaaten angetan, und alle blicken gespannt auf Frankreich, von dem man annimmt, daß es eine europäische Planwirtschaft finanzieren wird. Es wird für die Leitartikel der Handelspresse sich die Notwendigkeit ergeben, diese planwirtschaftlichen Gedanken mit oder ohne Einschluß Sowjetrußlands zu diskutieren.

Besonders wenn heute die Finanzierung der Lieferungen nach Rußland auf Schwierigkeiten stößt. Lange Jahre war dies das große Geschäft aller Schieber, an dem 30 Prozent und mehr verdient wurde, heute ist es der Weg der Sparkassen, der Holdinggesellschaften und der Finanzverwaltungen, ihre Gelder mit dem geringsten Risiko und trotzdem größtmöglichster Zinschance nutzbringend anzulegen. So haben sich die Zeiten geändert. Und im Kreislauf dieses Wirtschaftswirbels ist das revolutionäre Sowjetrußland zum Grundpfeiler eines neuen Kapitalismus, der erst noch im Entstehen ist, geworden. Die

Sowjetwechsel sind mündelsicher.

Den Schiebern aber blühen andere Geschäfte. Die Goldbonds der Banken, die auf Dollar lautenden Anleihen der Industrieunternehmungen versprechen nach dem Stande ihrer gegenwärtigen Kursnotierungen eine Verzinsung bis zu 40%. Man spekuliert – das ist das Charakteristikum dieser Wochen, mit Werten, die ihre Anlage nach gerade der Spekulation entzogen werden sollten. Die Spekulation des Kapitals geht auf den eigenen Zusammenbruch, und darin liegt das System.

Der Ertrag der deutschen Gold-Bonds im Auslande, gegen die sich die in dem englischen Brief erwähnte Baisse-Spekulation richtet, ist im wesentlichen denjenigen Kreisen zugute gekommen, die hinter der rechts-radikalen Bewegung stehen. Man kann sogar ruhig behaupten, daß von diesen Erträgnissen die Bewegung finanziell aufgezogen und gestützt worden ist. Der in den letzten Tagen eingetretene Kursverlust trifft andererseits gerade besonders diejenigen schwerindustriellen Kreise, die, auf den Kredit des Auslandes angewiesen, während sie sich selbst torpedieren, bei ihrer eigenen Regierung um Subventionen anstehen. Ein kopflos gewordenes Land. Ein Land ohne Kopf.

UNSER TÄGLICHES BROT

Vor einiger Zeit war mit großem Aufwand an moralischer Entrüstung ein Journalist von der Berliner Börse entfernt worden, dem man die Ausnutzung seiner Börseninformationen zu eigenen geschäftlichen Zwecken hatte nachweisen können. Ein Paragraph der Zulassungsordnung zur Börse bestimmt, daß die geschäftliche Verbindung eines zu den Börsenversammlungen zugelassenen Journalisten mit einem Börsenmakler unstatthaft ist. Die Bestimmung geht davon aus, daß der Journalist dank seines Amtes und seiner Tüchtigkeit Informationen empfängt, die für den Börsenmakler von Wichtigkeit sein können, und zwar umso wichtiger, je weniger Makler davon erfahren und je mehr Börsenbesucher einige Zeit später, wenn die Information allgemein bekannt geworden ist, dann diese Information gelesen haben und ihre geschäftlichen Operationen danach richten. An diesem Fall eines moralischen Hinauswurfes stehen sämtliche Konstruktions-Pfeiler schief. Keine Voraussetzung für die moralische Entrüstung trifft mehr zu, und Goethe pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen: Das sind so Zeiten! – Kopfschütteln.

Heute, wo die Makler an der Berliner Börse zum guten Teil der öffentlichen Wohlfahrtspflege anheimfallen, sind diejenigen Leute mit der Laterne zu suchen, die für irgendeine Information, für den besten Börsentip auch nur einen Groschen zahlen. Ein Börsentip wird von einem Kreis befreundeter Prokuristen in Umlauf gesetzt zu dem alleinigen Zweck, nachzuweisen, daß eine Kommissionsbank gut daran tut, ihren Vertreter an der Börse zu behalten, der zur Vorsicht rät und feststellt, daß dieser Tip von der Konkurrenz lanziert worden ist, um zu beweisen, daß Auftraggeber nicht mehr am Markte sind. Man schreibt sich gegenseitig einige Courtagen zu, die bestenfalls in einen Fonds fließen, aus dem an einem solchen Glückstage dann das gemeinsame Mittagessen bestritten wird, vorausgesetzt, daß vorher der Garderobier die gestundeten Traditions-Trinkgelder nicht gerade einkassiert hat. An einem solchen Tage pflegt dann der Berichterstatter zu vermelden:

Ausgesprochen freundliche Stimmung
Wallstreet hellt sich auf. Berlin folgt freudig.

Unter uns: daran ist nicht zu verdienen. Das glaubt auch

niemand. Bringen Sie mir einen Menschen, der auf den täglichen Börsenbericht ein Vermögen disponiert, seine hundert Mark zum nächsten Depositenkassenvorsteher trägt, mit dem er manchmal abends ausgeht, weil die Bank es nun einmal vorschreibt, daß der Depositenkassenvorsteher seine Kundschaft persönlich kennen lernen soll, und der Depositenkassenvorsteher es nun einmal darauf anlegen muß, sich von seinen Kunden einladen zu lassen, denn schließlich denkt der Kunde, man kann nie wissen, wenn man mal plötzlich doch auf einen Kellerwechsel zwanzig Mark Vorschuß pumpen muß, von dem dann der Depositenkassenvorsteher wiederum und so fort. Ist das Korruption? Ist das Betrug? Sollen darüber erst Akten angelegt werden? Verlohnt es sich überhaupt solche Operation als das große Geschäft zu bezeichnen? Brauchen wir überhaupt Banken, von denen nur die Portiers leben, die ihrerseits nur alle drei Jahre jetzt die goldenen Tressen erneuert bekommen? Darüber soll man sich in der Öffentlichkeit nicht aufregen, daß der Handelsteil unserer Weltpresse so ausführlich und präzise davon berichtet. Denn zweitens: die Leute, die diesen Handelsteil lesen, sind nach Berufsgruppen geordnet im Hohlraum einer öffentlichen Rotunde aufzustellen. Da ist in einer Berufsgruppe der Faktor und der Umbruchsredakteur, in einer anderen Berufsgruppe der Verbandssyndikus und der Disponent der Firma, in einer dritten der Inseratenagent und der Werbeanwalt und schließlich drei Passanten, zufällige Herren, die noch Platz gefunden haben ohne sich zu drängen. Manus manam lavat, das Blatt geht von Hand zu Hand, ein geistiger Produktionsprozeß im Wirtschaftlichen ist abgelaufen. Die öffentliche Meinung hat getobt, und wird ihr Opfer haben. Der Kurs hat sich befestigt. Aber es ist eben nicht mehr so leicht, der alten Spartante, dem Bäckermeister aus der kleinen Provinz und dem Defraudanten für Spekulationen und Aufbau Geld aus der Tasche zu ziehen. Was sind Aktien, was sind Entwürfe – –

Die Wahrheit nährt nicht mehr

Seitdem die Börsenmakler mit den Schauspielern gehen, ist das Geschäft sphärisch geworden, wobei der Souffleur, sprich Presse, in Zeichen spricht, in geheimnisvollen Runen, in Kortner-Koloraturen und im Blick-Seufzer der Bergner. Goethe, siehe oben, hat das treffend gekennzeichnet. Wer vor der Generaldirektion der I.G. Farben in Machtvorstellungen erschau-

ert, schätzt den Hausierer falsch ein. Der Hausierer ist der Mann der Initiative, Elan im Geschäftlichen, rücksichtslos und draufgängerisch und nun beachten Sie, was diese allgemein anerkannten Vorzüge diesem Hausierer eintragen: die Hausfrau sperrt ängstlich vor dem Hausierer die Türe zu, der Mann lebt von Diebstahl und ist zu faul um zu arbeiten und vielleicht Gott behüte, hat der Mann billige Ware, von der man aber nicht sprechen darf. Und dann betrachten Sie bitte diese erbärmlichen Kartelle und Trusts, taumelnd wie Besoffene, dickgefressen, das ist aufgebläht vor Schwäche, zerplatzt, auseinandergleitend, zerfasert, zerstäubt, Luft in Luft – – Gehälter allerdings am laufenden Band. Was bleibt denn schon, worüber der Souffleur allerdings mit umgekehrten Vorzeichen und in Reinschrift der Direktion und seinem Abteilungschef zu berichten hat: Dieser jämmerliche Alltag großer Kanonen, diese Beschränktheit, der Schwindel, der Wettlauf nach dem kleinsten Vorteil; es ist wahr, der kleinste Buchhalter geniert sich schon, seinem Abteilungschef das Fahrgeld nach Hause zu pumpen, und der Direktor opfert seinem Midas-Traum, sich versichern zu lassen, wobei er ab und zu auf die Rückkommission an den Provisionsgebühren des Agenten verzichtet.

Ein Gott in Unterhosen!

Was hat das schon alles mit der Wirtschaftsberichterstattung zu tun. Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Denn, dritter Fall, der zu beweisen ist: auch den Mitgliedern der Rotunden-Kommission ist es ganz gleichgültig, was da geschrieben steht. Niemand glaubt auch nur ein Wort. Niemand versteht auch nur ein Wort, niemand hat auch nur das geringste Interesse daran, daß es überhaupt jemand liest. Der Umbruchredakteur verwechselt gelegentlich die Begriffe. Er findet die Kartelle und Direktoren, die Syndizi, die mit Auslassungen und Dementis hausieren unverschämt aufdringlich, der Inseratenchef sieht in einem Wirtschaftsbericht geradezu eine Nötigung, und der Verleger hält den ganzen Zauber schon von vornherein für eine ausgemachte Erpressung, bei der von seiner Seite kein Geld mehr an der weiteren Kette zu verdienen ist, denn wem soll er weiterhin das Geld, das ihm auf die Kosten für Papier und Druck für den Redakteur aufgeschlagen sind, abwälzen. Oh Goethe etc. Wissen Sie denn nicht, daß nicht nur die Rotunden-Kommission sondern auch noch die folgenden zufälligen Pas-

santen (am laufenden Band) es ablehnen, ihre Morgenzeitung zu bezahlen. Die Sache ist nämlich die, daß der Leser schon herausgefunden hat, daß ihm das Geld vorenthalten wird, das die Kartelle, die großen Organisationen des öffentlichen Lebens, der Staat und die Versicherungsanstalten bezahlen. Nein, wirklich bezahlen. Sie bezahlen es dem Leser direkt, nur über den Umweg, daß es vorher erst gedruckt werden muß. Sie werden auch lieber für den Kopf direkt bezahlen, weil sie der direkten Unterschrift des einzelnen, der Quittung, meine Herren, sicherer sind, schon von wegen der Korruption und den bedrohlichen Nebenerscheinungen, sicherer, schon weil der Mann, der mir einmal eine Quittung unterschrieben hat, zu mir gehört – und das gehört sich auch. Das wäre ja auch, sagt Eckermann, dann noch schöner. Wo würden wir denn hinkommen – bei so'nen Zeiten.

(Glauben Sie übrigens, daß Patentgesetz und so, Werkspionage, Lohnerhöhung und Direktorenaufbau, synthetisches Kasperletheater, Max und Moritz für die Sozialgesetze der Regierung der I.G. Farben etwas nutzen wird? Den Chemiker-Assistenten, den man nicht bezahlt, muß man totschlagen, wenn man ihn zum Schweigen bringen will; er will halt seine Ware, seine Kenntnisse, seine Erfindungen, sein – – sagt der Bürger – – ehrliches Vorwärtsstreben irgendwohin anbringen der Eisschrank im Hause Duisberg ist kein rechter Platz, obendrein wenn man mit wissenschaftlichem Ehrgeiz verdächtigt wird. Wozu sind denn die Professoren da und die Politiker, deren ihre Wahl – – Vorsicht! – – bezahlt wird. Und wenn einer so empfindlich ist, wenn er schlechte Geschäfte gemacht hat, wenn sie drüben die Überpreise nicht mehr recht schlucken wollen, wenn der Tinnef der ganzen chemischen Industrie nachdem das Salz schon in den ersten Nachkriegsjahren ringsum verramscht worden ist, dünne wird, immer dünner, Keep smiling, Doktorchen.)

Der Mord ist billiger geworden
Halbe Preise für Totschlag
Drängend angeboten Unzuchtsverbrechen
Nachfrage nach – –

Kinder, sind das Zeiten. Nachfrage wonach – – sehen Sie, früher wurde dieser ganze Schwindel für den Leser, der heute dafür sein bares Geld verlangt, direkte Zahlung, schön einge-

wickelt. Die Erdbeben ziehen nicht mehr. Die Revolutionen werden in Berlin zu dick aufgetragen, unsachgemäß geschnitten, von Pfuscherhänden bearbeitet. Und, was glauben Sie, – der Mord ist spottbillig. Der alte Herr, der zum Frühstück seinen Mord liest, kann das seinem Asthma nicht zumuten, achtzig Morde hintereinander, immer hintereinander, nicht mal auf die verschiedenen Spalten verteilt, was sagte ich? – vorzutragen. Der Totschlag ist nur im Kurs, wenn er politisch ist, halbe Preise. Dafür ausgewalzt auf der ersten Seite. Sinkt weiter im Kurs. Und dann, lieber Leser, setzen Sie sich selbst an den Tisch mit der Schere und der dicken Zigarre und dem Kognak (nicht vergessen) und versuchen Sie sich durchzufinden durch die Unzuchtsverbrechen. Hat das noch einen Sinn, Minderjährige zu vergewaltigen und darüber eine Reportage loszulassen für 3–5 Pfennig die Zeile, Höchstsatz Mark 10,–, wenn selbst die Kantine nicht mehr aufschreibt? Das ist alles längst angeboten. Bezahlt Brief und drei Striche, bis der ganze Kurs gestrichen wird. Faule Zeiten. Der Leser wird das Rennen gewinnen. Die Unzucht ist sein Freund aus dem pflichtgemäßen Rüstzeug der Stimme der Öffentlichkeit ins Gedankliche hinübergewechselt, ins Ethische erhoben, im Privaten individualisiert und kollektivisiert, in der Spannung der Gefühle, mit der man den fiktiven Schuldner anspricht: bitte, schreiben Sie einen Wechsel. Siehe der Depositenkassenvorsteher. Was bleibt da noch. Was bleibt denn noch?

Ach!

Die Kultur. Der Kulturaufbau. Der kulturelle Fortschritt. Die Kulturkritik. Die Kritik. Die Kritik der Kultur. Das kulturelle Leben. Das Leben der Kultur in Gegenwart und Zukunft. Die Zukunft der Kultur in der kulturellen Zukunft. Das Feuilleton. Das bezahlte Feuilleton. Das Feuilleton, das sich bezahlt. Das Bezahlte. Die Zahl – Sie verstehen schon. Gibt uns heute – Gib uns heute –

DER SOZIETÄRE MENSCH
Eine Studie aus den gesammelten Werken von *Charles Fourier*

Zu Unrecht ist einer der bekanntesten Vertreter der sozialen Utopie, Charles Fourier, vergessen. Seine Versuche zur Überwindung des Zinssystems durch das Genossenschaftswesen mögen bereits in vielem überholt sein, in manchem von der Praxis erweitert; die Grundlage des Industriestaates mag in ihren Perspektiven noch heute utopisch sein – und dennoch haben gerade die Perspektiven seines sozietären Systems für die Gegenwart außerordentliche Bedeutung gewonnen.

Vieles aus dieser Utopie ist längst Wirklichkeit geworden, die moderne Erziehung, der Grundsatz der heute in Geltung befindlichen soziologischen Anschauung, die moderne Psychologie, die ethischen Forderungen in der Psychoanalyse – dies alles ist in Fouriers System schon enthalten.

Die vorliegende Studie sammelt die Ansätze aus den Werken von Charles Fourier und setzt sie in eine Analyse der Gegenwart um. Es ergeben sich überraschend neue Zusammenhänge für die Beziehung zwischen den Menschen innerhalb der politischen Gegenwart, in den Forderungen der Revolution und in dem Wunschtraum jedes einzelnen, ein Leben voll ausgeglichenen Glückes zu führen, zugleich beseelt von dem Willen zur Zerstörung. Vieles, was noch dumpf im Lebenswillen des einzelnen Menschen, in den Forderungen und Programmen der politischen Gegner, in den Forschungen der Wissenschaftler und Soziologen, was unter Lehrern und Erwachsenen und im Widerstand der Kinder kreist, soll ausgesprochen werden. Es gilt, das Leben der Menschen einfacher zu machen, dem Menschen sich bewußt werden zu lassen, daß die Bindung des Menschen zur Kameradschaft oder zur Familie, zum Staat oder zur Gemeinschaft im Grunde genommen schon immer gegeben sind. Jetzt, nach dem Stand unserer menschlichen Entwicklungsgeschichte mehr als früher, viel klarer, viel einfacher und verheißungsvoller.

FÜR DIE WIEDEREINFÜHRUNG DER SKLAVEREI

Als die südamerikanischen Südstaaten im Bürgerkrieg um die Abschaffung der Sklavenhaltung den puritanischen Nordstaaten unterlegen waren, rutschte die wirtschaftliche und gesellschaftskritische Auseinandersetzung um die Notwendigkeit der Sklavenhaltung in eine allgemeine Gemütsbetonung ab. Nach „Onkel Toms Hütte" hat man ernstlich sich mit dem Problem der Sklavenhaltung nicht mehr zu beschäftigen gewagt. Bis auf einige Denkschriften des sogenannten Völkerbundes, die den arabischen Scheichs die in der Hauptsache mehr erotische Beschäftigung mit Haussklaven verbieten will, wird nicht mehr darüber gesprochen. Es dürfte sich doch wohl im übrigen von selbst verstehen, daß die Sklavenhaltung an der Goldküste zu dem internationalen Arbeitsprogramm gehört, und daß die Arbeiterfrage in den fieberverseuchten, tropischen Gebieten nur im Rahmen der Gewinnberechnung im Produktionsprogramm der Kolonialgesellschaften zu regeln ist.

Die wirtschaftliche Propagandaliteratur zur Aufrechterhaltung der Sklaverei, die während des amerikanischen Bürgerkrieges von den Südstaaten verbreitet wurde, ist heute zu Unrecht vergessen. Der Mensch, der als Ware behandelt wird und als Arbeitsinstrument, erfordert eine weit größere pflegliche Behandlung als der Mensch als gleichberechtigtes Individuum, gegen den der Mitmensch völlige Ellbogenfreiheit einzusetzen in der Lage ist. Seitdem ein persönlicher Gott als Großunternehmer für die Menschheit nicht mehr in Frage kommt, wenigstens nicht unbestritten, ist die Unterhaltungspflicht abgelöst von der Gottähnlichkeit des Privatunternehmers, die lange in der Sklavenhaltung durchaus nicht so unmenschlich, wie es sonst üblich dargestellt ist, gewaltet hat. Dagegen ist mit der zunehmenden Entpersönlichung des Unternehmertums auch die Verantwortung, die der Besitz ergibt, geschwunden; unpersönlich ist im weitesten Sinne eben auch unmoralisch.

Es scheint dringend geboten zu untersuchen, ob die unpersönlich gewordene Abhängigkeit der Arbeits- und Existenzbedingungen der Menschen nicht diesen unwürdigen Zustand der Unterdrückung und der Klassengegensätze geschaffen hat, der gerade deswegen so menschenunwürdig ist, weil er nicht mehr

an die persönliche Verantwortung des in der Klasse bevorzugten Partners gebunden ist. Diesem Standard ist der heute schon geradezu sagenhaft gewordene Zustand der Sklavenhaltung vermutlich vorzuziehen. Die Menschen, denen heute die Existenz abgeschnitten ist und die unter den verschiedensten Formen der Lebenshaltung zum Erliegen kommen, gehen nur deswegen zugrunde, weil ihr Wert unbekannt und deswegen auch zweifelhaft geworden ist und weil niemand die Initiative mehr hat, unter persönlicher Verantwortung diesen Wert sich nutzbar zu machen. Auch Kriege werden leider nicht mehr unter der privaten Verantwortung der einzelnen eingeleitet und durchgeführt.

Für den Bellizismus

Daher ist es auch von wesentlicher Bedeutung dafür zu sorgen, daß die Propaganda für den Pazifismus abgelöst wird von der Forderung des Bellizismus. Unter Bellizismus sollte man nicht verstehen den Krieg um jeden Preis, den Krieg an sich, obwohl man auch für eine solche Forderung zweifellos heute Anhänger gewinnen könnte, sondern die Vorbereitung des Friedens, also auch nicht nur den Frieden an sich. Zu den Vorbereitungen des Friedens gehört der Krieg und, wenn man den deutschen Professoren glauben kann, geht der Krieg aus den Nachwirkungen des Friedens hervor. Vorbereitungen und Nachwirkungen aber zu einem System zusammen zu bringen zu einer einheitlichen und umfassenden Ideologie, an der unsere Väter und Kinder sich geistig aufrichten können, dies würde ungefähr den Aufgabenkreis des Bellizismus umschreiben. Die Zeiten haben sich gewandelt. In den Schulen wird aus der geschichtlichen Überlieferung meistens gelehrt, daß nur die Starken Krieg führen, der Krieg nur Ausdruck einer überschießenden Kraft ist, die mit den Mitteln spielt, sich gegenseitig zu vernichten. Richtig ist indes, daß nur der Starke den Frieden wünscht, weil er allein in der Lage ist, auch diesen Frieden zu halten. Im Krieg ist die Schwäche im menschlichen Organismus und der gesellschaftlichen Ordnung zum System gebracht.

Schalten sich, bellizistisch gesprochen, die Schwachen aus, so arbeitet automatisch die Kampfmaschine für den Frieden. Vielleicht ist es vorteilhaft, im Augenblick sich nicht zuviel mit

der Vorstellungswelt des Friedens herumzuschlagen.

Für Brötchen und Kaviar

Die pazifistischen Parolen, die aus dem Gemütsinhalt der Aufstände geboren werden und alle Revolutionen vernebeln, schreien nach Freiheit und Brot, die bellizistischen Forderungen indessen mehr nach Brötchen und Kaviar. Man sollte gerade heute nicht vergessen, daß diese Forderung von dem sozialistischen Grundgedanken erfüllt ist: Wohlstand für alle! Warum will man plötzlich nicht mehr wahr haben, zweifellos aus bellizistischer Einstellung heraus, daß die Anreicherung der Lebensinhalte, die gerechte Verteilung der Güter eine Steigerung des Wohlstandes, des Lebensreichtums und des allgemeinen Glücks zur Voraussetzung hat, um die es sich im allgemeinen bisher verlohnt hat zu leben, im bellizistischen Sinne: zu kämpfen und zu sterben. Die Ausbeutung der Materie zum Besten des allgemeinen Wohlstandes schafft denjenigen Grad von menschlicher Kultur und menschlicher Lebensform, die es wieder gestatten wird, für einzelne Menschen und Gruppen sich den Luxus zu leisten, für die von ihnen wiederum abhängigen Individuen die persönliche Verantwortung zu übernehmen. Die Zeit hat sich nur ein wenig zurückgedreht und es ist nur verständlich, wenn die sogenannten sozialen Voraussetzungen ihr folgen. Der pazifistische Krieg schafft die Klassenunterschiede, Grunderkenntnis des Bellizismus, der bellizistische Krieg, der Krieg ohne Ziel und Tendenz, der Krieg um jeden Preis baut die Menschen wieder auf.

DIE PARTEIEN STERBEN – WIR WOLLEN LEBEN !

Die Partei der Verzweifelten

In den letzten Wahlkämpfen, die Deutschland beschieden waren, hat sich aus allen Parteien eine besonders in den Vordergrund geschoben, die Partei der Verzweifelten. In dem ersten Nachkriegsjahrzehnt glaubte man diese Partei rekrutieren lassen zu können aus denjenigen Schichten des Kleinbürgertums, denen der Krieg, die Inflation ihre Existenz vernichtet hatte. Jetzt aber kommt noch ein weiterer Zuzug aus den Kreisen des Beamtentums und der Groß-Bourgeoisie und in letzter Zeit auch besonders aus den Kreisen der Arbeiterschaft. Interessant ist, daß alle diese abgesprengten Schichten weniger nach sachlichen Programmen und Weltanschauungen wie nach einer neuen Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens drängen und sich in Bewegung gesetzt haben, sondern alle von dem einen Gedanken getragen sind, der Angst vor dieser Zeit, die zugleich für sie die Angst um ihre Existenz und ihre Zukunft ist.

Die Formen, unter denen diese Partei der Verzweifelten sich manifestiert, sind durchaus grotesk. Sie bilden, wie man dies bei dem linken Flügel der Schichtung sieht, eine Bürokratie und ein Bonzentum aus, das vor der eigenen Parteilinie Purzelbaum schießt und die seltsamsten Kapriolen aufführt, um den Eindruck zu erwecken, sie bauten, politisch gesprochen, eine Entwicklung voraus. Auf dem rechten Flügel wird eine Armee geschaffen, die nicht marschiert, eine Armee auf Warten mit einem ungeheuren Aufwand von Großsprechertum, deren taktisches Ziel, vom Weltkrieg her gesehen, darin besteht, die eigene Schwäche zu verbergen. Unnötig noch hinzuzufügen, daß solches Großsprechertum verwandte Wirkungen ausübt bei den Antipoden, daß Gegenarmeen gebildet werden, die trotzdem nicht weniger inaktiv sind. Alles geht darauf hinaus, zunächst mal vor der Gegenwart und vor der Arbeit und dem Einsetzen der physischen und psychischen Kräfte für die Zukunft den Kopf in den Sand zu stecken.

Man könnte dies auch von einer anderen Seite her so erläutern, daß in dem von Tag zu Tag schwächer werdenden Regierungsapparat zwei Prinzipien der Bürokratie, gleichfalls Splitter

aus den verschiedenen Parteien und früheren Weltanschauungen her, sich festgesetzt haben und sich festzusetzen im Begriff sind, die ihre eigene Garde sich bilden und die nur deswegen nicht zum Losschlagen gegeneinander gekommen sind, weil beide vor den etwaigen Folgen sich fürchten.

Vor dieser Partei der Verzweifelten, linker Flügel, rechter Flügel, Mittelhaufen und Regierungsapparat, einen Widerstand aufzurichten, das ist unser Ziel. Ein solcher Widerstand, in der Gegenwart des Zusammenbruches, schillert noch in seinen Elementen, die den Widerstand zusammenhalten sollen, in allen Farben verschiedener Weltanschauung und in den Überbleibseln von Partei-Marschbefehlen, denen der einzelne aus seiner Entwicklung und aus seiner Überzeugung heraus gefolgt ist. Er ist noch häufig getragen von falschen Hoffnungen, aus denen eine Jugend, die nur den Marschbefehl hören und von Vorbereitungen und den Zusammenhängen nichts mehr wissen will, ihren motorischen Antrieb zum Leben in dieser und gegen diese Zeit schöpft. Dieser Widerstand hat vorerst zur alleinigen Voraussetzung eine grundsätzliche Stellungnahme zur Gegenwart, nämlich die: *Wir wollen bleiben*. Wir wollen die Front bilden gegen den Ansturm der Verzweiflung, der in dem Augenblick, in dem er sich in Fäulnis auflöst, in dem er nichts mehr zu zersetzen vorfindet und in seinen Zusammenhängen auseinanderfällt, denjenigen Grad von Auflösung erreicht, wo es sich dann verlohnt, da der Widerstand in gleichem Verhältnis zur Zersetzung der anderen stärker geworden ist und sich gesammelt hat, vorzustoßen und die Reste aller Erscheinungsformen der Vergangenheit und Gegenwart, die das Leben heute vergiften, zu vernichten. Dazu aber ist notwendig, im Bewußtsein zu leben, Gegner zu sein.

Denn Gegner heißt heute, die Welt zu bejahen. Nicht nur die Welt und die Gegenwart, sondern das Dasein schlechtweg, mag es unter den heutigen Formen des Zusammenbruchs noch so dreckig in der Umwelt und in uns selbst in Erscheinung treten.

Wir werden, wir sollten und wir müssen um diese Lebensbejahung kämpfen. Wir kämpfen zugleich mit den gleichen Waffen der Zersetzung, mit denen die Verzweifelten und die Zukunftsgläubigen uns zu desorientieren versuchen. Wir kämpfen aber auch mit der von Alters her den Menschen eingeimpften Feststellung, daß das Leben schön und die Gegenwart lebens-

wert ist, und wir kämpfen schließlich mit dem Bewußtsein, das wir jeden Tag uns neu herausschälen und entwickeln müssen, daß alles Wissen um die Elemente des Zusammenlebens der Menschen mit allen seinen Perspektiven nach Wohlstand und Glück im einzelnen begründet und erlebt sein muß, daß alles weitere Wissen um die daraus entstehenden Zusammenhänge erkämpft und in seinen Widerständen gebrochen werden muß, und daß schließlich in demselben Maße, wie wir uns halten und bleiben wollen, in dieser Gegenwart auch die dazu notwendigen Voraussetzungen für alle erst geschaffen werden müssen.

Das mag ein Anfang sein und für viele ein langer Weg, zugleich aber auch für die meisten der zu uns gehörigen zweifellos eine Ergänzung und, wenn man will, ein Gegenpol zu derjenigen Weltanschauung, die für uns historisch gesehen, die Partei der Verzweiflung formiert und in Marsch gesetzt hat.

LIEBLING DES VOLKES ZU SEIN

Es sollte nicht länger verheimlicht werden, daß Adolf Hitler auf dem besten Wege ist, zu den englischen Volkshelden gezählt zu werden. Die beiden Zeitungslords Rothermer und Beaverbrouk setzten sich trotz ihrer traditionellen Feindschaft gegeneinander gleicherweise einmütig für den deutschen Naziführer ein. Erst begann es mit einer Flut persönlicher Interviews Hitlers, später kamen die Unterführer an die Reihe und jetzt kann man im ‚Daily Mail' und ‚Daily Express' und den entsprechenden Sonntagsblättern fast ständig Bilder der Hitlerparaden, der Sturmtrupps, der großen Massenversammlungen vom Sportpalast wie im Lande sehen. Die Begeisterung für Hitler, dessen persönliche Anwesenheit demnächst vor dem Londoner Anti-Warian-Club oder dem Imperium Leader oder dem englischen Frontkämpferbund, oder einem deutsch-englischen Comité, das anscheinend eigens für Hitler gegründet werden soll, angekündigt wird, schlägt hohe Wogen.

Der Friseur, der einen vielleicht aus einer gewissen Unsicherheit des Auftretens als Deutschen erkennt, begrüßt mich mit der Frage: „Are you Hitlerit?" Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, er ist enttäuscht, wenn man die Frage verneint; denn Hitler, so denkt er, wird Deutschland in Ordnung bringen. Aber Deutschland kann erst in Ordnung gebracht werden, wenn es von dem Druck des französischen Nachbarn, der ständig von Deutschland Geld will und notabene auch von England, befreit wird, und dafür ist Hitler der rechte Mann. Denn wenn Deutschland nicht mehr an Frankreich zu zahlen braucht, dann wird es seine Schulden an die englischen Gläubiger auf Heller und Pfennig bezahlen können, aber weil das Deutschland zu tun nicht in der Lage ist, darauf England.

So verläuft etwa der Gedankengang der Rothermer und Beaverbrouk, und dieser Gedankengang bei drei Millionen täglicher Zeitungsauflage ist auch der Gedankengang des kleinen Mannes.

Die Ideale der kleinen Ladenmädchen sind nicht so sehr auf Adolf Hitler konzentriert, sondern vielmehr auf seine Sturmtrupps, auf die Plakatbilder des SA-Mannes, die entrollte Fahne, die erhobene Faust und den Detektivblick.

Dabei ist merkwürdig, daß eine dem deutschen National-

sozialismus nahestehende Bewegung in England selbst kaum Aussicht hat, sich durchzusetzen. Derselbe Held, der die Gemüter des englischen Volkes in Wallung setzt, hat in England selbst nur die Chance, vor dem Marble Arch im Hyde Park vor einem Kreis von einem Dutzend Cockneys mit guten Witzen zu paradieren, um vielleicht noch ein halbdutzend weiterer neugieriger Sonntagsspaziergänger anzulocken. Neben dem Wanderprediger für die Erneuerung des wahren Glaubens und für die Wiedererwecker der keltischen Sprache würde übrigens Adolf Hitler sicherlich keine schlechte Figur machen.

Dagegen sind die Hitleriten das Ideal der alternden Angestellten, dem Typ des englischen Mädchens, das ihre besten Jahre in einem Büro der City zugebracht hat. Eine solche schon etwas reichlich fanatisierte Engländerin, meine Nachbarin am Frühstückstisch, empfing mich täglich mit den gleichen Gemütsergüssen: „Zu wissen, daß alle diesen jungen Leite", – sie hatte immer das große neueste Sturmtruppbild vor sich, – „weder rauchen noch trinken. . . ." Ich pflegte verwundert mit dem Kopf zu schütteln, „Doch, doch", beharrte sie, „es ist die reine Wahrheit! Hitler selbst hat es hier geschworen, und Hitler lügt nicht. Er hat sein Lebelang noch nicht einen Tropfen getrunken und nicht geraucht!"

VI.
EIN INTERMEZZO – AUFTAUCHEN UND LUFTHOLEN 1944

ARTISTISCHE DRAMATURGIE

Anläßlich der bevorstehenden ungarischen Erstaufführung von Thornton *Wilders „Our Town"* ist es vielleicht nützlich, darauf hinzuweisen, daß der Erfolg dieses Bühnenwerkes in Amerika im Grunde genommen auf eine Diskussion innerhalb der Fachkreise über Grundaufgaben und Möglichkeiten der Dramaturgie zurückzuführen ist. Das von der *Theatre Guild* erstmalig herausgebrachte Stück stieß trotz der Autorität, der sich diese Aufführungs-Organisation erfreut und trotz des hohen Rufes Thornton Wilders als amerikanischer Dichter auf entschiedene Ablehnung der Fachkreise. Der Versuch, mit einfachsten Mitteln den Lebensablauf einer typischen amerikanischen Familie in einer typischen amerikanischen Kleinstadt, ohne dramatische Akzente, ohne Spannungen und ohne Konflikte, wie sie der Durchschnittsamerikaner von einer Dramatisierung erwartet, auf die Bühne zu bringen, das Werk eines dichterischen Frondeurs gegen den schon genormten Broadway-Reißer, schien fehlgeschlagen. Die beiden führenden amerikanischen Dramatiker O'Neill und Elmer Rice, der letztere schon in den Knalleffekten der Broadway-Produktion durchaus erfahren, erhoben für Thornton Wilder ihre Stimme, ohne indessen verhindern zu können, daß das Stück bald darauf aus der Theaterkette der Theatre Guild verschwand, um allerdings eine schnelle Wiederaufstehung in den theaterbegeisterten Laienzirkeln der Provinz zu finden. Inzwischen war die Diskussion innerhalb der literarischen Fachwelt über die neuen dramaturgischen Möglichkeiten, die Thornton Wilder in diesem Stück aufzeigt, in Fluß gekommen, und nicht zuletzt angeregt durch diese Dilettanten-Aufführungen in der Provinz nahm die Theatre Guild das Stück viele Monate später zurück und errang schließlich damit den durchschlagenden Erfolg, den heute noch „Our Town" auf dem amerikanischen Theater aufzuweisen hat.

Thornton Wilder hat erst sehr spät, als die großen Kritiker bereits ihre Auffassung geändert und die Möglichkeiten einer Interpretation seines Erfolges erschöpft hatten, sich zu den Grundzügen seiner dramaturgischen Auffassung geäußert. Dem Zuge zur Vereinfachung der Darstellung folgend, hat er auch von den üblichen dramaturgischen Mitteln eines Bühnenwerkes

sparsamsten Gebrauch gemacht. Als typischer Frondeur, hat er sich nicht gescheut, eine gewisse Negation dieser Mittel herauszustellen und diese zu überspitzen. Was geschieht in diesem Stück? Nichts. Zwei Ehepaare leben in guter Nachbarschaft ihr Leben dahin. Es gibt keinen Streit, keine Familien- und Ehekonflikte, der Sohn des einen Elternpaares, der mit der Tochter des Nachbarn zusammen aufgewachsen und die Kindheit verlebt hat, heiratet Emily. Die junge Frau, die nunmehr an der Seite des sozusagen vorbestimmten Ehegatten das Leben in der zweiten Generation fortführen soll, stirbt bei der Geburt des ersten Kindes, ohne jeden Kompromiß zu einem dramaturgischen Höhepunkt hin in einem beinahe naturgegebenen, d. h. zufälligen Ablauf. An Handlung eigentlich etwas dünn, wird man vielleicht denken.

Die Artistik, der sich der Dichter in höchster Meisterschaft bedient, setzt statt der Verknüpfungstechnik der klassischen Dramaturgie die Höhepunkte, oder in dem Fall besser die Schwerpunkte, verschieden gelagert und ohne sichtbare Konstruktion ein. Er verteilt den dramaturgischen Ablauf auf eine Fülle von Einzelgeschehen, die zusammengefaßt erst die eigentliche Handlung hinter der sichtbaren ergeben.

Da ist zunächst der auf der Bühne agierende Regisseur, der Sprecher oder Ansager. Seine Aufgabe im Sinne dieser Dramaturgie ist, die Atmosphäre zu dirigieren. Er holt in seinem Bericht und seiner Zwischenansage die Akzente dieser Atmosphäre, das Pfeifen des Frühzuges, den Schritt des Briefträgers am Gartenzaun, das Anrichten des Frühstücks als dramaturgische Elemente heraus. Er steigert den so schleppend einsetzenden szenischen Ablauf zur Wirklichkeit und dämpft ihn, sofern er sich zur direkten Handlung entwickeln will, in das Unwirkliche wieder zurück; denn diese Menschen, die da auf der Bühne agieren, sind nicht mehr unter den Lebenden. Sie sind nur das Gleichnis für den allgemeinen Ablauf eines Lebens. In dem Spiel zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, unterstützt durch eine gleitende und nicht eine Sekunde aussetzende Lichttechnik, bewegt sich das entscheidende dramaturgische Grundelement.

Nur in dieser Atmosphäre können die einzelnen Personen zur Darstellung eines Eigenlebens gelangen. Es erfordert dies von den Darstellern höchste Meisterschaft ihrer mimischen

Ausdrucksmittel. Was von den Aufgaben des Sprechers gilt, gilt noch mehr von den Aufgaben der Darsteller, die gelenkt von dem Sprecher und dessen Beherrschung der Atmosphäre zwischen Wirklichkeit und Schein wechseln. Wenn der Mann seiner Frau im Gespräch dankt, daß sie alle die Jahre nebeneinander gelebt haben, ohne daß seine Befürchtungen sich bewahrheitet haben, daß er schon nach kurzer Zeit nicht mehr wissen würde, was mit ihr weiter zu reden, so liegt in diesem kurzen Dialog einer der Schwerpunkte, die über dem Szenenablauf in der Schwebe bleiben.

Ein weiterer ist die Charge des Schullehrers, der als Außenseiter in dieser Gemeinde lebt, von dem es heißt, daß man über ihn das oder jenes spricht und von dem nebenbei erzählt wird, daß er in den Tod gegangen ist. Das Gewittrige dieser Szene huscht nur vorüber, ohne ausgespielt zu werden, und bildet doch einen Schwerpunkt.

Die Schlußszene mit der Aufreihung der bisher aufgetretenen Personen in der Ordnung der Grabsteine auf dem Friedhof bringt einen weiteren und den entscheidenden Schwerpunkt. In dem Aufschrei der soeben Verstorbenen, die man zu Grabe geleitet hat, der sich die Möglichkeit eröffnet, ihr Leben in der gleichen Form wieder zu beginnen, der Geburtstagstisch ist gedeckt, und sie hört den Ruf, hereinzutreten und schreit in tiefster Qual: „Ich will nicht!" Der gesamte Szenenablauf wird von diesem kreaturhaften Schrei rückwirkend überschattet.

Ist dies nun der Ausdruck einer pessimistischen Grundidee? Thornton Wilder hat sich dagegen entschieden verwahrt. Es kommt darauf an, ob die Atmosphäre, d. i. in diesem Zusammenhang der zweite nur angedeutete und reale Szenenablauf hinter dem tatsächlichen Geschehen auf der Bühne mit all den Pausen, den Andeutungen, dem Abdämpfen und dem Hervorheben ins Reale herausgearbeitet worden ist, so daß sie auf den Zuschauer überspringt. Die Bitternis wird dann zur Demut und zu dem Verstehen vor dem menschlichen Dasein verwandelt. Diese Weisung hat seinerzeit der Dichter dem Sprecher in der deutschsprachigen Erstaufführung des Werkes am Schauspielhaus Zürich persönlich mit auf den Weg gegeben.

So entstand diese Zürcher Aufführung, von erfahrenen Theaterroutiniers Woche um Woche geprobt. Man spielte, zwischen den vom Sprecher dirigierten Ausflügen ins Private und

szenisch Reale sozusagen mit einem leisen und ständigen Würgen in der Kehle. In Amerika wurde das gröber gespielt, und das Schwankende in die technische Aufmachung gelegt. Es ist nicht von Bedeutung, ob der Frühstückende eine Tasse in der Hand hat, die keine Tasse ist, sondern Geste bleibt, und welche Dekorationen in der Tat aufgebaut werden. Auf den Ton der Darstellung und die Pausierung in der Bewegung kommt es an. In Zürich wurde das Werk zu einem erschütternden Erlebnis.

VII.
TAUSEND JAHRE SPÄTER
1945 - 1963

DAGNY

Ich habe diese Aufzeichnungen von der eigenen Persönlichkeit aus geschrieben. Sie stellen oft das Persönliche in den Mittelpunkt, ohne indessen das eigentlich Private im Persönlichen – das, was die menschliche Beziehung ausmacht – zu berühren. Ich habe im Gegenteil dies, wo es sich sonst vordrängen würde, unterdrückt. Man kann natürlich auch von dieser Seite aus den Ablauf eines Lebens sich entwickeln lassen. Ich habe diesen Weg nicht gewählt. Wer etwas zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der kann aus dem Ende, dem die einzelnen Vorgänge vorangegangen sein müssen, selbst seine Schlüsse ziehen. Ich beklage mich nicht. Nichts hat sich ereignet, was ich nicht selbst hervorgerufen habe.

Im Laufe der Jahre verblassen die Farben, mit denen der Liebhaber die Frauen bekleidet, die sich zu Zeiten in den eigenen Lebenslauf hinein widerspiegeln. Die Schattierungen schwinden in ein nebelhaftes Grau. Dabei sollte es umgekehrt sein. Erinnerung braucht die Besonderheit, die Differenzierung – was die Erinnerung am Leben erhält, ist, das Einmalige wiederzuerwecken, herauszustellen, sich wieder anzulehnen, die Reflexe des Rausches, der Zweifel und des Sichfindens. Das Bunte, das Schillernde, es sollte sich wieder entfalten, Gestalt gewinnen, zu sprechen beginnen . . ., aber es ist nicht so. Trotzdem kann man auch versuchen, das vorzutäuschen. Mir liegt das nicht. Nichts rührt sich weiter, nichts zeigt sich als außergewöhnlich. Alltägliches, mechanisch sich wiederholend, in gleichbleibendem Wechsel, in ständigem Ablauf – es ist nicht die Aufgabe, hier herauszufinden, ob das auch wirklich stimmt, als letzte Aussage bleibt.

Ich habe indessen noch ein letztes Abenteuer zu berichten, das letzte, dessen ich mir voll bewußt geworden bin. Ich hatte nach Budapest über einen Freund eine Nachricht erhalten, daß meine Tochter Dagny aus erster Ehe schwer erkrankt sei. Ich weiß nicht, warum mich diese Nachricht plötzlich so aufgeschreckt hat. Ich hatte seit Jahren kaum eine Verbindung zu Dagny, und die wenigen gelegentlichen Versuche, die meist über die Mutter Dagnys angeknüpft wurden, waren immer schon im Keim gescheitert. Nach einer Reihe von Krankenhäusern in Berlin, die sich die Kranke, die sie nicht zu behandeln

wußten, gegenseitig zugeschoben hatten, war Dagny in der Universitätsklinik in Greifswald gelandet, in der Nähe des Wohnsitzes ihrer Mutter auf Hiddensee. Der leitende Anstaltsarzt hatte sich der Kranken besonders angenommen, deren Fall hoffnungslos schien. Er hatte die Mutter verständigt, man solle versuchen, mich aufzufinden. Mein Besuch in der Klinik wäre als psychologischer Faktor vielleicht die letzte Rettungsmöglichkeit; soweit war ich schließlich unterrichtet worden.

Ich bin mit einem ungarischen Flüchtlingsausweis, dessen Chancen besser waren, nach Deutschland hineinzukommen als wieder heraus – noch einmal quer durch Deutschland gefahren, nach Greifswald, und habe mich dort bei dem Professor gemeldet.

Der Mann wußte über mich genau Bescheid. Er hat mir ungeschminkt das Bild der Krankheitsgeschichte vermittelt. Dagny hatte als Stenotypistin in einem Nachrichtenbüro gearbeitet, das nur sehr lose der Kontrolle des Propaganda-Ministeriums unterstand. Es war der Winter 1942/43. Die Mitarbeiter in diesem Büro waren zur Mehrzahl alles andere als nazifreundlich, eine Zufluchtsstätte für bereits zwielichtig gewordene Personen, die sich in diesem Büro der Gestapo-Beobachtung für einige Zeit entziehen konnten. Besonders die Auslandskorrespondenten, die das Büro noch unterhielt, sind höchst aktiv gegen das Regime im Ausland tätig gewesen. Mit dem Vertreter in Stockholm war Dagny seit Jahren intim befreundet. Die beiden wollten heiraten, sobald sich ihnen eine Möglichkeit geboten hätte, im Ausland wahrscheinlich.

In diesen Monaten lag das Schwergewicht der doppelschichtigen Verbindungen bei Dagny, als eine Art Verbindungszentrale. Sie war unter der Last dieser täglichen Spannungen, der Sorge um den Stockholmer Freund zusammengebrochen. Die körperliche Konstitution der Zweiundzwanzigjährigen war überbeansprucht – Gifte, sich wachzuhalten, übermäßiger Zigarettenkonsum, Alkohol. Der Körper war auseinandergefallen, unerträgliche Schmerzen, die nicht zu lokalisieren waren.

Das Stockholmer Büro war aufgeflogen, der Freund wurde flüchtig. Dagny wurde eingesperrt und tagelang verhört. Nach einiger Zeit wieder entlassen, um für den Arbeitsdienst zwangsverpflichtet zu werden. In eine neue Dienststelle der SS in den österreichischen Alpen, zusammen mit einem Dutzend Rotspa-

niern. Sie unternahm dann den ersten Selbstmordversuch, Morphium, und schnitt sich die Pulsadern auf.

Als Gefangene Arbeitsdienstverweigerung, Sabotage, etc., in ein Seuchenlazarett eingeliefert. In andere Anstalten abgeschoben, aus denen sie der Greifswalder Professor befreien konnte, für eine klinische Untersuchung. Die Kranke, ohne Willen, den Körper wieder aufzubauen, im Morphium-Schleier gegen die Schmerzen, lebensfeindlich gegen die Umgebung, gegen die Mutter – der Mutter mußte der Besuch der Klinik verboten werden. Es ging sehr langsam, das Leben wiederzuerwecken. Das Vertrauen wuchs sehr langsam, zu langsam – der Professor konnte nicht mehr länger die Kranke unter dem Schutz der Klinik verbergen. Das war das Bild.

Ich hatte von den einzelnen Vorgängen keine Kenntnis. Ich war nach Greifswald gekommen, weil mich der Professor gerufen hatte.

Und so erlebte ich dieses Wunder. Ich bin mit Dagny, die sich nicht bewegen konnte, im Krankenhaus ein paar Schritte gegangen. Ich bin aus dem Zimmer heraus in den Korridor mit ihr gegangen, den Korridor auf und ab. Ich bin aus dem Korridor in den kleinen Anstaltsgarten vorgedrungen, langsam und Schritt für Schritt, zuerst nur von einer Bank zur anderen und dann in längeren Abständen die ganze Runde herum; und das alles vielleicht im Verlauf von einer Woche. Die Abende war ich bei dem Professor eingeladen. Ich selbst war in der Klinik untergebracht, um draußen dem Risiko einer polizeilichen Anmeldung zu entgehen. Ich habe dann auch die Mutter Dagnys des öfteren gesprochen, Pläne für die nächsten Schritte und die unmittelbare Zukunft.

Das Wunder aber war Dagny selbst.

Ich habe schon erwähnt, daß ich so gut wie keine Verbindung zu Dagny all die Jahre aufrechterhalten hatte. Sie war bei Margots Mutter aufgewachsen. Ich war schon viele Jahre von Margot getrennt, als ich sie sozusagen in Berlin erst wieder kennengelernt habe. Sie gab sich damals sehr scheu. Hinter ihr, die wenigen Male, da sie mich aufgesucht hatte, stand die Mutter, die sie vorgeschickt hatte, um etwas von mir zu verlangen, meistens Geld. Immer war eine sehr peinliche Situation entstanden. Ich hatte auch niemals den Eindruck, daß Dagny für sich um etwas gebeten hätte, einen Rat, eine Empfehlung oder der-

gleichen. Sie hat auch niemals von sich selbst gesprochen. Merkwürdigerweise – ich blieb genauso verschlossen.

Aber diesmal sprach Dagny über sich selbst; die ganze Zeit, während der sie sich wieder ins Leben zurücktastete.

Sie hatte eine sehr ausgeprägte Vorstellung von mir, dem Vater, den sie in ihren Entwicklungsjahren vermißt hatte. Als später eine persönliche Beziehung möglich gewesen wäre, war die Kluft zwischen der Vorstellung und der möglichen Wirklichkeit bereits so tief, daß sie sich nicht mehr getraut hat, mit mir zu sprechen, genau gesagt, sich mir darzubieten, wie sie ist, was sie denkt und was sie tun wird, um meine Zustimmung, vielleicht sogar meine Unterstützung zu finden. Jetzt war das gewaltsam durchgebrochen, in der Hoffnung, daß es noch nicht zu spät sein würde, sie zu retten, ihr wenigstens die erste Stütze zu geben, sich selbst wieder aufzufangen. Der Professor hatte das richtig gesehen.

Wenn ich das vorhin ein Abenteuer nenne, so meine ich damit, daß sich plötzlich vor mir ein Abgrund aufgetan hat, an dessen Rande ich Zeit meines Lebens herumgetorkelt bin und in den ich schließlich gefallen war.

Hier war der Halt, nach dem ich so vergeblich gesucht hatte, das Verständnis und die Betreuung ohne die Voraussetzung der Gegenverpflichtungen. Hier war das menschliche Wesen, das mich alle die Jahre über verstanden hat, ohne daß ich die geringste Mühe genommen hätte, sie mir näher zu bringen.

Was Dagny von sich, das heißt mehr von mir erzählt hat, ist für mich entsetzlich beschämend gewesen. Der einzige Mensch, der in mich volles Vertrauen gesetzt hat. Ich bin das Vorbild gewesen für den Stockholmer Freund, das Vorbild für die Nachrichten-Sabotage in diesem Berliner Büro, das Vorbild für den Widerstand gegen den Einfluß des Regimes auf das tägliche Leben, die Idealfigur für die Zukunft, die bereits im Zerbröckeln war.

Das Abenteuer war, daß nur wenige und unter ganz besonderen Umständen in der Lage sein können, einen solchen Zusammenbruch halbwegs heil zu überstehen, nicht aus der Stärke des Charakters und der Disziplin, der Welt den Kopf hinzuhalten, sondern aus innerer Schwäche: bereits verbraucht und ausgelaugt und sich selbst aufgegeben.

Außerdem . . . ich konnte nichts abwehren, ich hatte keine

Möglichkeit, zu widersprechen und das meiste richtigzustellen, zu interpretieren aus meiner Sicht heraus. Ich war bestimmt, still zuzuhören, was meine Scham noch vertieft hat.

In der Erinnerung ist mir nicht viel mehr davon zurückgeblieben als an eine entsetzliche Katastrophe: Ich hatte all diese Chancen weggeworfen oder überhaupt nicht erst aufkommen lassen, die Möglichkeit versäumt, mich innerlich im Gleichgewicht zu halten. Wie viele können das von sich sagen?

Ich muß mich beim Niederschreiben dieser Zeilen vorsichtig bewegen. Es ist Dynamit, das ich mich nicht mehr recht getraue anzufassen. Ich könnte die Aufzeichnungen an dieser Stelle beginnen, den Ablauf von dieser Seite her in Gang bringen, alles, was bisher gesagt ist über die Zeit und die persönlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, wieder auffliegen lassen wie Staub auf der Landstraße, über die die Herrschaftskutsche rollt. Es bestehen dann gar keine Zusammenhänge. Es ist der einzelne Mensch, der im Stich gelassen ist und weiter im Stich gelassen sein wird, blind und stotternd vor Aufregung, weil er sich nicht verständlich machen kann. Es wäre vielleicht besser, niederreißen und zerstören, ausrotten, was sich um einen herum bewegt . . ., statt diesen Ablauf zu plakatieren. Im Haß zu leben gegen diese Welt . . ., selbst dazu ist es jetzt schon zu spät.

Ich habe mit Dagny Pläne durchgesprochen, mit dem Professor, mit der Mutter. Ich würde alles daransetzen, Dagny aus Deutschland herauszubringen. Ich wußte, daß ich mich dabei auf Leute würde verlassen müssen, denen ich selbst schon nicht mehr getraut habe. Dagny wird bei der Mutter auf Hiddensee warten. Der Professor wird mit Papieren, Attesten und so weiter aushelfen.

Ich kam auf dem Rückwege bis Wien, wo ich für Dagnys Grenzübertritt einige Vorbereitungen treffen konnte. Ich selbst hatte große Mühe, auf Umwegen wieder nach Budapest zu gelangen. Und ich hörte dann lange Zeit nichts mehr, die Verbindungen waren abgeschnitten.

Die Spannung zwischen Dagny und der Mutter, eine seit Jahren quälende, tiefe gegenseitige Abhängigkeit mit selbstzerstörerischen Tendenzen, hatte sich nicht halten lassen. Sie war wie so oft schon vorzeitig explodiert, und Dagny war auf eigene Faust nach Wien gefahren, ohne Papiere. Dort stand sie auf

der Straße. Die Leute, die mir Hilfe zugesagt hatten, waren entweder bereits verschwunden oder sie hielten nicht ihr Wort. Ich hörte davon nichts. Dagny irrte in Wien noch einige Wochen herum. Sie hat niemanden gefunden, der mich benachrichtigt hätte.

Erinnerungen an Dagny

Wien, Allgemeines Krankenhaus, Station 6, Saal B, Isolierzelle 4. Im März 1945. Die Kranke liegt auf der Bettstelle, die dünne Decke an den Füßen zu einem Knäuel verwickelt. Sie hat den Oberkörper aufgerichtet und klammert sich mit einem Arm um den eisernen Pfosten des Gitters. Nebenan im größeren Saal ist alles still, kein Laut – soll sie rufen, daß die Schwester kommt, das Bett öffnen, das Gitter herunterlassen?

Die Kranke, eben aufgewacht, fühlt sich wunderbar beruhigt. Sie fühlt sich, würde man versucht sein zu sagen, frei. So war das also bisher, möchte sie sich erinnern, so ist es.

In der Zelle herrscht völliges Dunkel. Es ist noch Nacht, vielleicht ist es früh am Morgen – denn die Fensterläden sind geschlossen und verdunkelt. Von draußen kommt ein leiser Vogelruf, ein schüchternes Pfeifen, und klingt beinahe wie ein meckerndes Lachen – also muß es schon in der Früh sein.

Inwieweit kann der Mensch sein Leben überschauen, als Ganzes – mit einem Satz, der das Wesentliche und Charakteristische ausdrückt. Man spürt es mehr, es ist ein Zeichen, das jedem einzelnen eingebrannt ist. Tiefer wie jedes Gefühl, heller wie jeder Gedanke. So sieht sie sich jetzt, jenseits von Schuld und Bedauern, ohne Scham, ohne Freude und ohne Befriedigung, voller Gleichgültigkeit und nicht ohne Hoffnung, ruhig und still. Es hätte nicht anders sein können, selbst wenn einzelnes anders gewesen wäre. Was im Gemüt, in dem Wunder der Hellsicht in einem Atemzug enthalten ist, müßte jetzt langwierig auseinandergefaltet werden.

Draußen ist noch völlige Stille, trotzdem bereits ein wenig beunruhigend. Der Gedanke huscht vorüber, es muß gewiß schon licht sein.

Dagny – wenn Du noch einmal das Leben von vorn anfangen solltest . . .

Ich würde nicht noch einmal anfangen, denkt Dagny.

Und wenn Du wieder im Leben auf den Platz gestellt werden würdest. . .

Ich würde nichts tun. Die Hände in den Schoß legen und warten.

Die Wände sind kahl, es ist kalt, sie friert unter der dünnen Decke. Sie kann sich nicht bewegen – zu Hause hat sie Decken, Heizkissen, Wäsche, einen Pullover; sie hat sich das alles zusammengespart, das wenige, das sie durch alle Unglücksfälle gerettet hat, und warum gibt man es ihr nicht und läßt sie die Sachen holen? Sie ist zu schwach, um mit den Fäusten gegen diese kahlen Wände zu schlagen, den Kopf gegen das Eisengitter des Bettes zu stoßen. Sie hört sich bitten, schreien, aber sie ist zu schwach, niemand wird hören, niemand hört. Ihr Schrei steht in der Luft, hüllt sie ein und wird sie ersticken –!

„Haben sie wieder Schmerzen?"

Das ist die Assistenzärztin, die in der Türöffnung steht. Dagny hat ihr Kommen nicht gehört. Es muß schon gegen den späten Nachmittag sein. Die Fensterläden sind zu, das Licht ist eingeschaltet.

Die Kranke hat sich ein wenig aufgerichtet und sucht sich zu besinnen.

„Es ist nur", sagt die Ärztin, die einen Schritt näher zum Bett tritt, „weil ich die ganze Zeit schon hier stehe und Sie beobachte."

Dagny ist wach. Sie zieht sich am Pfosten hoch, so daß sie sitzt.

„Nein, wirklich, ich habe keine Schmerzen –", sie möchte der Ärztin etwas Freundliches sagen. . ., „aber ich habe Hunger."

„Ja so – aber solange Sie noch diese Schmerzen haben, ist es nicht gut, allzuviel zu essen."

„Ich habe doch heute noch nichts bekommen."

„Ja so – ich kann ja mal nachsehen, obwohl ich nicht glaube –, vielleicht daß bei der Schwester der Topf noch stehengeblieben ist. Inzwischen werde ich Ihnen die Injektion vorbereiten."

„Immer diese Injektionen – ich möchte keine Injektionen mehr –, ich fühle mich so leicht und es geht mir sehr viel besser."

Das Fräulein Doktor merkt zu ihrem Erstaunen, daß sie sich in ein Gespräch eingelassen hat. Wie unklug, es ist Zeit, das Gerede abzubrechen.

Die Kranke hört sich reden und antworten, als sei es das Natürlichste von der Welt. Welche Wandlung – sie holt unwillkürlich tiefer Atem.

„Also wünschen Sie noch etwas?" Eine Routinefrage, die so durchrutscht.

Dagny versucht zu lächeln. „Ja – etwas zu essen."

„Wir haben hier kein Hotel. Das sollten Sie inzwischen wissen." Endlich hat sie den passenden Ton wiedergefunden.

Inzwischen ist die Tür geöffnet worden, die Wärterin kommt und nimmt den Verdunklungsrahmen vom Fenster. Herein treten der Chefarzt und ein Herr in Zivil, ein junger Mann mit unbeteiligtem, gelangweiltem Gesichtsausdruck. Große Visite; aber der Mann sieht wie ein Polizeibeamter aus – meinetwegen.

„Können Sie aufstehen?"

Dagny lächelt schwach. „Ich kann schon, aber –" sie weist auf das Gitter.

Die Wärterin klappt das Gitter herunter.

„Sie sollen aufstehen", herrscht sie der Mann in Zivil an.

Dagny wundert sich selbst, es gleitet vorüber; gestern noch hätte sie dem Kerl in die Fresse gespuckt. Sie hebt gehorsam die Beine über den Rand und sieht sich in der Runde um, den Chefarzt, die Wärterin, die Ärztin – ob ihr jemand helfen würde? – Die Gesichter sind gläsern, mehr wie aus Kreide, die Augen sind nicht drin. Dagny ist verwirrt, es geistern noch unklare Vorstellungen einer schwindenden, sich verflüchtigenden Gedankenreihe: – sie richtet sich auf und steht. Dann rutschen die Beine weg – abgemagert in diesen Wochen auf knapp dreißig Kilo – sie schlägt auf dem Steinfußboden auf.

Die Wärterin nimmt den Körper und wirft ihn wieder auf das Bett. Sieht den Herrn in Zivil bedeutsam an; auch sie hat ihre Arbeit getan.

Der Herr beugt sich vor und betrachtet das Stück Mensch, das da vor ihm auf der Matratze liegt, prüfend, interessiert – nein, sachlich und abschätzend, durchaus nicht interessiert. Dagny hat die Augen offen.

„Was fehlt Ihnen?" fragt er, so nebenbei. Er wartet nicht

auf Antwort.

Dagny möchte sprechen – es hat sie niemand angehört, sie ist falsch behandelt worden, sie ist überhaupt nicht behandelt worden, und es ist jetzt vorüber, es geht ihr besser, nur noch schwach, ausruhen eine Zeit noch . . . die Sprache des Menschen ist in die Zeit gezwängt, jedes Wort bedingt seinen Platz, nur in der Folge und hintereinander können sich die Worte bilden. Sie bringt nur ein Stottern heraus, die Augen sprechen, die Stirn, die sich rötet. Das versteht niemand, es hört auch niemand hin.

Der Herr tritt zurück und nickt zu dem Chefarzt . . . Dieser geht ans Bett, legt die Beine der Kranken grade, richtet die Decke über den Körper, streicht über das Kissen, nimmt die Arme hoch, fühlt den Puls. Inzwischen sieht sich der Herr in der Zelle um. Alles vorschriftsmäßig, völlig kahl, das Bett ohne Laken, keine weiteren Gegenstände. Er selbst faßt jetzt unter das Kissen, auch unter dem Kissen nichts – Briefe, Bleistift – nichts.

Der Chefarzt murmelt etwas zu den beiden Figuren. Dagny hat die Augen geschlossen.

Der Arzt hat den Arm fallengelassen, legt ihn unter die Dekke, sieht nochmals die Kranke an und fragt: „Hören Sie mich?" Als Dagny mit schwacher Bewegung des Kopfes nickt – „Ich werde Ihnen ein Stärkungsmittel verschreiben, zur Beruhigung. Und dann – wir müssen sehen, Sie verstehen, wir haben sehr viele Kranke." Dagny hat verstanden. Sie ist im Augenblick zu schwach, ihm zu danken. Erster Lichtblick. Sie wird entlassen werden, sie wird sich selber weiterhelfen können, endlich. Sie macht die Augen wieder auf, vertrauensvoll, gehorsam, Kind.

Die Visite ist schon im Gehen. Der Herr hat Zeichen von Ungeduld erkennen lassen.

Die Wärterin ist geblieben. Sie hat nach der Anstaltsordnung sich noch um die Bedürfnisse der Kranken zu kümmern, die Zelle in Ordnung zu bringen. Die Kranke liegt ruhig, nicht so verkrampft und mit verzerrtem Gesicht wie sonst. Blonde Haarsträhnen fallen ihr über die Stirn, wie zum Schutz, als wären die Hände zu schwach, das Gesicht zu schützen. Das stimmt wirklich, erinnert sich die Wärterin, einmal hat sie das Mädchen ins Gesicht geschlagen, als sie durchaus nicht hören

wollte. Ein Gesicht wie aus dem Film, breit und weich, hohe Stirn, hinter der sich manches verbergen mag. Irgend etwas wird sie schon angestellt haben – sonst könnte sie einem leid tun –.

Als Dagny die Augen noch weitet und die Lider ein wenig zu zittern beginnen, spricht die Wärterin sie an: „Sie weinen doch nicht etwa. Das hat jetzt keinen Zweck."

Und siehe – Dagny antwortet: „Ich bin nur sehr müde – aber ich fühle mich sehr viel besser."

Die andere nickt, das Mädchen hat wieder eine helle klingende Stimme. „Sie sollen das noch öfter dem Doktor sagen", und von selbst wird der Ton, der nachdenklich und zurückhaltend und in Sympathie geschwankt hatte, wieder gröber. „Aber Sie können ja noch nicht auf den Beinen stehen."

Dagny versucht ein Lächeln: „Das kommt langsam."

„Was glauben Sie denn – wo wir jedes Bett hier brauchen."

Dagny nickt. Aber es wird bald sein, daß sie aus dieser Zelle herauskommen wird – noch einmal wird ihr das Leben geschenkt.

Das Leben in dieser Generation und der nachfolgenden verläuft noch in Parallelen, eine nach innen und eine nach außen. Die letztere ist belanglos, alltäglich und kaum der besonderen Erwähnung wert. Sie dient nur dazu, auf jenes Innenleben hinzuweisen, dem wir nur zögernd folgen können, da es sich keinen sichtbaren Ausdruck schafft. Wer vermag zu sagen, ob es so schwach gewesen ist, wie es erscheint? – ohne Leidenschaft, ohne Einsicht, ohne Zutrauen und ohne Liebe – unter der Oberfläche der Erstarrung und der Gleichgültigkeit zur Umwelt poltert es wie ein fernes Gewitter; in Wirklichkeit wissen wir darüber nichts. Das ist nicht zuletzt auch unsere Schuld.

Es geht noch ein kleines Stück weiter. Der Herr Professor ist in den späten Abendstunden erschienen, in Begleitung eines Uniformierten, der am nächsten Morgen das Krankenhaus einer Wehrmachtsstelle übergeben wird. Als er sich über die Kranke beugt und den Arm hochheben will, liegt Dagny in tiefer Bewußtlosigkeit: die Dosis des Stärkungsmittels war reichlich bemessen. Er möchte sagen, wenn er, wie früher, Gelegenheit haben würde, den Fall vor einem Auditorium zu dozieren, eigentlich für eine derartige Injektion zuviel. Für solche weiter-

greifenden Erörterungen wäre aber hier jetzt nicht der Platz. Eile ist geboten. Der Befehl, Strafeingelieferte von der Liste der zu Evakuierenden zu streichen, ist ausgeführt. Auf der Station 6 sind zurückgeblieben: 9 Personen in der offenen und 17 Personen in der geschlossenen Abteilung, 3 über 60 Jahre und 8 unter 16. Auf der Liste wird Dagny J. jetzt gestrichen, grüner Zettel: Arbeitsverweigerung und Sabotage, eingeliefert von einer SS-Dienststelle, zu der sie zu Schreibarbeiten zwangsverpflichtet war.

Wie geht das Leben zu Ende? Wir wissen es nicht. Ich vermute, daß die Sterbende sich anschickt, einen steilen Berg in die Höhe zu gehen, allmählich ins Laufen kommt, bis sie durch eine enge und immer enger werdende Türöffnung sich durchwindet, durchbricht – zum Licht oder in die Dunkelheit? Wir wissen es nicht.

In der vergleichenden Naturgeschichte beansprucht die Blume eine besondere Stellung. Wir studieren ihre Wachstumsbedingungen, ihren Standort, wir erwähnen ihre Blütezeit, beschreiben die Blüte selbst in allen Einzelheiten. Es wird nicht die Seltenheit ihres Vorkommens, die Größe, die Form, oder die besondere Pracht der Farben, worin wir ihren Wert schätzen, sondern das Blühen schlechthin, das Wachsen und Reifen . . ., das in der Erinnerung haftet und sich zu einer Vorstellung verdichtet, die wir in Gleichnis setzen mit der Wesenheit einer Person, die uns nahe steht. Vor allem anderen, was wir noch gewohnt sind, nach ästhetischen Grundsätzen zu messen, hat die Blume etwas Versöhnendes. Sie spricht zu uns eine eindringliche Sprache – zur Mahnung, die Umwelt vertrauensvoller aufzunehmen, – sich zu begrenzen nach dem, was jedem nach seiner Anlage gegeben ist. Dann vermögen wir zu erkennen, daß auch die winzige Blume am Wegrande, zwischen Schutt und Abfall, in unscheinbarer, blasser Farbe, in der anspruchslosen Form ihrer Blüte eine Schönheit entfaltet, die erschüttert.

Sie blüht nämlich, meine Dame, sie blüht!

DER VERKEHRSUNFALL
Erzählung

Es ist genau 2 Uhr 15 nachmittags, an der Ecke der 33. Straße und der Kreuzung von 6. Avenue und Broadway in New York; wenige Schritte nach Osten hebt sich das Empire State Building aus dem Dunst.

Das was geschehen ist, wird kurze Zeit vorher geschehen sein, denn an der Spitze der Insel steht bereits der Patrouillenwagen der Polizei. Fahrer und Begleiter sind ausgestiegen. Ein Herr im Sporthemd, keine besonderen Merkmale, hat seinen Wagen in der Fahrtrichtung West mit dem linken Vorderrad auf die Insel hinaufgeschoben. Er wischt sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. In der Fahrtrichtung Nord, am Inselrand steht ein Lieferwagen, den quer der Polizeiwagen blockiert. Kein Fahrer. Sonst ist nichts zu sehen. Der Verkehrspolizist sorgt dafür, daß der Verkehr, Wagen und Fußgänger nicht ins Stocken kommt. Bis eine Gruppe von Männern, die bisher durch die beiden Wagen außer Sicht waren, über den Fahrdamm schreiten. Drei schleppen einen Körper, zwei am Kopf, der dritte an den Beinen, ein vierter geht nebenbei. Sie schleppen den Körper – der Kopf hängt nach der Seite herunter, die Leute halten je einen Arm und stützen die Schulter – auf den Gehsteig. Wie sie den Körper dort niederlegen wollen, weist der Begleiter auf die Nische in der Fassade des davorstehenden Hauses, zu dem Eingang des Warenhauses – mitten im Gehsteig; am Rande wäre der Tote bereits im Wege gewesen.

Der Mann, beim flüchtigen Hinsehen ein Mann in mittleren Jahren, nicht schlecht gekleidet, ist zweifellos tot. Der Vorübergehende hat das schon im Blick. Kein Funke von Sympathie, von mitteilsamem Leben springt über. Immerhin bedeutet der Begleiter die drei Männer zu warten und stehenzubleiben; wahrscheinlich ist auch der Fahrer des Lieferwagens in dieser Gruppe dabei. Was an beteiligten Personen am Schauplatz vorhanden ist, der Detektiv, die Mannschaft des Polizeiwagens, die beiden Fahrer und die im Vorübergehen aufgegriffenen und beorderten Träger – warten auf den Wagen vom Krankenhaus, den Arzt und den Hospitalbediensteten. Dann ist das Verfahren eingeleitet und wird weitergeführt. Im Augenblick ist nichts

zu tun als zu warten. Es ist 2 Uhr 25. Zu reden ist nichts, Fragen können nicht beantwortet werden; es fragt auch niemand.

Ein Schwebezustand, Bild in Nahaufnahme, Pause. Wird unterbrochen, aufgelöst, auseinandergerissen durch die Sirene des Sanitätswagens. Der Verkehr unterliegt einem fühlbaren Schock, zögernd scheinen die Fußgänger einen Atemzug lang stehenzubleiben, wider Willen und nur halb bewußt in dem An- und Abschwellen der Sirene mit eingefangen – ehe der Strom sich weiterschiebt. Der Sanitätswagen stoppt am Strassenbordrand, die beiden Polizeibeamten setzen sich in Bewegung, der Arzt steigt aus, der Hospitalgehilfe. Alle zur Nische hin. Der Arzt prüft den Körper mit einem beruflichen Blick, hebt – schon nicht mehr mit eigentlichem Interesse, den einen Arm des Mannes hoch und tastet den Ellbogen hinunter bis zur Handwurzel, während er über die Schulter zu dem hinter ihm stehenden Beamten etwas feststellt. Der Gehilfe hat die Rückwand des Wagens runtergelassen, Transportsteg ausgezogen, rollt die Tragbahre auf die Straße. Der Doktor nickt, der Beamte in Zivil nickt, der Tote wird auf die Bahre gelegt. Das Ganze rollt rückwärts. Der Verunglückte, ein Blick genügt, ist ein Mann in leidlichen Verhältnissen, auffallend gute Schuhe, das Gesicht nicht sehr einprägsam; Dutzende von Leuten könnte man an der gleichen Stelle im Augenblick anhalten, mit dem gleichen Gesicht. Aber ein dünnes Blutgerinnsel läuft die untere Wange hinab, einer der Träger hat es bereits einmal mit einem Tuch abgewischt. Das ist alles. Aus dem Warenhaus kommt ein Angestellter mit einem grauen Laken – eigentlich nicht mehr nötig, einer nimmt es trotzdem ab und legt es über den Toten. Der Krankenhauswagen ist fertig, fährt wieder ab. Sirene.

Daß die Toten zu uns sprechen – dazu bedarf es keiner besonderen Forschung mehr. Dimensionaler Wirkungsmesser ist um einige Grade verschoben, und die Lautempfindung, bisher noch wesentlicher Behelf, ist in ein anderes Nervenzentrum gerutscht. Wir sind gelernt darauf, die Leere zu hören, das Schweigen, das Nichts.

Vorerst reden die anderen.

„. . . Sie haben den Mann zuerst gesehen, direkt auf Ihren Wagen zu –." Der Herr im Sporthemd ereifert sich: „Nicht unmittelbar auf den Wagen zu, nur in meiner Fahrtrichtung. Ich

bremse und reiße den Wagen nach links. Der Mann macht eine halbe Wendung, scheint zurückzuweichen – kann ich nicht mehr genau sagen, und kommt genau vor dem andern Wagen, den Lieferwagen, der jetzt das grüne Licht hat und anfährt. Ich hätte in dem Augenblick sowieso stoppen müssen." Der Fahrer des Lieferwagens: „Das stimmt. Ich hatte freie Fahrt." „Und Sie haben den Mann nicht gesehen?" „Nein, konnte ich auch nicht. Unmittelbar vorher war die Fußgängerpassage nach Osten frei. Ich stand mit meinem Wagen und fuhr dann an – in dieser Sekunde muß der Mann zurückgekommen sein und dann gerade auf meinen Wagen zu."

Der Detektiv mischt sich ein: „Es wird so gewesen sein, daß der Mann zunächst zurückgewichen ist, über die ganze Breitseite des Straßendamms aber nicht mehr hinüberkommt und versucht, auf die Insel auszuweichen. Dabei wird er von dem Lieferwagen gefaßt." „Ja, so wird es gewesen sein", bestätigt mit sichtlicher Erleichterung der Herr im Sporthemd. „Ganz und gar nicht", widerspricht der Lieferwagenfahrer, „Dieser Herr ist zu weit nach vorn gefahren, bis auf die Spitze der Insel ran, und hat drei Yards davon ab zu halten." „Haben Sie das gemessen, ausgerechnet Sie?" „Nein, aber ich habe es gesehen." „Also schreiben wir das nachher."

Die Beamten runden die Beteiligten ein, die Zeugen. Der Herr im Sporthemd, im Privatwagen, hält die Spitze der Karawane, folgt der Lieferwagen, dahinter die Polizei, die Beteiligten sind auf die Wagen aufgeteilt, zur Polizeistation. Es ist 2 Uhr 30 nachmittag.

„Mama, wird der Mann bestraft?"

„Liebling, das weiß ich nicht."

„Mama, warum schleppen sie ihn denn weg, wenn er nicht bestraft wird?„

„Sie werden ihn zum Doktor bringen."

„Zu welchem Doktor?"

„Frag nicht soviel. Du sollst nicht immer fragen, was ich auch nicht weiß. Und bleib nicht stehen. . ." Nachdem die Mutter das Kind mit einem hastigen Griff näher zu sich herangezogen hat: „Du siehst, wie du aufpassen mußt, wenn du über die Straße gehst, immer habe ich gesagt, daß du . . ."

„Mama – und warum ist er zugedeckt? Daß niemand weiß,

wer er ist?"

Die beiden sind schon ein Stück weiter abgetrieben, die Frau wird in die 32. Straße einbiegen, der Junge, in Cowboykleidern, hat an diesem Eckfenster von Gimbel in der Auslage eine Likörflasche entdeckt, die als 38er Colt aufgeputzt ist, in den Gürtel zu schieben.

„Mama. . ."

Auf dem Wege zum . . .

*

Man sollte damit aufhören, Erbe einer romantischen Tradition, ständig irgend etwas zu erklären, einen Leitfaden zu spinnen, Handlung, Konflikte und ähnliches. Ein Verkehrsunfall, nichts weiter Aufregendes, nichts Besonderes. . . In die Trommel geraten, in den großen Wirbel der Leere. In der Flut von Erinnerungen und Zukunftsvorstellungen. Fehlleitung! Fehlzündung.

Auf dem Wege zum . . .

Irgend etwas zu erklären, irgend etwas zu beginnen, zuzuhören, dabei zu sein, irgend etwas los zu werden und so weiter und so weiter. Jeder weiß, das Leben ist schön, zeitweise geradezu großartig und wunderbar, das heißt voller Wunder.

Bedenken Sie, daß der Mensch ein Parasit ist, biologisch zu den parasitären Lebewesen gehört, unterschieden nur von der verwandten Gattung im Tier- und Pflanzenreich, daß der Mensch sich selber auffrißt (soweit man in der begrenzten illusionären Vorstellung von anderen Lebewesen einen solchen Vergleich heranziehen kann). Im allgemeinen verdient der einzelne so viel, daß die anderen davon leben können, vielleicht Frau und Kind und Kinder und Frauen und was sonst in der Verpflichtung zur Gesellschaft dazu gehört.

Auf dem Wege zum . . .

Deswegen, weil die Körper wieder zu reden beginnen, sollte man zuhören, wie einfach sich alles ordnet, was war und was sein wird. Es geht alles weiter. Nur ein kleiner Aufenthalt, ein Stillstand auf dem Wege zum . . .

Eine winzige Verschiebung, wenn der Funken wieder zündet, von dem scheingeordneten Wege eine geringe Abweichung, ehe der Körper sich auflöst und in Energiestrahlung befruchtend wird. Niemand hört recht zu – bisher – weil dieses Bündel noch eine reichliche Last mit sich trägt, vor der wir solche

Angst haben, sie zu erkennen, wenn nicht schon abzunehmen.

*

Die Leute, die auf der anderen Seite der Insel auf den Autobus gewartet haben, haben sich inzwischen aufgeteilt. Ein älterer Mann ist zurückgeblieben. „Heutzutage", spricht er einen Hinzutretenden an, der auf den nächsten Bus warten wird, „heutzutage wird nicht mehr viel Aufhebens gemacht." Der andere weiß nicht, um was es sich handelt, er lächelt verbindlich. Vieles steigt den Menschen plötzlich in den Kopf, mit dem der einzelne nicht so schnell fertig wird. Laß dir Zeit, Alter. Er steigt in den Bus. „Ja", murmelt der Alte weiter vor sich hin, „mich hat niemand gefragt. Ich bin dabei gestanden, dicht dabei. Soll ich mich vordrängen? Und wer weiß, was für Umstände und alles –" Andere sind an die Haltestelle hinzugekommen. Sie haben es eilig. Der Alte muß das mit sich selber ausmachen, obendrein scheint er nicht gerade in sicheren Verhältnissen zu sein. Sie steigen ein, neue kommen hinzu. Der ältere Herr bleibt noch im unklaren.

Das Leben geht weiter. Es schien nur für einen Augenblick aufgehalten. Das war eine Täuschung. Es ist auch in dieser Sekunde bereits weitergegangen. Jemand könnte sich vorstellen, daß einer aufgeschrien hätte, etwas lauter gewesen wäre als ihm zugehörig. Halt geboten hätte, den Aufenthalt, die Atempause, während der alle Ängste sichtbar werden, alle Hoffnungen, die niemand mehr aussprechen kann, alles was so verschüttet ist, daß wir in dumpfem Entsetzen davonlaufen – sagen Sie selbst, eine phantastische Kraft wäre dazu notwendig.

WIDERSPRECHENDE PROGNOSEN
Unsicherheit über die wirtschaftliche Lage in den USA für 1954

In der amerikanischen Wirtschaftsfachpresse hat man sich inzwischen daran gewöhnt, daß sich die Statistik der Stillegungen und Arbeitszeitverkürzungen in der Industrie mit den im Grundzug nach wie vor optimistisch gehaltenen Analysen der offiziellen und privaten Wirtschaftsexperten immer offensichtlicher wiedersprechen. Die Regierung selbst wünscht den Grundton der Konjunkturanalyse für 1954 so optimistisch wie möglich zu halten. Sie wird darin von den großen Produktionsgesellschaften und einem Teil der Nationalen Industrievereinigung unterstützt, weniger von den Banken, die in ihren Monatsberichten schon seit einiger Zeit darauf hinweisen, daß das Vertrauen der Käuferschichten nicht künstlich auf die Dauer durch Ausschüttung hoher Dividenden aus den Boom-Jahren prosperierender Gesellschaften aufrechterhalten werden kann, wenn gleichzeitig auf der ganzen Linie des Konsummarktes die Lagerbestände sich anhäufen und der rückläufige Absatz von einem Rückgang der Produktion gefolgt ist.

Innenpolitische Motive

Bis zu einem gewissen Grade können die Widersprüche dadurch erklärt werden, daß von Regierungsseite nicht die Hochkonjunktur der Jahre 1951 und 1952 und die Rekordhöhe der Produktion 1953 als Vergleichsbasis für die Analyse herangezogen wird, sondern die Jahre 1948 und 1949 vor dem Ausbruch des Krieges in Korea. Sodann operiert man aus innerpolitischen Motiven mit einer planwirtschaftlichen Bekämpfung tiefergreifender Nachwirkungen eines Konjunkturrückschlages. Bisher hat man sich mit allgemeinen Zusicherungen begnügt, daß genügende Budgetreserven für eine Stützung der Wirtschaft zur Verfügung stehen und daß diese auch voll ausgenutzt werden sollen. Ganz allgemein ist der Eindruck erweckt worden, daß hierfür die Budgetposten der finanziellen Auslandshilfe und insbesondere die Kürzungen im Militäretat für das Ausland und das Inland zur Verfügung stehen. Es hat daher nicht geringe Überraschung hervorgerufen, daß für das

nächste Jahr nach den neuesten amtlichen Vorschätzungen einem Ausgabenetat in Höhe von 70 Milliarden Dollar Einnahmen in Höhe von nur rund 62 Milliarden Dollar gegenüberstehen, so daß sich effektiv das Budgetdefizit noch um eine weitere Milliarde Dollar erhöhen würde. Eine Heraufsetzung der Staatsschuldengrenze für die Regierung durch den Kongreß, die bei den diesjährigen Budgetverhandlungen so böses Blut gemacht hat, so daß der Antrag wieder zurückgezogen werden mußte, wird jetzt wieder automatisch sehr akut.

Die schwelende Unsicherheit in der amerikanischen Öffentlichkeit über die Konjunktur in 1954 hat die Regierung veranlaßt, wahrscheinlich schon früher als ursprünglich beabsichtigt, aus der bisherigen Reserve herauszutreten. Präsident Eisenhower hat in der letzten Pressekonferenz in Washington erklärt, daß die Regierung zurzeit damit beschäftigt ist, einen Konjunkturstützungsplan (Anti-Recession) auszuarbeiten, der in der Botschaft des Präsidenten bei der Wiedereröffnung des Kongresses bereits niedergelegt werden wird. An der Ausarbeitung des Entwurfs ist der Vorsitzende des ökonomischen Beraterstabs, Dr. Arthur Burns, sowie ein weiteres Mittglied, Dr. Neil Jacoby, maßgeblich beteiligt. Im Plan-Komitee sind alle staatlichen Wirtschafts- und Finanzagenturen der Regierung sowie das Handels- und Arbeitsministerium vertreten. Von Burns weiß man, daß er ein Anhänger direkter inflationistischer Methoden ist.

Der im Anfang dieses Jahres bekanntgewordene sogenannte Burns-Plan sah weitgehende Krediterleichterungen und einen größeren Zufluß staatlicher Gelder in die Wirtschaft vor. Man darf annehmen, daß der z. Z. auf wenig Gegenliebe gestoßene Burns-Plan jetzt in veränderter Form, unter der wieder drohender gewordenen Gefahr einer Konjunkturkrise aufgenommen wird. Was über den Gesamtplan der Regierung bisher bekannt geworden ist, geht über die klassischen Methoden einer Konjunkturstützung nicht hinaus: Erweiterung öffentlicher Arbeiten, Erweiterung der finanziellen Staatshilfe für private wirtschaftliche Bauvorhaben, Übernahme der Hypothekenversicherung auf den Staat, auch für diese wirtschaftlichen Bauvorhaben, insbesondere für den Bau von Lagerhäusern, Erweiterung und Verbesserung der Arbeitslosenversicherung und Heranziehung der Banken und Versicherungsgesellschaften in einer

besonderen Organisation. Was Steuern und Zölle anlangt, werden die Geschäftssteuern ermäßigt werden, die Zollsätze dagegen im Durchschnitt erhöht.

Die Ansicht der Gewerkschaften

Zeitlich fällt die Ankündigung eines solchen Programms zusammen mit den recht pessimistischen Konjunkturprognosen, die auf den jetzt zu Ende gegangenen Tagungen der großen Gewerkschaftsverbände bekannt geworden sind. Der Grundton beider Gewerkschaftstagungen war darauf abgestimmt, daß die gewerkschaftliche Politik auf Konzentration der Kräfte innerhalb der Führung mehr bedacht sein muß, als auf die Durchsetzung rein gewerkschaftlicher Forderungen, wie höhere Löhne und höhere Pensions- und Wohlfahrtsabgaben.

BAUSTEINE ZU EINEM NEUEN MENSCHEN
Das Gesamtwerk von Ernst Fuhrmann

Von Ernst Fuhrmann, verstorben am 28. November 1956 in New York, 70 Jahre alt, liegen im Verlag Wilhelm Arnholdt in Hamburg die ersten fünf Bände einer auf zehn Bände berechneten zweiten Gesamtausgabe der Werke unter dem Titel „Neue Wege" vor. Während bisher diese Gesamtausgabe nur auf dem Wege der Subskription zu beziehen war und von vornherein nur einem kleinen Kreis von interessierten Lesern zugänglich gewesen ist, wird der soeben erschienene Band VI der Gesamtausgabe auch einzeln durch den Buchhändler zu beziehen sein. Dieser Band, „Ergebnisse" betitelt, ist nach dem Ableben auf Grund der noch bei Lebzeiten festgelegten Richtlinien von Ilse Fuhrmann, New York, zusammengestellt worden, der jungen Frau und Schülerin Fuhrmanns.

Ein Wendepunkt in der Behandlung der Interpretation der Arbeiten Ernst Fuhrmanns kündigt sich an. Bei fast allen der zahlreichen gedruckt vorliegenden Arbeiten Ernst Fuhrmanns sind im Wesenskern Beobachtung und Erkenntnis nach innen gerichtet. Jede Wirkung nach außen scheint künstlich verschlossen, oft genug provokativ. Der Band „Ergebnisse" bringt in der Aufsatzreihe „Bausteine zu einem neuen Menschen" und „Verflechtungsebenen", worunter die sozialen Zusammenhänge zu verstehen sind, das äußere und innere Gesetz mit der zwangsläufigen Vereinsamung des Einzelnen über die Bindungen von Geburt und Tod – bringt und projiziert in einem überaus weit gespannten Rahmen das Bild unserer Zeit, des Menschentyps und die Aufzeigung des fortschreitenden und zwangsläufigen Verfalls. Diese Beobachtungen sind für das bisherige Wirken Ernst Fuhrmanns ganz ungewöhnlich, auf eine explosive Wirkung nach außen gerichtet.

Um es gleich vorwegzunehmen, Ernst Fuhrmann hat nie daran gedacht, die Welt und die Menschen in ihrer existentiellen Funktion verbessern zu wollen. Der Grundzug aller Arbeiten Ernst Fuhrmanns ist die Beschreibung des Denkprozesses, mit anderen Worten: Die schöpferische Anregung, in der Praxis: Die Anregung zum Zweifel. (Vor seiner Emigration nach New York hat Fuhrmann viele Jahre lang für seine Freunde und Schüler die Zeitschrift „Zweifel" im Folkwang-Auriga-Verlag

herausgegeben, die heute zu den bibliophilen Seltenheiten gehört.)

Das Gesamtwerk Ernst Fuhrmanns gliedert sich in Jugendwerke lyrischer Dichtung, getragen von einer explosiven Naturphilosophie, die um den Sinn der menschlichen Existenz im Kosmos ringt, um den Sinn allen Lebens überhaupt, Dichtung, die ursprünglich im Kreise um Richard Dehmel, dann um Stefan George, Hugo von Hofmannsthal und später Rudolf Pannwitz entstanden sind; in einer Reihe von Dramen, in denen man erst heute, fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, in einer Philosophie des Wortes Verwandtes bei heutigen spanischen und französischen Avantgardisten, wie etwa bei Ionesco, wiederfindet.

Einer breiteren Öffentlichkeit am bekanntesten geworden ist Ernst Fuhrmann mit der vom Folkwang-Museum herausgegebenen Serie „Kulturen der Erde", Darstellungen vorgeschichtlicher Kulturen unter Beteiligung namhafter Fachwissenschaftler – einer Serie, die noch heute in allen großen Bibliotheken der Welt zu finden ist. Eine Dauerwirkung dieser Arbeit hat nach dem ersten Weltkrieg die Inflation in Deutschland verhindert, nach dem Aufsaugen des materiellen Grundstoffs konnten diese Bände auch später nicht wieder neu aufgelegt werden. Ende der zwanziger Jahre haben Freunde Ernst Fuhrmanns eine erste Gesamtausgabe in zehn Bänden ermöglicht, in der Fuhrmann erstmalig die Eigenart seiner Philosophie, oder besser gesagt seines Denkprozesses, zum Ausdruck bringt; übrigens am konzentriertesten ausgedrückt in der 1930 im Frankfurter Sozietäts-Verlag erschienenen Schrift „Wege", die der Autor Versuch einer biologischen Philosophie (zusammengezogen als Biosophie) nennt. Die jetzt erscheinende zweite Gesamtausgabe setzt als „Neue Wege" diese Gedankenreihe in intensiver Tiefenwirkung und stärkerer Verdichtung fort.

Einen großen Teil des Gesamtwerkes nehmen später die Interpretationen der Sagen und Legenden ein, die Fuhrmann auf urzeitliche Vorgänge, über die keine direkte geschichtliche Überlieferung mehr vorhanden ist, zurückführt. Weiterhin die Arbeiten über den einheitlichen Ursprung der Sprache, über die Fuhrmann unter Benutzung des Materials des Smithonian-Instituts von Harvard (mehr als 100 Druckbände im Lexikonformat) gearbeitet hat. Über die Einheitssprache haben zwar

schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Nachfolger Voltaires eine eigene Schule in England entwickelt. Was Fuhrmann von allen Bearbeitern auszeichnet, ist die eigene, und wenn man will, eigenwillige, das ist selbstschöpferische Assoziation, Laut-Zusammenhänge biologisch zu deuten.

Über sein Gesamtwerk hat Ernst Fuhrmann vor einigen Jahren einem Freunde gegenüber geäußert: Alles das wird sicher noch einmal gedacht werden. Er drückt damit aus, daß es sich bei seiner Denkkonstruktion um ein „Vor-Denken" handelt, das eine Anregung zum „Nachdenken" sein soll. Diese Anregung ist das Entscheidende. Es mag richtig sein, daß es heute noch schwer ist, sich in die Gesamtvorstellungswelt Ernst Fuhrmanns sozusagen mitschöpferisch hineinzudenken, weil eben für den Schüler und den Nachdenkenden keine Stütze gegeben wird, keine Theorie und kein Gesetz, dagegen aber der schöpferische Zweifel. Dies trennt Ernst Fuhrmann von den sogenannten Reformern, den Sektengründern, den Zentren der Philosophenschulen, die in einem festgefügten Kreis Wirkung auszustrahlen bestimmt sind. Fuhrmann hat gegen diese Reformer und Gründer, auch wenn es sich um Nachläufer handelt, die sich auf ihn berufen und vieles von Fuhrmann übernommen haben, niemals einen besonderen Trennungsstrich gezogen. Er hat sie ignoriert, zum Teil auch, weil die eigene Isolierung, die totale Vereinsamung und zwar ohne den romantischen Mantel des Eremiten oder des chinesischen und indischen Weisen, für die Schöpfungskraft des eigenen Denkens ihm wichtiger gewesen ist.

Ich gestehe, ich selbst, obwohl jahrzehntelang mit Ernst Fuhrmann befreundet, bin erst verhältnismäßig spät in ein tieferes Verständnis der Gedankenwelt und in das Riesenausmaß seines Gesamtwerks eingedrungen. Es ist ausgeschlossen, und es liegt mir völlig fern zu behaupten, ich könnte über dieses Gesamtwerk etwas Richtungweisendes oder gar Abschließendes aussagen, niemand kann das bis heute! Andere, vielleicht auch langjährige Freunde, werden für sich völlig verschiedene Anregungen herausentwickeln. Fuhrmann selbst hat es seinen Freunden nicht leichtgemacht, er hat sich um die Wirkung und Nachwirkung seines Werkes wenig gekümmert.

Man spricht von der Generation, die zwischen den beiden Weltkriegen hätte voll ausreifen sollen, einer Generation, der

im älteren Sektor auch Ernst Fuhrmann angehört hat, als von der „verlorenen" Generation. Sie ist in der Tat verloren, wenn sie schon von vornherein resigniert, wenn sie von der Möglichkeit zur Aussage nicht Gebrauch macht, welche Erkenntnisse und welche Zweifel ihren Lebensinhalt geformt und hätten fruchtbar werden lassen können. Was kann von dieser Generation auf die nachfolgende wirksam gemacht werden? – Und heute schon auf die dritte Generation, die die geistigen Inhalte zu beherrschen sich bereits anschickt. Die Prominenten dieser Generation fallen bereits einer nach dem anderen aus: in diesen Tagen erst ist mit Alfred Döblin einer der eifrigsten Anhänger Ernst Fuhrmanns dahingegangen.

Worauf warten wir noch?

DER REISEBERICHT

Die Aufenthalte sind zu lang.

Das Gepäck ist zu schwer. Zwischen dem Jagdlaut der Schwalben, der sich nach unten zieht und dehnt wie Kaugummi, stolpert im Gepäck die Erinnerung über Dinge, die nicht zu Ende gekommen sind, die aufgegeben worden sind und schließlich hineingestopft in die Morgendämmerung, die Nächte ohne Schlaf; der Horizont hängt voller Schwalben.

Für den Reisenden an der Oberfläche erscheinen die Kraftwagen gleich Wasserspinnen, die sich im Zickzack hin und her schieben, Flugzeuge hängen über den Wolken und stehen still, um dann nach unten zu stürzen, der schnelleren Bewegung halber; die Aufenthalte sind zu lang.

Aufzuführen sind die Wälder, der saure Wein und hier und da eine Blume, in so köstlichen Staub gehüllt; die Vogelscheuche im Erbsenfeld (falls man das Land verlassen hat). Leute gehen nach rechts oder nach links oder geradeaus, jemand der aussieht wie ein Bauer oder der Ortsgendarm.

Guten Tag, mein Herr, herzlichst willkommen.

Von alledem bekommt der Reisende unterhalb der Oberfläche, vielleicht zehn Meter tief unter Wasser, kaum etwas mit. Wenn er als Fremdkörper lange genug dort getrieben ist und schließlich nach oben kommt, verträgt er nicht mehr den Sauerstoff. Die Hülle birst auseinander, explodiert – etwa als Wasserleiche und so weiter, und wandelt sich in Verwesendes. So wie wir zur Zeit oben, ohne noch völlig zu verwesen, bereits explodieren, alles der Technik zuliebe; im Reisebericht.

Von dieser Reise, von der so wenig Veränderliches zu berichten sein wird, schält sich das Bild. Jeder hat dieses oder für sich tief verschlossen ein anderes Bild gesehen, erstmalig im Traum und später im Reiseprospekt. Dieses Bild, von dem ich hier berichte, ist ein billiger Kunstdruck, aufgehängt an die Wand, zu Füßen des Bettes: das Land fällt steil ab in die Bucht. Wände zeigen ein fahles Grün, dazwischen einige Büsche – Land, das die Ziegen kahl gefressen haben. Möglich, daß mal Pfade auf die Anhöhen hinaufführen. Sie sind so winzig, man sieht von der drübigen Seite der Bucht nicht, dort dürfte der Beschauer gestanden sein. Oben auf der Anhöhe zieht sich die

Straße. Man sieht nur die Häuser, eine Reihe von Häusern, rot und gelb angemalt, würfelförmige Kästen, scheint's ohne Dach. Von diesen Würfeln strahlt das eine der Lichter auf die Szene. Das andere strahlt von hinten her aus der Bucht. Die Bucht verengt sich nach vorn zu einem Durchgang – in irgendeine Weite und Horizont, das Blaue. Und kleine Schiffe rudern dem Durchgang zu, Kähne voll mit Leuten, mit buntgeputzten Menschen, fröhlichen und lebhaft gestikulierend den andern, zu denen der Beschauer, unsichtbar auf dem Bild, sicherlich im Leid des Zurückbleibenden und voller Sehnsucht hinüberschaut. Ein Bild voller Leichtigkeit und glücklicher Beschwingtheit, daß es sicherlich wehtun mag, sich zu erinnern.

Jeder kennt das Buch, Bild oder das seiner Persönlichkeit mehr Zugeeignete. Niemand will es sehen. Jeder möchte lieber schlafen, statt wach zu träumen und den Verfall gegenständlich zu leben, voller Angst und nicht ohne Neid gegen irgend etwas und irgendjemanden, um das so Unabänderliche abzuwenden.

Überall stehen auf einer solchen Reise die Wegschilder, die Zeigefinger zum Ende. Das Bild, das der Wirklichkeit voll entspricht, würde die Katastrophe bedeuten, die Falle klappt zu. Deshalb pflegen die Reisenden an der Oberfläche im Zickzack und im Kreise sich zu bewegen, sie reisen große Umwege, sobald sie die Chance spüren, in der Nähe zu sein. Man kann selbst in letzter Stunde noch einiges im Grundriß ändern. Aber meist wird es zu spät sein. Die Aufenthalte sind zu lang. Das Gepäck ist zu schwer. Zwischen den langweiligen Wasserflächen, dem Blaßblau der farbenschwachen Berge und, in Assoziation zu Gedichten aus der Jugendzeit, dem nicht mehr aufschiebbaren Sonnenuntergang erlebt der Reisende den Schock, das Traumbild und, wenn man das sagen darf, den Herzinfarkt.

Für jemanden, der zu beschaulichem Leben neigt, endet hier bereits der Reisebericht. Trotzdem ist nicht zu übersehen, die Welt schreitet fort, es wird alles besser und breiter und leuchtender, nur nicht fröhlicher, wenn man nicht selbst dafür sorgt.

Dagegen scheinen die Leute, die von innerer Bewegung zittern, zunächst besser dran. Das sind diejenigen, die mit Ideen reisen, getrieben zu einem Ziel. Bilder spielen für diese Spezies nicht diese besondere Rolle. Sie sind der Hummel zu verglei-

chen, dem Torpedokäfer. Über den Torpedokäfer sind die Sammlungen mit einer wissenschaftlichen Beschreibung vorläufig noch nicht zur Hand. Aber die Hummel kennt jeder, den samtenen pelzigen Körper und den verhältnismäßig großen Kopf bei etwas verkümmerten Fühlern. So eine Hummel schießt los nach einem Fernziel und ruht von Zeit zu Zeit auf der Spitze eines Grashalmes, unverwandt dem Ziel zugerichtet, leichte Beute für den Specht: Bis dieser Grashalm unter dem Gewicht sich zu beugen beginnt. Dann treibt die Hummel weiter voran. Vermutlich ist das Ziel eine Durchfahrt, eine Enge, die zu durchstoßen ist. Mit der Gewalt eines Torpedos fliegt die Hummel gegen den Widerstand an (kurzsichtig wie so viele von uns Menschen). Und fällt zur Erde, angeschlagen und betäubt.

Ich möchte nicht weiter ausspinnen, ich will nur noch berichten, daß so ein Torpedokäfer am Boden weiterkriecht, bis er sich hochziehen kann auf die Spitze des Grashalmes und von neuem losfliegt. Und wieder gegen das Ziel prallt und fällt und kriecht und fliegt und fällt. Die Flügel sind schon verletzt, das kriecht sozusagen schon nur mehr durch die Luft, aber die Kraft des Anpralls ist immer dieselbe. Sicher, einmal kommt die Hummel durch die Enge hindurch, um dann niederzusinken und zu verenden, am Ende dieser Reise, Hummel Hummel.

Das geht so dahin, wie es in den Prospekten heißt, die Reise nach außen herum und die Reise nach innen, das Ziel ist immer dasselbe und der Bericht unterscheidet sich nur in der Zusammensetzung von Worten. Jedes Ende ist eindeutig, im Herzinfarkt oder in völliger Erschöpfung. Das Halali wird nicht nur in der Morgendämmerung, sondern auch bei Sonnenuntergang geblasen, manchmal auch nachts.

Stolpern so dahin, zwischen den Wasserfällen und den Ruinen, die nur noch selten rauchen. Mit all dem Gepäck der schönen Tage zwischen Jugend und Alter wird im Grunde auch nicht viel losgewesen sein.

Maikäfer fliege, gestern noch auf stolzen Rossen –
Wem Gott will rechte Gunst erweisen –
Blow the man down, blow the man down!

AKZENTE I

An einem Sonntag im Breslauer Vorort Morgenau, dort, wo oben auf der Anhöhe die Straße zum Oderflusse hin sich weitet, so daß die Fuhrwerke wenden können, die bis zu dem Gasthaus kommen. Die Sonne strahlt über dem Horizont, in dem sich Wiesen und ferne Häusergruppen spiegeln, jenseits der Oder, verdichtet in der Erwartung der aufsteigenden Hitze. Alles ringsum hält den Atem an, die Blüten der wilden Kirsche am Wegrande, die Libellen und der Troß der Ausflügler, die über die Laderampe der Dampfer unten am Fluß die Anhöhe hinaufzusteigen sich anschicken. Eine breite Holztreppe mit vielen, vielen Stufen. Über das alles breitet sich der Glanz der Morgenstunde, wie er aus der Tiefe dieses Bewußtseins von Leben nur in Schlesien schwebt.

Auf einer Plattform oben hat ein Lastwagen Bierfässer für den Gastwirt abgeladen, für den Sonntag-Morgen-Tanz. Während der Wagen jetzt wendet, auf dem Wege zu seiner weiteren Bestimmung, die beiden Pferde sind am Kopf mit Büscheln von frischem Blattlaub geschützt gegen die Schwärme von Bremsen . . . stellt sich dem gerade anfahrenden Wagen ein junger Mann in den Weg. Ohne besondere Absicht, freundlich und zutraulich – es wäre angebracht gewesen, sich bemerkbar zu machen, ein Zuruf; es gibt Augenblicke, wo die Sprache steckengeblieben scheint. Student, gewöhnt an die Säufersonne, die nachts in den Bierkellern der Breslauer Altstadt scheint: dort in die Morgendämmerung hineinzusitzen, gegen Ende meistens allein, das ist sich treiben lassen ohne Zuspruch und ohne Ziel; vielleicht ist das der eigentliche Inhalt des Lebens, näher der inneren Triebkraft als irgendeine gesellschaftliche Funktion; schließlich hinausgelockt an diesem Sonntag Morgen nach Morgenau.

Der Kutscher hat kein Verständnis für die Annäherungsversuche des jungen Mannes, der die Hand ausgestreckt hatte, das Laub am Kopf des Pferdes zu berühren. Nichtsnutz aus der Klasse der Überflüssigen, die vom Schweiß der anderen leben. Davon, daß einer schon so früh aufsein muß, um Bier abzufahren, an diesem Sonntagmorgen.

Der Kutscher hob die Peitsche und schlug auf den jungen Mann. Gesprochen wurde nichts.

Aber als der Junge stehenblieb, richtig stehenblieb und nicht weglief und auch nicht zu schimpfen begann oder Anstalten machte seinerseits auf den Mann loszugehen, einfach erstaunt war und den Mann groß ansah, schlug dieser weiter zu, in sich steigernder Wut, rasend, den Oberkörper jetzt weit zurückgelehnt, so daß das Ende der Peitschenschnur, mit dem Knoten dran, das Gesicht treffen mußte, genau und wie vorgezeichnet. Dreimal, fünfmal und noch mehr, bis der Mann erschöpft war. Es hätte ihm nichts ausgemacht, den Studenten da vor sich einfach totzuschlagen. Glückerlicherweise hat alles seine natürlichen Grenzen. Er raffte die Zügel auf und rollte mit dem Wagen davon. Gesprochen wurde weiter nichts.

Der junge Mann hatte sich nicht gerührt, auch nicht den Arm gehoben, um das Gesicht zu schützen. Er war stehengeblieben, aufrecht, den Kopf hoch zum Gegner hin, wie er das in den aktiven Studentenjahren gelernt hatte. Ein Mißverständnis wird vorliegen, er versteht es nicht, hatte überhaupt keine Gedanken, was eigentlich vorging. Es war auch kein Gegner vorhanden, gegen den zu kämpfen die Pflicht gewesen wäre.

Die Striemen quer über das Gesicht liefen rot an, Blut sickerte durch und breitete sich von der Stirn über die Wangen hinunter. Und um genau das festzuhalten, der Junge fühlte nichts als Erstaunen – Physisches Unbehagen, eigentlichen Schmerz hatte er unterdrücken gelernt. So stieg er die breite Holztreppe hinunter zur Laderampe des Flußdampfers. Eine Menge Leute ringsum, sie wichen dem Studenten aus, der in guter Haltung die Treppe hinunter kam, sie bildeten eine Gasse, rechts und links, manche schadenfroh, manche neugierig und manche empört, im allgemeinen oder über einen der Beteiligten im besonderen, aber froh, daß sie selbst mit dem Vorgang nichts zu tun hatten – in der Luft bleibt so etwas wie Verlegenheit zurück.

Ich selbst, um genau zu sein, habe dem Vorfall keine weitere Bedeutung geschenkt. Es gehört zu den Dingen, die einem im Augenblick in Erstaunen versetzen, die man dann aber schnell vergißt; vielleicht blieb eine schwache Erinnerung an Strafe und Demütigung. Alles in allem, und das Mißverstehen in Rechnung gesetzt, waren die Prügel nicht unverdient. In meinen Gymnasiastenjahren, im schlesischen Neisse, hatte der Vater mich einmal nachts aus einer Kneipe herausgeholt. Ich

lag besoffen unterm Tisch. Der Vater mußte mich über die Schulter aufladen und nach Hause tragen. Durch die ganze Stadt, unglücklicherweise von einem Ende zum anderen und halb noch im Licht, viele Leute noch auf den Straßen. Der Vater war in der Stadt eine Respektsperson und hatte sich diese Achtung in einem harten Leben von den kleinsten Anfängen an erworben. Als Uhrmacher. Alkohol war ihm und der Mutter besonders verhaßt. Diese Nacht muß für den Vater furchtbar gewesen sein, die Scham in den folgenden Wochen. Trotzdem berührt mich das heute kaum, außer daß ich weiß, es hätte nicht sein sollen.

Dagegen steht heute die Szene in Morgenau wie ein Mahnmal ewigen Unrechts. So etwas war zu erwarten und das wird immer so sein. Etwas stimmt da nicht und hat auch damals schon nicht gestimmt. Über das Auspeitschen hätte man hinwegkommen können, der Kutscher selbst ist kaum das Entscheidende. Was bleibt, ist die automatische Distanz und das Fremde in der Haltung der Umstehenden – das ist ebensowenig wie damals, und hätte ich etwas zu bestimmen, ich könnte es auch nicht ändern. Das Zurschaustellen des geschwollenen Gesichts, Stolz des Geprügelten, die Verachtung der Umwelt, der Haß – es stimmt etwas nicht, aber es ordnet sich ein wie so vieles im Leben, das sowieso nur Leerlauf und Mißverständnis ist.

II

In der Landesirrenanstalt in Troppau, im damaligen Österreich-Schlesien habe ich einen technischen Werkzeichner kennengelernt, dessen Schicksale und Begebenheiten mich später alle die Jahre nicht mehr loslassen sollten. Der Name war Anton Grosz. Der Zeichner stammte aus Komotau im Böhmischen. Das war vor Ausbruch des ersten Weltkrieges. Ich hatte in Troppau meinen Freund, den Psychoanalytiker Dr. Otto Gross aufgesucht, der in der Anstalt interniert war auf Betreiben seines Vaters – des Grazer Rechtsgelehrten, der das berühmte Handbuch für den Untersuchungsrichter verfaßt hat. Ich war gerade mit meiner ersten Veröffentlichung „Das Trottelbuch" herausgekommen mit einem bemerkenswerten Erfolg

und einem gewissen Ansehen, das mir gestattete, eine Reihe von prominenten Persönlichkeiten für die Aktion zur Befreiung von Otto Gross einzuspannen. Neben solchen Schriftstellern wie Arnold Zweig, Leonhard Frank und Johannes R. Becher, die Gross bereits aufpoliert und denen er Hemmungen für den Dichterberuf weganalysiert hatte. Becher hatte mir seine Zeitschrift „Revolution" geborgt, die er in München zusammen mit Bachmair herausgab. Ich hatte sie mit Protesten gegen den Vater Gross gefüllt, Blaise Cendras sprach in dieser Zeitschrift für die französischen Schriftsteller gegen die deutsche Rechtspflege. Mit dieser Zeitschrift war ich in Troppau erschienen, zum Schrecken der dortigen Behörden und der Verwaltung der Irrenanstalt. Ich kam, in München meine Doktorarbeit über Steuerfragen in der deutschen Zündholzindustrie im Stich lassend, bereits als Sieger. Inzwischen hatte Maximilian Harden in der „Zukunft", Theodor Wolff im Berliner Tageblatt und Georg Bernhard in der Vossischen Zeitung die Kampagne auf eine breitere Ebene gehoben. Der Grazer . . . (fehlt halbes Blatt) In Troppau hatte mich Otto Gross, der sich bereits damals schon wieder als Assistenzarzt in der Anstalt betätigte, mit dem Tschechen Anton Grosz bekanntgemacht. Ich traf den Anton G. in einem der großen Gemeinschaftssäle in eine Ecke gedrückt, weit weg von einem Fenster und sich völlig fernhaltend von den anderen; man spürte geradezu eine unsichtbare Wand. Zum Erstaunen der Ärzte, Otto Gross war noch von zwei Kollegen begleitet, kam Anton G. sogleich auf mich zu und schüttelte mir kräftig die Hand; eine kleine Sensation. Bei den folgenden Besuchen wurde Anton G. bereits unruhig, sobald ich auf dem Wege zur Anstalt war. Das steigerte sich, wenn ich das Haus betreten hatte, und er hätte sicher auf die Sekunde voraussagen können, wann ich in die Türe des Gemeinschaftssaales treten würde. Wir saßen eine Weile in seiner Ecke und sahen uns an. Eine eigentliche Unterhaltung kam nicht zustande. Anton Grosz sprach zu schnell, die Worte überstürzten sich, ich konnte knapp die Hälfte verstehen. Aber es ging auch so; ich hatte das Gefühl, daß er von unserer Unterhaltung sehr befriedigt war. Bei meinem letzten Besuch drückte er mir ein Bündel Papiere in die Hand, kreuz und quer beschriebene Manuskripte, in einer Schrift wie mit dem Gravierstift punktiert, mit Zeichnungen dazwischen, Diagramme und

einer immer wiederkehrenden Portraitskizze, ein rundes Gesicht, etwas vorquellende Augen und einem nach oben wahrscheinlich zugespitzten Kopf, aber verdeckt durch einen steifen Hut mit sehr schmaler Krempe: der Typ Seidel. Anton Grosz selbst war von untersetzter Statur, schon stark eingefallenes Gesicht, kleiner Schnurrbart, die Augen von buschigen Brauen überwuchert, aber im ganzen durchschnittlich, nichts was in der Erinnerung bleiben könnte, ein Mensch, dem – wenn er einem auf der Straße begegnet – man eine Zigarre anbieten könnte.

In diesen Manuskriptblättern beschreibt Anton Grosz die Vorgänge um sich herum mit einer erstaunlichen Sachlichkeit, beinahe unbeteiligt, und einer aufreizenden Präzision. Er ruft nicht um Hilfe, obwohl von Beginn sein Leben bedroht ist. Er sieht die anderen sich gegenseitig umbringen, er fühlt sich selbst hingemordet, langsam und in den zuständigen Etappen, termingemäß entsprechend unserer Zeit. Ich habe dieses seltsame Manuskript später verloren oder es ist mir weggenommen worden, aber ich gestehe, es ist mir gegenwärtig geblieben, und zwar so tief eingeprägt, daß in allem was ich sonst zu schreiben begonnen habe, es im Untergrunde mitgespielt, ganz unabhängig davon, daß ich es einige Male direkt behandelt und benutzt habe. Das Manuskript in der Erinnerung spricht zuweilen eindeutiger und eindringlicher als was ich selbst an der Oberfläche zu sagen habe.

Ich will aus der Grundlinie hier einiges wiederholen: Die Seidels sind in Komotau zu Hause. Der Gastwirt am Markt ist ein Seidel, der Schlächter, der Steuerbeamte, der mit der Schwester des Anton verlobt war und sie dann hat sitzen lassen und große Schande über die Familie gebracht hat. Es gibt viele Seidel-Verwandte und Verschwägerte in den Nachbardörfern und Aufpasser, die von Seidels bestellt werden. Auch der Frau von Anton, der Anna, haben sie nachgestellt und die Wäsche von der Leine im Garten gestohlen – Anton hat Komotau verlassen müssen, ist nach Amerika ausgewandert und hat in Pittsburgh in Pennsylvanien in einer Maschinenfabrik Arbeit gefunden, dank dem alten Schulfreund Stefan Schönherz, der den Anton herübergeholt hat. Der Schönherz arbeitet in der Schlosserei, Anton kommt ins Konstruktionsbüro. Er kann bei dem Schönherz wohnen. Eine Frau ist da und die Tochter so

alt wie die eigene, die er zurücklassen mußte. Die Frau, die Anna selbst hat ihm geschrieben, daß beide nicht nachkommen wollen. In Pittsburgh aber sind bereits wieder die Seidel am Werk. Ein Seidel ist Portier am Fabrikeingang, die Straße, in der die Schönherz-Wohnung liegt, wimmelt von Seidels und Seidel-Spionen. Er hört, was nachher auf der Straße vorgeht. Sie sprechen über ihn. Er muß zusehen, wie ein Seidel in der Wohnung gegenüber eine Frau erwürgt. Sie kreisen den Anton ein, sie werden die Tochter der Schönherz verschwinden lassen und ihm den Mord in die Schuhe schieben. Sie machen ihn betrunken. Er flieht in ein Bordell und dort versuchen die Mädchen ihn mit spitzen vergifteten Nadeln zu stechen. Die Nadeln hat ein Seidel vorher in das Haus gebracht. Anton wird aus dem Haus betrunken in den Rinnstein geworfen, und er hört welche flüstern: jetzt stich – stich du. Er flieht. Er verliert die Arbeit. Er flieht aus der Schönherz-Wohnung, obwohl die Frau ihn halten will. Sie sieht der Anna ähnlich, sie verbirgt etwas.

Anton kommt auf die Polizei. Er muß zuhören, was ihm alles vorgeworfen wird und was die Seidel über ihn bereits ausgesagt haben. Aus dem Hospital wird Anton von Schönherz abgeholt. Der bringt ihn auch zu dem Schiff, das nach Hamburg fährt. Auf dem Schiff versucht ein Seidel, als Steward verkleidet, sich an ihm zu vergreifen. Anton hat jetzt zum ersten Mal klar die Überzeugung, daß er nicht mehr heil nach Komotau zurückkehren wird. Dem Steward aber kann er noch entkommen. Er wird durch Hamburg gejagt, ehe er in den Eisenbahnwagen nach Breslau steigen kann. Er hört, wie die Schaffner im Zuge sich etwas über ihn zuflüstern. Er kommt aber in Breslau an. Er irrt nachts durch die Straßen. Er sieht die Portiers in den Eingangstüren der Hotels, verkleidete Seidels. Sie pfeifen sich zu. Ein Mädchen spricht ihn an. Sie bringt ihn unter. Im Zimmer sieht er, daß er in einer Falle ist. Er hat kein Geld. Das Mädchen läuft schreiend davon. Er wird kämpfen und sich verteidigen. Die Hotel-Leute kommen. Er schießt durch die Tür mit dem Revolver, den er sich in Breslau gekauft hat. Ein Seidel, steifer Hut mit einer schmalen Krempe, versucht über eine Leiter von draußen ins Zimmer zu dringen. Anton schießt – das tut ihm wohl, ein letzter tiefer Atemzug in voller Befriedigung. Vom Korridor aus schlagen die Polizisten die Tür ein. An der Spitze der Eindringenden sieht er den dicken Wirt und

schießt – dann bricht alles zusammen. Etwas zerschmettert ihn, stampft ihn zu Brei. Und viel später liegt er im Krankenhaus und muß zur Decke emporstarren: die Seidel kommen und gehen. Bis er in Troppau landet.

Das ist kurz die Geschichte. Dazwischen liegt, ausgesprochen in der Atmosphäre und nicht mit Worten: die Revolte. Alle gegen einen und einer gegen alle. Es hat sich mir tief eingeprägt und ich habe die ganze Zeit versucht auszusprechen, was Anton Grosz nicht lösen konnte aus dem Bewußtsein, um es in Worte zu bringen. Die innere Spannung, ehe sich das Wort formt, hat ihn überwältigt. Er hat sich aufgegeben, nachdem er aufgegeben worden ist. Mag sein, daß ich es etwas leichter habe. Ich bin auch einige Schritte weitergekommen, aber wir werden vor der gleichen Wand enden. Ich wußte, daß wir mehr sind als nur Brüder und Schicksalsgenossen und sein werden: wir sind eins.

Daß sich Anton nicht verständigen kann, daß niemand da ist mit einer Erklärung, einem Zuspruch und Hilfe – er braucht keine Hilfe. Wozu noch Verständnis, wozu noch Wärme – sei wie die anderen. Sie haben es nicht zugelassen, die anderen und diejenigen, an die er sich erinnert und die sich bemerkbar machen werden, auch wenn er sie zu vergessen beginnt, die Frau, die Kinder, die Respektspersonen und der Schwager des Schönherz, der noch in Komotau wohnt und an den er von Breslau aus geschrieben hat.

So stirbt man nicht. Ich werde trotzdem nicht sterben. Das Lebende im Einzelnen ist Teil einer ungeheuren Kraft, die sich frei macht – wann? Wer weiß das und kümmert sich darum – und alles ringsum zerstören wird, solange der Einzelne noch in der brüchigen Schale unseres Menschendaseins steckt.

III

Zwischen der Ketten- und Margareten Brücke in Budapest liegt auf der Budaer Seite der Donau ein kaum von Fremden betretenes Wohnviertel, vernachlässigt von der Stadtverwaltung, die engen Gassen einer typischen Residenzstadt der alten österreichisch-ungarischen Monarchie, verstaubte Geschäftsläden, die Hausbewohner in der Mehrzahl kleine Beamte, ängst-

liche und scheue Kinder, denen es scheints verboten ist auf der Straße zu spielen. In diesem Viertel hatten die Pfeilkreuzer ihr Hauptquartier, eine Abart der deutschen Nationalsozialisten vermischt mit einer Dosis von ungarischer National-Mystik. Von der deutschen Okkupation mit Mißtrauen behandelt, von den ungarischen Behörden unterdrückt, führten die Pfeilkreuzer ein illegales zwielichtiges Dasein in Kellern, die zu Stützpunkten ausgebaut waren, manchmal untereinander verbunden wie Katakomben. In einem solchen Keller war ein kleines Podium vorhanden, von dem aus der Redner seine Zuhörer angefeuert haben mag; dahinter das Bild von Szalasy, dem Führer, umgeben von mystischen Symbolen der ungarischen Freiheit. Mit dem Zerfall der Front im Oktober 1944 waren die Pfeilkreuzer an die Macht gekommen. Die deutsche Besatzungsmacht hatte keine Einwendungen. Für die Deutschen war es gleichgültig geworden, wie sich schließlich das weitere Schicksal Ungarns gestalten wird. Die Pfeilkreuzer starteten mit einer Terrorwelle von phantastischem Ausmaß. Wildgewordene Kleinbürger brachten sich gegenseitig um, aus Pflicht und aus Weltanschauung, aus persönlicher Rache oder sonstigen Zufälligkeiten; in der Ferne war bereits der Kanonendonner der heranrückenden Russen zu hören; inmitten des viele Wochen währenden Durchzuges der zurückflutenden deutschen Balkan-Armeen, einem Völkergemisch von Landsknechten, die nur zu bereit waren, so nebenbei ein wenig mitzumorden und mitzurauben.

Ich erwähne das hier alles, um die allgemeine Atmosphäre wiederzugeben. In dieser Zeit benutzten die Pfeilkreuzer die Versammlungskeller als Gefängnisse, bestimmt, die auf der Straße Aufgegriffenen und Verschleppten einer geordneten Gerichtsverfolgung zu entziehen. Anfragen nach vermißten Personen konnten von den offiziell noch amtierenden Behörden dann wahrheitsgemäß beantwortet werden, daß der Vermißte in den Listen der Polizei und der Gefängnisverwaltung nicht geführt ist.

In einem solchen Keller wurde ich eines Nachts eingeliefert, nachdem ich aus meinem Hotelzimmer am gleichen Morgen herausgeholt war von einer Bande von Bewaffneten in einer Art Uniform. Wahrscheinlich hatten die Pfeilkreuzer meinen Umgang seit langem beobachtet. Ich arbeitete damals für eine

Schweizer Transportversicherung und hatte guten Zugang zum Schweizer Konsulat. Kommunisten gab es in diesem Jahre in Ungarn kaum. Später beim Einmarsch der Russen in Budapest bildeten sich die ersten ungarischen kommunistischen Cadres aus den Pfeilkreuzern. Sollten wirklich noch Reste der früheren ungarischen kommunistischen Partei in Ungarn vorhanden gewesen sein, so waren diese schon früher von den Pfeilkreuzern umgebracht worden.

Den Tag über hatte ich in einem Stützpunkt gesessen, ohne daß sich jemand um mich gekümmert oder mir auch nur geantwortet hätte, was man von mir wolle. Nachts war ich dann mit einem Dutzend anderer Opfer in den Keller gebracht worden. Wir waren aneinander gebunden mit Stricken an Händen und Füßen in der Art, wie die Ungarn das Vieh in die Schlachthäuser treiben.

Ich muß heute sagen, daß ich keine Klarheit darüber habe, was mich überhaupt veranlaßt hatte in Budapest zu bleiben. Ich hätte längst früher weggehen können, ich hätte fliehen können oder mich im Lande irgendwie verstecken. Weder für das eine oder andere war für mich ein besonderer Anlaß vorhanden – ich vegetierte schon seit dem Einmarsch der deutschen Truppen im Oktober 1943 nur so dahin, persönlichen Konflikten unterworfen, Gefangener vager Hoffnungen und nichtssagender Verpflichtungen, die ich weder lösen konnte noch wollte, Selbstbeobachter eines raschen moralischen Verfalls, auch meines eigenen.

Nachdem es mir mit so großer Mühe und Geschick gelungen war, den Fangnetzen des deutschen und ungarischen Sicherheitsdienstes und der Gestapo zu entgehen, war ich also schließlich in die Hände der Pfeilkreuzer gefallen.

Wir blieben den folgenden Tag über im Keller und auch die letzte Nacht – die Gerüchte gingen, daß wir den Morgen darauf erschossen werden sollten, Saboteure an der Wehrkraft des ungarischen Volkes. Die meisten, auch Frauen darunter, waren irgendwie verhört worden, Preistreiber und Spekulanten, Devisenschieber, serbische Spione, der Inhaber einer Autoreparaturwerkstatt, den ich sogar persönlich gelegentlich in der Bar des Grand Hotel gesehen und wahrscheinlich auch gesprochen hatte, versuchte mich hier anzusprechen, aber ich erinnere mich nicht mehr, was ich ihm geantwortet haben sollte.

Gesprochen wurde sowieso nichts, nur das gelegentliche Rülpsen der beiden bewaffneten Wächter, Typ Hausmeister, die anscheinend betrunken waren und durch Rückgriff auf die Flasche in der Rocktasche sich betätigten noch betrunkener zu werden. Wir bekamen nichts zu essen, hatten keine Gelegenheit etwelche Bedürfnisse zu verrichten – es hätte sowieso keinen Zweck mehr, ließen uns die Wärter wissen. Wir hockten auf der Erde, lagen lang auf den paar Bänken, die vor diesem Podium aufgestellt waren, von dem aus der Gruppenleiter seine Horden angefeuert haben mag, oder standen an das Podium gelehnt. Gesprochen wurde nichts und keiner nahm von dem anderen Notiz. So war das.

Ich füge hier ein, und das ist das Entscheidende für diesen Akzent, daß ich völlig leer an Gedanken, Reaktionen, Perspektiven und Erwartungen, Befürchtungen und alles das gewesen sein muß, bereits schon nicht mehr vorhanden. Keine Wirkung mehr eines besonderen Schocks, keine Furcht vor einer Endkatastrophe, keine Vorstellung von einem Hinrichtungskommando und ähnlichen Phantasien. . . einfach nichts, die große und völlige Leere, das Ende ohne Abschied. Der Treibstoff, der die innere und äußere Geschäftigkeit in Bewegung hält, die Gedanken, die Phantasie und das was den Menschen reden macht, war ausgelaufen, hatte sich erschöpft, war eben nicht mehr vorhanden. Nicht einmal daß es mir besonders bewußt geworden wäre – es war eben aus. Es war das Ende. Aber war das Ende nicht schon viel früher? Schon viele viele Jahre zurück, bei all den Abenteuern, bei denen ich noch gerade so davon gekommen bin? Dann wäre ich die größte Zeit meines Lebens schon nicht mehr dabei gewesen? – (Der Gedanke hat manches für sich und würde eine Menge erklären.) Eine Tür ist so lange offen gestanden und fällt erst später ins Schloß; aber es ist niemand mehr dahinter, der zu schützen wäre; schon die längste Zeit nicht.

Es gehört zu den angenehmen Erinnerungen, daß Tagträume geeignet sind, alle äußere Geschäftigkeit und Dynamik einzuschränken. Solche Träume stellen ein sich fortpflanzendes Echo dar mit der Mahnung sich umzubringen, auf der Stelle. Nicht genug daß die Volksgenossen, die Kameraden und Freunde, die Partner und die sonstigen Umwelt-Charaktere, von den Behörden schon ganz zu schweigen, alle darauf aus

waren, mich zur Strecke zu bringen, mir die Lektion zu erteilen, die einzige, die man nicht mehr vergißt, wenn dann schon nichts mehr zu erinnern ist – übrigens ist die Abwehr gegen diese Absicht das einzige, was mich wahrscheinlich so lange am Leben erhalten hat – ich selbst konnte mir in all den Jahren nichts Glücklicheres vorstellen als mich selbst umzubringen: zerstampft, zerschmettert, runtergestürzt in den Abgrund, an der Dachrinne hängend, auf der Flucht versteht sich, die Dachrinne bricht, bricht runter und im Fallen . . . so bunt läßt sich das ausschmücken. Es ist jedesmal ein echtes Glücksgefühl, ein Überschwang an Glück, dem ich keinen anderen Ausdruck geben kann, der wahre Erfolg aller Bemühungen, kein anderer Wunsch als auf der Stelle erschossen werden. Ich weiß, daß ich mit diesem Bekenntnis nicht allein bin. Teil eines aktiven Lebens; jeder kann das bei sich feststellen.

Bis zu dieser Stunde und dieser Situation im Budaer Pfeilkreuzerkeller hatte die Chance einer Katastrophe immer eine gewisse Würze. Es war Spaß, der Wagen schob sich weiter. Das Zerren an der Kette, die Revolten, die Selbstzerstörungen – schwindende Vorstellungen in der Erinnerung, Phantasiegebilde eines Jugendlichen, den niemand hat richtig auswachsen lassen. Überschattet werden diese Vorstellungen, die nur für einen anderen Zuschauer im Reflex vorhanden gewesen sein mögen, von der Wirklichkeit dieses Kellers.

Du läßt die Frau im Stich. Du hast sie gezwungen dich aufzugeben. Es ballt sich zusammen als ein magischer Fluch, der über die Jahre des Verfalls schwebt und immer fühlbarer werden wird jede Stunde weiteren Vegetierens, ohne Vergebung und ohne Reue, eiskalt und beinahe auch ohne Interesse in der Abstufung des Verfalls. Zerbrochen den letzten Halt, die Zugehörigkeit, Liebe und Zärtlichkeit derjenigen, die noch um dich sind. Wo Leben ist, mag noch ein wenig von dem Feuer glimmen. Wo immer es aufflackern wird, du wirst es auslöschen, niederhalten, ersticken. Das ist es, das wirkliche Ende – alles andere ist vorgeschoben, eine feige Ausrede: der Krieg, Konzentrationslager, die Verfolgung, die Sucht nach Demütigung und Erniedrigung, die der Einzelne für seine Selbstzerstörung braucht und hervorruft – du hast es so gewollt, du willst es auch hier. Es prägt sich tief ein in die Erinnerung, falls man überhaupt Wert legen würde. Und für was? Irgendein Ziel, eine

Illusion? Auch in der Illusion ist bereits der gleiche Wurm, das Mißverständnis, die Leere. Gleich zu sein dem nächsten Mann auf der Straße, unerträglich in seinen Gewohnheiten, unscheinbar in seinen Katastrophen, verloren in seine Angst vor der Vergeltung. Auch das ist dir verwehrt, die Gnade der Angst.

Es wird kaum jemanden besonders interessieren, das Weitere zu hören. Es ist auch vollkommen unwichtig. Ich muß es nur beenden: es war da eine schwere Eisentür. Früher wahrscheinlich ein Kohlenkeller, der Zugang gegen Eindringlinge von außen entsprechend gesichert. Einer der Gefangenen hatte sich die längste Zeit an der Eisentür zu schaffen gemacht. Die Wächter dösten über einem offenen Kohlenfeuer. Es war kalt. Der 26. November 1944. Mit einem Knall sprang die Tür auf. Niemand rührte sich, nicht die Wächter, nicht die Gefangenen; bis auf den einen, der mit dem Knall zugleich entwichen war. Mich traf der kalte Luftzug von draußen, beinahe widerwillig torkelte ich auch hinaus, ins Freie. Auf die Straße, in die kalte Novembernacht. Und kam in ein neues Leben, das sehr schwer anlaufen wollte, eigentlich unwirklich, so weit meine Person, meine Eingliederung in das Dasein und meine Achtung von mir selbst davon betroffen ist.

DADA KOMMT IN DIE JAHRE
Raoul Hausmann zum Fünfundsiebzigsten

In diesem Frühjahr vollendet Raoul Hausmann in Limoges (Frankreich) sein 75. Lebensjahr, der große und sicherlich entscheidende Anreger im deutschen Zweige des Dadaismus. 1917 gründete Hausmann in Berlin den Club Dada, einem Vorschlag von Emissären aus dem Züricher Cabaret Voltaire folgend, die zu dieser Zeit inzwischen nach Berlin hinübergewechselt waren. Er konnte sich dabei auf eine Gruppe von Schriftstellern und Graphikern stützen, die sich um die Publikationsfolge „Die freie Straße" zusammengefunden hatten und jetzt unter dem Einfluß von Hausmann den Kodenamen „Dada" übernahm.

Die „Freie Straße" weniger eine Zeitschrift als eine Folge von Pamphleten, wurde begründet von Cläre Jung und zählte zu ihrer Prominenz den Lyriker Richard Oehring wie den Maler Schrimpf, alles Leute, die von den Militärbehörden gesucht wurden. Die Publikation wurde über Wasser gehalten in der Übernahme des Drucks wie der Zuteilung des Papiers durch die Pfemfertsche „Aktion".

Raoul Hausmann stellt in einem 1959 in Paris erschienenen Erinnerungsbericht „Courrier Dada" verschiedene Mißdeutungen richtig, die sich in späteren Schriften zur Naturgeschichte des deutschen Dadaismus finden. Zudem wird im Herbst dieses Jahres in London der umfangreiche Briefwechsel zwischen Hausmann und Schwitters über den Zerfall des Dadaismus in Deutschland veröffentlicht werden. Der französische Katalogist Poupard Lieussou vergleicht den deutschen Dadaismus in den letzten Jahren des Ersten Weltkrieges mit der französischen Widerstandsbewegung im Zweiten Weltkrieg, weniger seiner effektiven Wirkung und der Breite nach als dem Ziel, die Autorität der Regierung Kaiser Wilhelms auf allen Sektoren, einschließlich demjenigen von Kunst und Wissenschaft, zu untergraben und durch Auflösung der gesellschaftlichen Bindungen das Ende des Krieges mit beschleunigen zu helfen. Hier setzt auch der autobiographische Roman ein, an dem Hausmann seit 30 Jahren arbeitet, der oft bereits abgeschlossen, immer von neuem wieder schärfer profiliert wird.

Die Dadaisten, das sind die heutigen Veteranen der Dada-

Bewegung, lassen sich teilen in zwei Gruppen: die eine, das sind die Millionäre, die Arp und Tristan Tzara und deren bedienstete Gefolgsleute – die andere, das sind die Hungerleider, die Wohlfahrts- und Rentenempfänger, Raoul und seine Freunde, Emil Szyttia, Buchhändler Fritz Picard, Huget, der Herausgeber des Dictionaire Dada und manche andere, die den Namen mehrfach gewechselt haben und deren neue Namen mir entfallen sind. Zwischen beiden Gruppen haben die guten und engen Beziehungen niemals aufgehört; sie ergänzen sich.

Die Editions Seguir, der Verlag des Dictionaire Dada, wird zu Ehren von Raoul Hausmann ein Bankett veranstalten, zu dem alle heute noch aktiven Dadaisten eingeladen sind, ebenso wie die Inaktiven, die den Maden in einem guten Roquefort zu vergleichen sind. Sie geben diesem Käse erst die spezifische Milde, die über alle Kulturgebiete sich auszubreiten beginnt. Die Pariser Zeitschrift „Phases" wird mit der Mailänder Avantgarde „Esperanza Nuova" eine gemeinsame Festzeitschrift vorlegen, in der Raoul Hausmann sein dreizehntes Manifest erstmalig der Öffentlichkeit unterbreiten wird: „Die Hundertjährigen an die Front!"

Ursprünglich war beabsichtigt, dieses Bankett als eine Spitzenkonferenz Dada am gleichen Tage und am gleichen Ort zu veranstalten wie die vor einiger Zeit noch allenthalben diskutierte politische Gipfelkonferenz. Da aber mit dieser Konferenz kaum mehr zeitgerecht zu rechnen ist, wird das Institut Dada, das auf dem Pariser Bankett aus der Taufe gehoben werden soll, statt dessen Einladungen an die internationalen politischen Spitzen nach Paris ergehen lassen, versehen mit einem Leitfaden für den Gebrauch von dadaistischen Laut-Konstruktionen. Die „Phases" werden zugleich eine Bild-Ausstellung der neuen Produktion Hausmanns aus den letzten Jahren veranstalten, die Hausmann selbst als „abstrakten Impressionismus" bezeichnet; etwa ein Dutzend Bilder, in denen die Farben explodieren.

Was wird weiter werden? In dem Briefwechsel mit Schwitters verficht Hausmann eine seiner bevorzugten Thesen: die Reform der Herrenmode. Er hatte Ende der zwanziger Jahre in Berlin die Möglichkeit, diese Reform aus der Theorie in die Wirklichkeit unzusetzen. Es wurde ein Atelier gegründet, die Mittel kamen von dem Schwiegervater, dem Berliner Bankier

Mankiewicz. Allgewaltiger der Deutschen Bank, dessen Tochter Hausmann inzwischen geheiratet hatte. Die Dynastie Mankiewicz, ein Cousin aus der Wiener Zweiglinie ist heute der bekannte Filmproduzent und Regisseur in Hollywood, wagte sich indessen nicht zu weit vor. Die Zuschüsse flossen spärlich und hörten bald völlig auf. Dada und Deutsche Bank vertragen sich nicht auf gleicher Ebene, das Atelier ging pleite.

Raoul Hausmann stammt in direkter Linie, ein Urgroßneffe, von dem Baron Hausmann in Straßburg ab, dem Finanzier der Napoleonischen Kriege. In dem schon erwähnten Manifest der Hundertjährigen, dessen detaillierter Text allerdings für die Publikation noch nicht freigegeben werden kann, heißt es an einer Stelle: „Wir sind für den Krieg. Für den Krieg in jeder Form und für alles, was sich als Krieg bezeichnen läßt. Wir brauchen allerdings nicht die Atombombe, die einige von den Preisgekrönten erfunden haben. Wir bringen die Leute auch so um . . . und dafür brauchen keine Steuern bezahlt zu werden.

Zur Ehre von Hausmann sei dies gesagt. Ein En Avant Dada. . .Dada ist in die Jahre gekommen.

DAS TRAGISCHE SCHICKSAL DES DR. WILHELM REICH
Im Dschungel der Grenzgebiete der Biosophie

Am 11. März 1957 unterzeichnete ein Mann in Portland im amerikanischen Staate Maine seinen letzten Willen, in dem es heißt: „Um die Wahrheit über mein Leben und mein Werk nach meinem Tode gegen Verdrehungen und Verleumdungen zu sichern, bestimme ich, daß alle Dokumente über meine Forschungen und Experimente, die Manuskripte und die Tagebücher, die Vergleichsreihen in meinem Archiv und die Kranken-Journale meiner Patienten in Gegenwart einer Amtsperson versiegelt werden sollen, um mein Werk vor Zerstörung, willkürlicher Veränderung, falscher Interpretation durch Auslassungen und Zusätze zu schützen. Diese Hinterlassenschaft soll eingebracht werden in einen Trustfond, aus dessen Erlös die gesetzgeberisch verankerte Sicherheit für Kinder überall in der Welt gefördert werden soll, ebenso wie die freie ärztliche Hilfe für Erwachsene, die aus beruflichen, erzieherischen, sozialen und anderen Gründen in seelische Not und darin begründete Krankheit geraten sind. Der Trustfond soll gehalten sein, alle Aufzeichnungen, Tagebücher, Vergleichstabellen und Zeichnungen, die zur Entdeckung der Lebens-Energie führen und führen werden, der Vorgeschichte ihrer Entwicklung, der Einheit und Gleichheit ihrer physiologischen und psychischen Bindungen, den daraus sich ergebenden Funktionen im Leben des Einzelnen, der Lebensgemeinschaft sowie der Gesellschaft – für die nächsten 50 Jahre unter Verschluß zu halten, um jeden Versuch einer Verfälschung aus der Gegenwart heraus zu verhindern."

Drei Tage später trat der Unterzeichner dieses Testaments eine Gefängnisstrafe in Portland an – 2 Jahre Gefängnis wegen Ungehorsams gegen eine gerichtliche Verfügung (die Höchststrafe für contempt of court), von denen er allerdings nur 18 Monate verbüßt hat; er ist im Gefängnis gestorben.

Es handelt sich um den Psychoanalytiker Dr. Wilhelm Reich, unbestritten der genialste wenn auch eigenwilligste Schüler von Sigmund Freud, der dessen Werk am konsequentesten weiterentwickelt hat, ohne sich, wie C.G. Jung, Alfred Adler und mancher andere, von dem Meister spektakulär zu trennen.

Die Tragödie dieses Wilhelm Reich soll hier dargestellt werden, sein äußerer Lebensweg, seine Arbeiten und die von ihm daraus entwickelten Folgerungen; Folgerungen, die über seinen ursprünglichen Arbeitskreis hinauszugehen scheinen; und schließlich auch seine Irrtümer, Irrtümer, von denen der letzte und entscheidende der gewesen ist, daß er glaubte, sich auf die Freiheit stützen zu können, die Freiheit des Gedankens, die Freiheit der Forschung und die Freiheit am wissenschaftlichen Experiment. Reich hat diese Freiheit gesucht – in den Hörsälen der Universitäten, im Kreis seiner Hörer und wissenschaftlichen Mitarbeiter und, in Opposition gegen Hitler, in Verbindung zur kommunistischen Partei, später in Skandinavien und schließlich in Amerika, dem Lande der Freien, wie es in der Nationalhymne heißt. Das war sein Irrtum. Er hat die Freiheit nicht gefunden; er ist daran zugrunde gegangen, voll bewußt und mit offenen Augen, ohne Illusionen – diese Haltung charakterisiert sein Leben und sein Werk; es ist davon erfüllt, von dem Bewußtsein, geopfert und vernichtet zu werden. Unter dem tödlichen Schweigen seiner engeren Fachgenossen, der feindlichen Ablehnung der verwandten Wissenschaften, in deren Bereich seine Versuche und Forschungen hinübergreifen.

Mit dem Prozeßverfahren vor dem Gericht in Maine, bereits eingeleitet 1954, dem ein Verbot seiner weiteren Forschungen an den kosmischen Energie-Gesetzen, schließlich sogar eine Beschlagnahme seiner Bücher und das Verbot weiterer Drucklegungen vorausgegangen war, schien für die breitere Öffentlichkeit der Fall Wilhelm Reich erledigt. Aber das schien nur so. Unmittelbar nach seinem Tode erhob sich ein Proteststurm unter englischen Ärzten und Erziehungswissenschaftlern, die zur Gründung einer englischen Studiengesellschaft und der Herausgabe eines Wilhelm-Reich-Memorial geführt hat. Auch in anderen Ländern bereitet sich etwas ähnliches vor, selbst in den Vereinigten Staaten, wo abgesehen von der Freigabe der frühen Schriften Wilhelm Reichs durch das Gericht, ein Reich-Museum in der Bildung begriffen und die Weiterarbeit an den Forschungen Reichs gesichert ist durch die Gründung eines Interscience-Research-Instituts in New York. Diese bereits größere Ausmaße annehmende Bewegung, die die Anerkennung Wilhelm Reichs, seine wissenschaftliche Rehabilitierung sozusagen, zum Ziele hat, ist auch der Grund, warum einem

deutschen Hörerkreis etwas ausführlicher Leben und Werk Wilhelm Reichs vorgestellt werden sollen.

In Deutschland ist Wilhelm Reich, selbst innerhalb der engeren wissenschaftlichen Fachkreise, kaum beachtet worden. Das kommt vor allem daher, daß seit den dreißiger Jahren keine Arbeit von Reich mehr nach Deutschland gekommen oder selbst in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Wer von den an der Forschung interessierten Psychoanalytikern unter dem Nationalsozialismus noch im Amt und im Lande geblieben war, konzentrierte sich auf die ärztliche Therapie und war bemüht, sich aus der internationalen Diskussion um die Erweiterung der Psychoanalyse auf andere Disziplinen der Naturwissenschaft, wie der Biologie und der Physik, tunlichst herauszuhalten. Auch die sehr umfangreiche Korrespondenz in den internationalen Fachzeitschriften, die sich mit den Reich'schen Untersuchungen und Hypothesen beschäftigt hat, ist unter Hitler nicht mehr in den deutschen Sprachbereich gelangt, sie ist zumindest nicht mehr als Basis für eine eigene Stellungnahme ausgewertet worden. So entstand die merkwürdige Situation, daß die an und für sich schon wenigen deutschen Psychoanalytiker, die nach 1945 aus der Emigration nach Deutschland zurückgekehrt sind, es vermieden, das Problem Wilhelm Reich dem inzwischen gröberen Disziplinen eingeordneten wissenschaftlichen Nachwuchs an Analytikern, Psychiatern und Psychologen zur Diskussion zu stellen. Sie hatten dazu auch vorher, als die Kontroverse um Reich sich dem Krisenpunkt näherte, drüben in England, Amerika oder sonstwo in der Emigration nicht Stellung genommen. Und es versteht sich beinahe von selbst, daß die Naturwissenschaftler allgemein, die Biologen, Physiker und Soziologen, die Ärzte, deren Praxis ihr Schwergewicht auf somatische Therapie legte, diese alle, die das Gros in der Vernichtungskampagne gegen Reich gestellt haben, ein originales Interesse an den Arbeiten Wilhelm Reichs in der jüngeren deutschen Wissenschaft nicht haben aufkommen lassen.

Sich mit Reich zu beschäftigen, heißt in der Beobachtung des Naturgeschehens von neuem zu beginnen, sowohl allgemein, wie auch übertragen auf die Konstitution des Menschen, die körperlichen und seelischen Funktionen, deren Reaktionen eine unlösliche Einheit im Menschen, in der Natur und im

Kosmos bilden.

Dazu erscheint heute kaum mehr Zeit, am wenigsten in der wissenschaftlichen Welt, die hypnotisiert und im tiefsten beunruhigt und gelähmt zwar auf die animistische Entschlüsselung des Universums blickt, ohne aber zu bedenken, daß der Mensch an allen seinen Lebensfunktionen, in seinen gesellschaftlichen und sonstigen Bindungen als ein integraler Teil dazugehört; eine Tatsache, die – um mit Reich zu sprechen – eigentlich erst die Voraussetzung für diese Entschlüsselung ist. Damit ist bereits im Kern vorweggenommen, worüber jetzt gesprochen werden soll.

Ich hoffe, es ist einzusehen, warum ich erst jetzt der Mehrzahl der Hörer, die vielleicht noch nie von diesem Dr. Wilhelm Reich gehört haben, einiges zur Person und zum mehr technisch-biographischen Ablauf seines Lebenswerkes bringe. Sein Leben und sein Werk, das äußerliche wie die daraus sich entwickelnden Perspektiven: – Reich hat dies Werk, seine Untersuchungen, die Erkenntnisse, Entdeckungen, die daraus gewonnenen Hypothesen mit seinem Leben bezahlt. Man kann darüber kaum anders etwas sagen, als daß man seinen Lebensweg beschreibt, das tragische Ende, das ja noch nicht solange zurückliegt, kaum 5 Jahre, daß man hinweist auf die gegen ihn von der Wissenschaft, den Autoritäten (und wer immer einen Stein aufzuheben in der Lage war) entfesselten Hetze, die private Kreuzigung und die allgemeine Diffamierung – Reflexe auf unser Dasein, auf die Gesellschaft und auf die Lebensfähigkeit des Einzelnen im Glück und im Unglück. Daß sich aus all diesem gewisse Gesetzmäßigkeiten ergeben, darüber werde ich am Schluß sprechen.

Wilhelm Reich, geboren 1887, stammte aus einer begüterten Landwirtsfamilie im österreichischen Burgenland. Der Vater starb 1914 und der Junge, damals noch die Oberschule besuchend, mußte den Betrieb weiterführen, sich nebenbei auf die Universität vorbereitend. 1915 wurde er ins Heer eingezogen, und blieb Soldat bis zum Ende des Krieges. Studierte danach Medizin an der Wiener Universität, spezialisierte sich nach beendetem Examen auf Neurologie und Psychiatrie, wurde 1924 als erster klinischer Assistent in die Psychoanalytische Polyklinik Dr. Sigmund Freuds berufen, avancierte 1928 zum Direktor der Klinischen Abteilung und folgte dann 1930 einem

Ruf an die Psychoanalytische Klinik in Berlin, wo er zugleich in der medizinischen Fakultät der Universität unterrichtete.

Reich hatte die Überzeugung gewonnen, daß eine ins Soziologische übergreifende Psychoanalyse die Plattform bilden könnte für eine Reform der Gesellschaft und eine Intensivierung der menschlichen Beziehungen. Reich hatte sich auf Grund dieser Annahme Ende der 20iger Jahre der Kommunistischen Partei angeschlossen.

Er mußte schon nach kurzer Zeit die Enttäuschung erleben, daß der obere Funktionärs-Apparat nicht nur seinen Bemühungen um ein tieferes Verständnis der Lebensformen unserer Existenz, für die er Kurse innerhalb der Jugenbewegung eingerichtet hatte, kein Interesse entgegenbrachte, sondern sie auch unter völliger Mißverkennung und falscher Interpretation als Verstoß gegen die Parteidisziplin denunzierte und das, was Reich aus dem sich bereits abzeichnenden biologischen Energie-Gesetz als Sexual-Ökonomie umschrieb, in Libertinage und Obszönitäten umdeutete. Den gleichen Mißdeutungen ist Reich bis zum Ende seines Lebens seitens der Mehrzahl seiner Fachkollegen ausgesetzt gewesen.

Reich gab seine Stellung an der Berliner Universität auf. Er wurde aus der Partei ausgeschlossen und so schon Ende 1932 in die Emigration getrieben. Von seinen ehemaligen Parteigenossen ist er seitdem mit einem fanatischen Haß verfolgt worden.

Reich emigrierte nach Norwegen. Die Universität in Oslo hatte ihm Asyl angeboten. Er unterrichtete im Psychologischen Institut der Universität. In diese Jahre fallen seine biophysikalischen Forschungen, die anschließenden Versuche, das Geheimnis der Lebensfunktion, die Lebensenergie, den Rhythmus der Schöpfung im Wesen der Zelle wie im Kosmos zu entschleiern. Bei all seinen weitgreifenden Gedanken-Assoziationen (die oft ins Uferlose zu verlaufen scheinen) verlor Reich niemals das ursprüngliche Ziel, die Möglichkeit einer therapeutischen Anwendung neuer Erkenntnisse zu untersuchen: für die Gesellschaft und für deren Bestimmung in der Zukunft. In diese Jahre fallen die für die Entwicklung Reichs als Psychoanalytiker entscheidenden Werke: „Die Massenpsychologie des Faschismus" (1933), „Psychischer Kontakt und Vegetative Strömung" (1935), „Experimentelle Ergebnisse über die

Elektrische Funktion von Sexualität und Angst" (1938), „Die Bione" (1938). Sowohl diese Bücher wie zahlreiche Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, die meisten in englischer Sprache, erregten in der Fachwelt, besonders unter den Biologen und Physikern einen derartigen Sturm der Entrüstung und Ablehnung, daß auch die norwegische Fachgruppe, die sich bisher hinter Reich gestellt hatte, sich zu spalten begann.

Reich ging 1939 in die zweite Emigration nach den Vereinigten Staaten, wo er als Professor für Medizinische Psychologie unterrichtete an der von der Carnegie Stiftung ins Leben gerufenen „New School for Social Research" in New York. 1942 gründete er als Zentralstelle für seine experimentellen Forschungen im Staate Maine das Orgon-Institut, auf einem von ihm Orgonon genannten Siedlungsgelände. 1949 wurden die Anlagen von Studierenden und Freunden in eine Stiftung umgewandelt, um die Zukunft der Reich'schen Forschungen sicherzustellen.

Für den Hörer, der mit der Psychoanalyse nicht genügend vertraut ist, muß nachgestellt werden: die Abweichungen Reichs von der Doktrin Freuds haben ihren Ursprung in der Aufspaltung der Libido, des organischen Lust-Triebes, mit dessen Erkenntnis und Freilegung bei Freud die Voraussetzungen für eine therapeutische Behandlung von Neurosen gegeben sind. Reich fand, daß der zweite Eckpfeiler im Freud'schen System, die Todeserwartung, so organisch mit der Libido verbunden ist, daß der Kranke automatisch einen Abwehrschutz gegen Behandlung und Gesundung entwickelt, eine Art Gegenströmung, die nicht mehr einfühlend sondern aggressiv zu behandeln sei. Die Fachwissenschaft hat das Charakter-Analyse genannt; Reich hat sie als erster entwickelt. Reich hat die Kräfte der Anziehung und Abstoßung untersucht, die in der Auslösung im Höhepunkt des sexuellen Lustgefühls im Körper enthalten sind, und die bisher in der Wissenschaft nicht als Funktion des Nervensystems angesehen wurden. Reich folgerte weiter, daß die im Orgasmus zur Spannung und Auslösung kommenden Kräfte nicht allein an die körperlich sexuelle Funktion gebunden sind, sondern auf alle Funktionen in der Muskulatur der körperlichen Organe zu übertragen sind, – eine Folgerung, die zwar schon Freud als eine psychosomatische Aufgabe der The-

rapie vorausgesehen aber nicht weiterentwickelt hatte. Reich begründete damit die Vegetotherapie.

Auf der Basis dieser Erkenntnisse wird ein neues Energie-Gesetz beschrieben, das Reich etwa wie folgt sieht: Mechanische Spannung – Elektrische Ladung – Elektrische Entladung – Mechanische Entspannung. In diesem Rhythmus zeigen sich nach Reichs Auffassung Krankheitssymptome, sobald in dem Ablauf von Spannung und Entspannung Hemmungen auftreten, psychische wie körperliche, im Einzelwesen wie in der Gesellschaft. Später geht Reich noch weiter: das gleiche Gesetz soll für den Lebensraum allgemein gelten, die Atmosphäre und den Kosmos.

Die Ausweitung der Reich'schen Vegetotherapie auf das Gebiet der Soziologie und dasjenige der Physik hatte den Ausschluß Reichs aus der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung zur Folge. Er wurde, wie man so sagt, mit Schimpf und Schande ausgestoßen, ein Abtrünniger, ein Verräter im heiligen Tempel der Fachwissenschaft.

Lassen Sie mich hier auf den Ablauf der Tragödie Reich mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu seinem Werk und zu der von Reich beanspruchten Entdeckung der Lebensenergie unterbrechen. In der Frühzeit der Psychoanalyse wurde als Basis für die therapeutische Behandlung das Heraufheben des Unterbewußten in den Stand des Bewußt-seins und -werdens angenommen. Diese Voraussetzung hat im Laufe der Jahrzehnte eine überaus vielfältige Differenzierung in den Reaktionen und Reflexionen der menschlichen Psyche erfahren, eine zu Beginn noch kaum übersehbare Erweiterung der analytischen Aufblätterung, so vielfältig, wie überhaupt die Erschließung des Bewußtseins, der Beziehungen und Bindungen zur Umwelt nur sein kann.

Diese Grenze, ursprünglich nur als Werkzeug für den Arzt, im Rahmen der Disziplin der ärztlichen Wissenschaft gedacht, verwischt oder erweitert sich sozusagen ins Unendliche, wenn man die Problematik unserer physischen und psychischen Existenz der menschlichen Konstitution ganz allgemein von den Naturwissenschaften angeht, genauer gesagt von der Beobachtung des Naturgeschehens, und zwar unbegrenzt. Das Schwergewicht liegt auf der *Beobachtung* und nicht, worauf noch vorwiegend die naturwissenschaftliche Forschung heute

beruht, *auf Anwendung und Schlußfolgerungen* von Naturgesetzen, die aus Überlieferung oder aus konformer Hypothese als geltend angenommen werden und die obendrein, wie man gerade aus der jüngsten Gegenwart weiß, nur jeweils von einer Entdeckung bis zur nächsten reichen. Darin liegt der Unterschied.

Die Beobachtung fürt zur Hypothese, die wiederum erst durch das Experiment erwiesen oder durch eine weiter greifende Hypothese ersetzt werden muß und so fort. Man bezeichnet dies heute als ein Eindringen der Biologie in alle Disziplinen der sogenannten exakten Wissenschaften, von der Bio-Philosophie bis zur Bio-Physik. Ein solches Vorgehen schließt die Beobachtung aller Einflüsse und Reaktionen eines Beobachtungsobjekts ein.

Für den Artzt handelt es sich immer noch um den Menschen und zwar um den kranken Menschen, der bei dem Arzt als Patient Heilung sucht.

Man beginnt nun erst zu ahnen, daß hier mit der analytischen Aufhellung der Widerstände und Hemmungen eines Neurose-Kranken zum Beispiel die eigentliche Aufgabe nicht beendet ist. Die Forschung geht weiter nach dem Kern und der Wurzel der Krankheit bzw. nach einer klaren Definition: was ist überhaupt Gesundheit? – eine Frage, die bisher die ärztliche Wissenschaft nicht beantwortet hat. Sigmund Freud hat seinerzeit der Tendenz zur ständig tiefer schürfenden Analyse ein Halt geboten mit dem klassisch gewordenen Appell an seine Mitarbeiter: Vergessen Sie nicht, wir sind Ärzte und wollen Ärzte bleiben! Zwar hat Freud selbst sich später über seine eigene Warnung hinweggesetzt, als er das Unbehagen an der Kultur zu analysieren begann. Wilhelm Reich hat sich trotz allem an diese Grundregel gehalten, und hierin liegt die besondere Tragik.

Die Erkenntnisse, die er für sich aus den Beobachtungen des Einzelmenschen geschöpft hat, sind im Kranken-Journal aufgezeichnet und erst von dort aus weiter analysiert worden. Reich hat nichts in philosophische oder sonstwie geisteswissenschaftliche Deduktion verallgemeinert und keine Gesetze aufgestellt. Dort, wo das Gesetzmäßige zu offenbar wird, um einfach ignoriert zu werden, hat er es auf therapeutische Behandlungsmethoden reduziert, das heißt, er geht von der Erkrankung aus,

dem Zustand der Krankheit und bemüht sich um die *Perspektive der Gesundung.* In der Aufzeigung dieser Perspektive liegt das Werk Reichs begründet – der Bewußtmachung der Einflüsse, wo immer sie aufzuspüren und zu analysieren sind und woher sie auch kommen mögen, die Ausdehnung der Persönlichkeitsanalyse auf den Lebensraum, die Lebensrhythmik, die Gesellschaft und schließlich auf das Naturgeschehen schlechthin, das selbst zum Objekt analytischer Beobachtung wird. Beobachtung, Hypothese und Experiment werden immer ein Ziel gemeinsam haben: die Kristallisation eines gesetzmäßigen Ablaufs, das Naturgesetz, dem der Mensch als Lebewesen unterworfen ist. Diesem animistischen Grundsatz, in der Frage nach dem Woher und Wohin unserer Existenz, ist die Geschichte des Menschen seit Anfang der überlieferten 5000 Jahre gefolgt. Die Frage hat sich inzwischen in eine Zahl von Kompromiß-Formeln aufgelöst, von denen alle, die Gesetze der Gesellschaft, der persönlichen wie der gesellschaftlichen Moral, das Glaubensbekenntnis und die geistige Disziplin in den Religionssystemen ihre besondere Bedeutung haben mögen. Die Analyse aber kann in ihnen nicht die letzte Lösung sehen. Sie kann und darf auch, das gilt vor allem für den Arzt, der eine Krankheit diagnostiziert und diese Krankheit zu untersuchen beginnt, nicht im Rahmen einer Anpassung und Gewohnheit stehen bleiben, die den äußeren Lebensprozeß gerade noch aufrecht erhält. In dieses Vakuum, könnte man sagen, – sind die Versuche und Forschungen Wilhelm Reichs mitten hinein gestoßen.

Man wird verstehen, daß hier, wo es darum gehen soll, das tragische Schicksal eines Arztes, des Psychoanalytikers Dr. Wilhelm Reich, sein Leben und Werk, darzustellen und zwar in einem möglichst allgemeinen Rahmen, die gewohnte Technik im biographischen Aufbau versagen muß. Man kann allenfalls verständlich machen, was hat Reich zu erreichen versucht, die Generallinie seiner Experimente und Forschungen. Aber es ist unmöglich in der gleichen Diktion dann fortzufahren und feststellen zu wollen: und was *hat* er erreicht – ?

Der Laie, wenn ich mich selbst einmal so bezeichnen darf, weiß das nicht. Es ist eine Kette von Hypothesen, atemberaubend, in Perspektiven von einer Brillianz, die das Auge eines Einzelnen – im Gegensatz zum Kompromiß der angenomme-

nen Normalfunktion – kaum ertragen kann, noch dazu unter der Gefahr, das unter persönlich oft großen Opfern an geistiger Aufgeschlossenheit und körperlicher Gesundheit erworbene künstliche Gleichgewicht erschüttert zu sehen. Reich verlangt, in die Sprache der Laien übertragen, die Rückkehr des Erwachsenen in den Funktionsstand der Kindheit, das freie Wiedereinströmen von Lebensenergie, das Bewußtwerden jenes übermächtigen und abstrakt eben nicht in Worte zu fassenden Glücksgefühls des Kindes, das in den Mühen um das Gleichgewicht uns verloren gegangen ist, und das wir vergeblich suchen in Notbehelfsvorstellungen.

Er hat den Kontakt dieser Energie, von ihm Orgon genannt, zu dem Menschenwesen und dessen engerer Umwelt als das Naturgesetz von Anziehung und Abstoßung beschrieben, als die Rhythmik von Spannung und Entspannung. Er hat die parallele Energieströmung beschrieben, die aus der Materie, dem Licht und dem Kosmos ausgeht und er hat in dem Kontakt bzw. der Kreuzung beider Energieströme, grob gesagt in der Perspektive, den Schöpfungsakt überhaupt erkannt. Über dessen physikalische Funktionen, die Auswirkungen durch Störungen und Katastrophen, hat Reich zu experimentieren begonnen, er hat die Orgonenergie im Krankheitsbild des Menschen und der fehlgeleiteten Energie der Materie im Weltall und den atmosphärischen Umweltbedingungen, das heißt, der Atomenergie, freigelegt.

Der Laie, der überhaupt bereit ist, dem Tiefgang der Reich'schen Analyse zu folgen, muß das hinnehmen, ohne zu argumentieren. Beweise gibt es nicht als durch die Experimente, die nachgeprüft und immer wiederholt werden müssen. Und gerade das hat das Prozeßverfahren gegen Reich zu verhindern versucht.

Auch die reine Aufzählung der Erklärungs-Hypothesen würde nicht viel nützen. Fast alles, was Reich darüber geschrieben und veröffentlicht hat, ist in der Sprache der ärztlichen Kliniker verfaßt: Aufzeichnungen der Beobachtungen, der Rückschläge und Fortschritte; Hypothesen von deren Ursachen; von der Basis der Lebensenergie, die in ihrem rhythmischen Gesetz gestört und gestaut ist; von der Beseitigung der Störung und der Freilegung des Gesetzes, wovon dann das abhängig wird, was bisher als „Gesundheit" bezeichnet und angenommen wurde.

Mitteilungsblätter für die ärztlichen Kollegen, die wissenschaftlichen Mitarbeiter und für alle diejenigen, die gleich Reich bestrebt sein mögen, nach den letzten Begründungen für den Verfall des Menschenwesens und seiner Umwelt zu suchen, unter den gleichen wissenschaftlichen Voraussetzungen, als Lehrmeinung und Lehrfunktion, und mit dem gleichen Ziel, die Krankheiten, die seelischen wie körperlichen, die Hemmungen, die sich aus der Aufstauung der Lebensenergie-Funktion ergeben, zu beseitigen, zu heilen, zumindest zu erklären und bewußt zu machen. Aus allem diesem heraus entwickelt Reich noch keine Hypothesen, er bringt nur Beobachtungen und registriert die Fakten. Er beschreibt seine Versuche sozusagen handwerklich, er erwähnt die Annahmen, von denen er in der und jener Situation ausgegangen ist. Er berichtet in jedem einzelnen Fall die Ergebnisse und das von Mißerfolgen, falschen Annahmen befreite Teilergebnis, das sich dann vielleicht in der Fülle ähnlich gelagerter Fälle zu einer Hypothese zusammenfassen läßt.

Um ein wenig zurückzugreifen, Reich hat im Laufe von 20 bis 30 Jahren unausgesetzter Forschung über die biologische Energie, in der er den Kern der Sexualfunktion sieht, eine Analyse des Orgasmus aufgestellt, in dessen Ablauf von Spannung und Entspannung er eine offene Manifestation dieser biologischen Energie entdeckt hat. Er hat darauf seine Versuchsserie aufgebaut, die hunderte von Bänden klinisches Material enthält, von dem nur kleinste Bruchteile veröffentlicht worden sind. Die von ihm aus diesem Material entwickelte Vegetotherapie hält Sexualität an die Funktion der Genitalien nicht mehr allein gebunden, wie überhaupt der Sexualakt so gesehen, grundsätzlich und von der naturwissenschaftlichen Analyse aus gesehen, nicht der Fortpflanzung dient.

Die Sexualität wird zum Beobachtungsobjekt als Teil eines Naturgeschehens, dessen Gesetze erst noch fixiert werden müssen. Vorerst zeigen sich aus dem Krankheitsbild des Patienten nur die Stauungen und oft das völlige Ausbleiben dieser biologischen Energiewirkung, die Reich auf die Tabu-Gesetze und Überlieferungen aus dem Sexualakt, die Leere, die Scham und Angst um den Orgasmus zurückführt. Das, was Reich im ersten Jahrzehnt seiner Arbeiten als sexuelle Revolution, als Sexual-Ökonomie umschrieb, ist der Vorstoß zur Befreiung von diesen

Angstvorstellungen, die unsere Moral, die Gesellschaft und das Verhalten in der Lebenspartnerschaft zwischen den Geschlechtern beherrschen und die praktisch nur im Negativen ihre Auslösung finden – in der Pornographie, die überall in der Vorstellungswelt des Einzelnen vorhanden ist.

Ich erwähne diesen Ausgangspunkt der Reich'schen Analysen nur, weil sie zum Charakter der ursprünglichen Meinungsbildung über Reich beigetragen haben, obwohl sie, was die Reichweite der Reich'schen Arbeiten betrifft, kaum eine Rolle spielen. Wo der Begriff Sexualität zu einer pornographischen Assoziation wird, hören Argumente über sexuelle Funktion und Orgasmus auf.

Die Fixierung der biologischen Energie, bisher nur auf die körperlichen und seelischen Schäden in einem Kranken, das heißt, einem funktionsbehinderten Menschen bezogen, geht über auf die Freilegung der Wurzeln, die Beschreibung und Darstellung einer allgemein vorhandenen Gesetzmäßigkeit im Naturgeschehen und schließlich, den Wurzeln des Naturgeschehens folgend, auf die naturwissenschaftliche Analyse des Schöpfungsaktes. Das ist eine logische Kette, und der erste Ausgangspunkt dieser Entblätterung hat automatisch den nächst tieferen zur Folge.

Die tragische Verknüpfung für Reich liegt darin, daß er beim Krankenjournal geblieben ist. Er hat keine neuen Sozialgesetze aufgestellt, keine Verhaltungsmaßregeln dekretiert, das heißt, er ist nirgends aus dem von der ärztlichen Ethik vorgeschriebenen Rahmen hinausgetreten. Seine Kritiker haben das getan, die von überallher zusammengelaufene Meute seiner Gegner. Reich hat lediglich seine Beobachtungen aufgezeigt, den Grad der Verkrüppelung beschrieben, dem das menschliche Glücksgefühl, der biologisch zu wertende Anspruch auf Glück, ausgesetzt ist, den Verlust des Paradieses; er hat weiterhin aufgezeigt die Perspektive der Degeneration in der inneren Konstitution des Menschen wie in seiner äußeren Umwelt, einschließlich der moralischen, politischen, gesellschaftlichen und sozialen Bindungen.

Ich kann hier nur wiederholen, was die engeren Freunde und Mitarbeiter darüber geschrieben haben und bereit gewesen wären, vor Gericht auszusagen, wenn das Gericht überhaupt die Beweisbarkeit der Reich'schen Hypothesen in Zeugenaus-

sagen und Gutachten zugelassen haben würde. Es handelt sich um eine Reihe international anerkannter Wissenschaftler von Rang, die den Versuchen zum Teil persönlich beigewohnt haben. Ist es Reich gelungen, die biologische Energie einzufangen in Partikeln, die er Bionen genannt hat? – ähnlich den Proptazeen in der lebendigen Zelle? Am psychologischen Institut der Universität Oslo haben eine Reihe Mitarbeiter diesen Versuchen beigewohnt. Sie haben in einer Isolierzelle, die gegen die Radiostrahlen der kosmischen Energie abgedeckt war, die Auswirkung der aufleuchtenden Bionen am eigenen Körperversuch gespürt. Aus diesem Experiment ist der Orgon-Akkumulator entwickelt worden, dessen Wände mit Bionen ausgestattet und abgeschützt sind, die der Orgon-Energie für die Krankenbehandlung freie Entfaltung gestatten. Reich hat in diesen Orgon-Akkumulatoren ungezählte Behandlungen von Krebs durchgeführt. Der Erfolg dieser Behandlungen ist nicht nur im Krankenjournal registriert worden, er ist auch von Reich völlig fernstehenden Ärzten und Institutionen in Amerika begutachtet worden.

Hier zeigt sich dann einer der typischen Charakterzüge in der Persönlichkeit des Forschers. Er hat sich dagegen gewehrt, seine so vielversprechende neue Methode in der Krebsbehandlung öffentlich zur Diskussion zu stellen – im Gegensatz zu den Hunderten von Quacksalbern und den Spekulanten im ärzlichen Beruf – weil sein Erfolg in der Behandlung der Krebswucherungen nur ein ganz unwesentliches Nebenergebnis in der weit größeren Aufgabe ist: die Theorie von den biologischen Energiegesetzen unter Beweis zu stellen. Nach Reich entsteht der Krebs durch einen Kurzschluß der biologischen Energie im Körper, die Wucherungen und Zellspaltungen werden durch Stauungen der Orgon-Energie hervorgerufen, durch die Widerstände gegen die Aufnahme und nach dem Gesetz der Unterwerfung, ein gleichermaßen psychischer wie physiologischer Vorgang. Reich hat in den Krankenversuchen die Wucherung zum Stehen bringen können, allein durch die Bestrahlung im Akkumulator, aber er hatte es noch nicht verhindern können, daß nach Wochen oder Monaten der Heilung sich Ansätze neuer Wucherungen an anderen Stellen des Körpers zeigten. Den Grund vermutet Reich in der Allgemeinhaltung des Kranken gegenüber dem biologischen Einswerden mit der Natur,

dem statischen Widerstand und dem allgemeinen Zustand des Menschen in dieser Zeit. Er hat seine Krebs-Forschung nicht abschließen wollen, ohne diese Frage gründlich genug untersucht zu haben. So ist sein Werk über die Krebs-Biopathie, die wahrscheinlich nirgends in der ärztlichen Welt auf Widerstand gestoßen wäre, ein Torso geblieben.

Ich möchte hier daran erinnern, daß vom Staat und von wissenschaftlichen Gesellschaften und Institutionen Millionen von Dollar jährlich für das Studium der Krankheitsbekämpfung, und insbesondere auch für die Krebsforschung zur Verfügung gestellt werden. Reich hat von allen diesen Millionen nicht einen Cent bekommen, allerdings auch nichts ausdrücklich verlangt. Er hat überall seine Laboratorien oft nur mit den gerade notwendigsten primitivsten technischen Ausrüstungen aus der eigenen Tasche bezahlt, aus den Honoraren seiner ärztlichen Praxis.

Die Institute sind stattdessen aufgefordert worden, fachlich zuständige Wissenschaftler zu entsenden, die entweder an den Versuchen selbst teilnehmen, oder diese wenigstens nach der wissenschaftlich exakten Seite hin überprüfen und begutachten sollten. Sie haben darauf nicht reagiert. Die amerikanische Atombehörde hat lediglich Reich und dem Orgon-Institut bescheinigt, daß den weiteren Versuchen über die Entstehung und Wirksamkeit einer Orgon-Energie ein bestimmtes Interesse nicht abzusprechen sei. Für die Haltung der Wissenschaft aber bezeichnend: Albert Einstein hat an Reich geschrieben, er sei an einer persönlichen Teilnahme an den Versuchen über eine Spaltung des Uran Atoms durch biologische Energie nicht interessiert, denn wenn das, was Reich zu zeigen beabsichtige, bewiesen werden könnte, so würde es das Ende der Physik bedeuten.

Was die Reich'schen Versuche anbelangt, so sind sie einer wissenschaftlichen Nachprüfung weit vorausgeeilt. Die Zeugen, die gesehen haben, daß bei Berührung mit einem Orgon-Akkumulator Glühlampen aufleuchteten, die Zeugen, die in der Arizona-Wüste einem Versuch beigewohnt haben, bei dem ein aufziehender Wirbelsturm abgelenkt und aufgelöst wurde, Regen erzeugt ohne Verwendung chemischer Mittel – darüber sind Protokolle der örtlichen Behörden aufgenommen worden – gewiß, alle diese Zeugen können sich geirrt haben. Ihre

fachliche Vorbildung kann jeweils angezweifelt werden, der Mediziner ist kein Physiker und der Physiker kein Soziologe und der Soziologe braucht nichts von Metereologie zu verstehen. Zeugen wie der weltbekannte englische Erziehungswissenschaftler A.S. Neill haben Experimenten mit dem von Bionen umkleideten Akkumulator beigewohnt und darüber geschrieben: eine weit stärkere Elektrizität hätte sich entwickelt als die Volta-Elektrizität. Andere nicht weniger prominente Zeugen haben die Zerstörung, die Spaltung des Uran-Elements in einem Orgon-Akkumulator gesehen, das sogenannte Oranur-Experiment, das übrigens in immer größerem Rahmen über eine Reihe von Jahren im Orgon-Institut wiederholt worden ist, ohne die üblichen technischen Schutzvorrichtungen und Absperrungen; (eines Tages wäre bei dem Mangel an rein technisch physikalischen Vorrichtungen wahrscheinlich einfach das ganze Institut in die Luft geflogen) – so ist es in dem ersten Prozeßverfahren bezeugt worden. Über das Oranur-Experiment sind alle Teilnehmer zum Stillschweigen verpflichtet worden. Die amerikanischen Behörden haben nach dem Prozeß sämtliche Schriftstücke, die Testaufzeichnungen, den Briefwechsel mit den Teilnehmern und selbst private Tagebücher beschlagnahmt.

Hatte Reich zu viel und zu früh entdeckt? Das fragt Paul Ritter in dem englischen Erinnerungsbuch, das er zusammen mit einer Reihe von Freunden und Schülern Reichs 1958 publiziert hat.

In den spärlichen wissenschaftlichen Kommentaren nach dem Prozeß sind auch Andeutungen enthalten, daß die Reich'schen Versuche, eine kosmische Energie in einer zweiten Kontaktströmung mit dem menschlichen Nervensystem nachzuweisen, in der Auswirkung mit anderen Worten: den Körper des Einzelwesens als eine biologische Kraftquelle zu entwickeln und aufzuzeigen, geradezu als eine offene Herausforderung angesehen worden ist an die Geheimhaltung, mit der bisher noch die Atomversuche abgeschirmt wurden. Es könnte als zweckmäßiger erachtet worden sein, die Versuche Reichs, die letzten Endes auf eine Auflösung und Zerstörung der Explosionskraft der Atomelemente hinauslaufen konnten, im Keim zu ersticken.

Ich komme schließlich zu dem Prozeß selbst. Über den

Prozeß, die Vorgeschichte und die Hintergründe ist in der amerikanischen Presse in einer Weise berichtet worden, die jeder wenigstens ungefähr den Tatsachen folgenden Berichterstattung hohnspricht. Die Reporter – Sexualverbrechen, Gangstermorde und sonstige soziale Abweichungen gewohnt, waren von Beginn darauf aus, dem Leser einen Sittenskandal vorzusetzen. Die Entwicklung der Reich'schen Arbeiten waren den Reportern völlig fremd, ein Buch mit sieben Siegeln. Grund genug von einem Propheten von Orgien, einem Zerstörer der Familie, einem politischen Anarchisten zu sprechen. Die Versuche mit der Orgon-Energie wurden als Charlatanerie, ähnlich dem Herstellen von Heilmitteln aus Schlangenöl, bewertet, als Betrug und Bauernfängerei. Es ist niemandem eingefallen, in den Redaktionen der großen Tageszeitungen und bei dem Gros der Leser (bedauerlicherweise ist 1958 eine solche Darstellung auch in eine deutsche Monatszeitschrift gelangt) zu fragen, ob der Anlaß zu dem Skandalthema, worüber die Berichterstattung aufgezogen war, überhaupt mit den Tatsachen übereinstimmte.

Denn in dem Prozeß wurde über die Arbeiten Reichs, über seine Schriften und seine Hypothesen nicht mit einem einzigen Wort gesprochen. Es ist erstaunlich, woher die Reporter ihre Weisheit dann bezogen haben –? Der Richter hat jeden Versuch sowohl der Anklagevertretung wie der Verteidigung, über die Person Reichs zu sprechen, seine Arbeiten und ihre Bedeutung – von vornherein unterbunden, jede Andeutung selbst sofort unterbrochen. Zur Anklage stand lediglich die Nichtbeachtung einer gerichtlichen Verordnung (contempt of court). Zu dieser Verordnung kann gesagt werden, daß sie auf Ersuchen eines Vertreters der General Electric, der amerikanischen Großgesellschaft, von einem Gericht vorher ausgesprochen war und automatisch Rechtskraft bekommen hatte, weil Reich ihr nicht widersprochen hat. Keine Gegenargumente haben vorgelegen, die behandelt hätten werden müssen, von Sachverständigen, Gutachtern auf beiden Seiten und alles das, was zu einem ordentlichen Gerichtsverfahren in einer wissenschaftlichen Streitfrage gehört. Reich war in dieser Verordnung auferlegt worden, künftighin nicht mehr von einer angeblich entwickelten biologischen Energie im Gegensatz zur Atom-Energie zu sprechen, jede Veröffentlichung darüber,

Experimente in dieser Richtung usw. zu unterlassen. Reich hat auf diese Verordnung nicht geantwortet.

Daher dann der Prozeß. Man weiß heute, daß Reich nur hätte Einspruch zu erheben brauchen, um das Verfahren in geordnete Bahnen zu lenken – wahrscheinlich wäre ihm eine Art Vorzensur für seine Veröffentlichungen über die Orgon-Energie auferlegt worden im Interesse der Geheimhaltung der amerikanischen Atomforschung, wahrscheinlich wäre sogar dann auch in der Praxis der Wunsch Reichs erfüllt worden, nach einer fachwissenschaftlichen Nachprüfung seiner Hypothesen.

Hier setzt die tragische Verknüpfung ein, Beginn und Ende der Tragödie um Dr. Wilhelm Reich.

Die wenigen mit der Person Reichs näher vertrauten Personen, die dem Prozeß in Portland beigewohnt haben, berichten, daß Reich alles getan hat, seine eigene Position noch zu erschweren. Trotzdem das Gericht es abgelehnt hatte, wissenschaftliche Probleme erörtern zu lassen, bewegten sich Ankläger wie Zeugen der Regierung oft genug auf der Grenzlinie, wo Reich hätte Begründungen einbringen können. Aber Reich hatte es brüsk abgelehnt, Fragen zu beantworten. Er wollte keine Kompromisse. Er wollte keinen halben Freispruch. Das Orgon-Institut hatte niemanden betrogen. Die Akkumulatoren standen nicht zum Verkauf. Sie wurden an die wenigen ausgeliehen, die ihrerseits Versuche aufzunehmen bereit waren. Es sind keine Formeln verbreitet worden und keine Gesetze als endgültig aufgestellt. Die Reich während des Prozesses geradezu aufgezwungenen Verteidiger hat er ignoriert. Er führte überhaupt keine Verteidigung. Er ging von Beginn an zum Angriff über nicht auf der wissenschaftlichen Ebene seines Werdegangs und seiner Leistungen, von denen der große Teil unbestritten ist.

Stattdessen versuchte er nachzuweisen – eine reichlich abwegige Idee – daß eine Verschwörung im internationalen Ausmaß gegen ihn im Gange sei, gegen ihn und seine zweite Heimat, die Vereinigten Staaten.

Diese Verteidigung hat einen katastrophalen Eindruck hinterlassen. Die Zeichnungen für die Konstruktion des Akkumulators waren jedermann zugänglich. Alle Versuche haben in völliger Öffentlichkeit stattgefunden. Sie sind in den Publika-

tionen des Orgon-Instituts in allen Einzelheiten beschrieben, dem Orgon-Energy-Bulletin, der Orgonic-Medicine, der Internationalen Zeitschrift für Orgonomie und der Zeitschrift Cosmic Orgone Engineering.

Das Gericht hat dazu keine Stellung genommen, möglicherweise sogar in einer solchen Verteidigung einer weiteren Verhöhnung des Gerichts gesehen. Die Geschworenen in Portland, zur Hälfte einfache Hausfrauen, der Rest Buchhalter und kleine Geschäftsleute, haben keine 10 Minuten gebraucht, um mit dem Verdikt „schuldig" zurückzukehren. Das Gericht hat nicht nur die Gefängnishöchststrafe ausgesprochen, sondern auch noch die ursprüngliche Verbotsordnung verschärft. Alle Apparate, die bei den Versuchen benutzt worden waren, sollten abgeliefert und zerstört werden, ebenso die Zeichnungen und Versuchstabellen. Sämtliche Schriften und Manuskripte Reichs, und zwar sämtliche und nicht nur diejenigen, die sich mit der Orgon-Energie befaßten, werden eingezogen und der Food- and Drug-Administration zur Vernichtung übergeben. Sie sind dort verbrannt worden zusammen mit schimmeliger Wurst und Marmelade. Darunter auch das in ein Dutzend Sprachen übersetzte Buch über die Massenpsychologie des Faschismus, ein klassisches Werk und vielleicht das beste, das über Faschismus und Nationalsozialismus geschrieben worden ist. Es ist verbrannt worden im Lande Amerika, im Jahre 1958, mitten in unserer Zeit.

Wenn Sie mir erlauben wollen – ich möchte jetzt einige mehr persönliche Bemerkungen zu dem Fall Reich anschliessen. Ich kann in keinem einzigen Falle der in Frage stehenden wissenschaftlichen Fachgebiete als sachverständig oder als ein Experte auftreten. Ich weiß darüber nicht mehr als jeder der zufälligen und sicherlich mehr oder weniger unbeteiligten Zuhörer, die eine normale und durchschnittliche Schulausbildung durchlaufen haben. Ich kann infolgedessen keineswegs sagen, mit welch angenommener Autorität auch immer: Reich hat recht und die wissenschaftliche Welt hat unrecht. Es müßten allerdings zum mindesten Argumente und Gegenargumente vorhanden sein, denen man in einer fast unbewußten Sympathie folgen könnte oder nicht. Es sind aber auf der einen Seite nur Beobachtungen vorhanden, die nach einer Hypothese drängen – und auf der anderen Seite nichts – vollkommenes

Schweigen; ein Schweigen, das von Leuten, die an und für sich mit der wissenschaftlichen Beurteilung überhaupt nichts zu tun haben, als Anlaß für eine phantastische Hetze genommen worden ist.

Ich weiß nur eins: die Studenten, die sich Ende der 20er Jahre in Berlin um Wilhelm Reich als dem Lehrer, dem Wegweiser und dem Arzt – in ihren Nöten, den politischen, sozialen und moralischen Nöten geschart haben. . . diese habe ich gesehen und ich erinnere mich ihrer sehr lebhaft als einer brodelnden unausgegorenen Masse, die aber bereit war einzustehen für dasjenige, was den Weg zur inneren Freiheit bedeutet haben würde, ob für Reich'sche Sexual-Ökonomie oder für jede individuelle Stellungnahme und Aktion – Selbstzerstörung und Zertrümmerung ihrer politischen Umwelt – ich habe diese jungen Leute um Reich gesehen und erlebt; ich selbst als ein Außenseiter, wie das der Situation entsprach, die hier nicht weiter zur Erörterung steht.

Wo sind diese zu jedem Opfer bereiten und begeisterten Leute heute? Ein Teil wird im Kriege umgekommen sein, ein Teil in den Konzentrationslagern, viele, die gerade nicht durch die Emigration gekommen sind und heute vielleicht einem akademischen Beruf in Deutschland oder im Ausland nachgehen. . . die Überlebenden. . . keiner von denen hat in der für Jahre von Station zu Station durchgeführten systematischen Hinrichtung ihres Lehrers auch nur den Mund aufgemacht. Sie sind dem Boykott des Totschweigens gefolgt.

Nichts läge mir ferner, als diese Leute heute nachträglich noch zu Zeugen aufrufen zu wollen, zur Bestätigung der Reich'schen Theorien, als Zeugen für den inneren Auftrieb, den Reich als Lehrer ihnen vermittelt hat, oder etwa gar zu appellieren an die Romantik einer Wiedergutmachung. Hier ist ein Beispiel unter vielen für den Weg jener verkrampften und falschen geleiteten Lebensenergie, mit der wir uns vorwärtsbewegen. . . dem Tode zu – nicht als Erfüllung, sondern als eine von Angst beschwerte Aufgabe, die doch die wenigsten anzunehmen, geschweige denn zu lösen imstande sind.

Reich hat das beschrieben in den drei letzten seiner Arbeiten, entstanden schon unter der drohenden Katastrophe der gerichtlichen Verfolgung. Er schildert darin die Mitarbeiter, die ihn im Stich lassen werden, die Freunde, die sich zurückziehen,

die Meute der bisher fast unbeteiligten Zuschauer aus der wissenschaftlichen Welt und die große Masse der Menschen, denen er hatte helfen wollen, sich zu verstehen, die eigene Lebensenergie ungehemmt pulsieren zu lassen, eins im Rhythmus mit dem Naturgeschehen.

Sie alle können nicht anders, als zu helfen, seine Vernichtung zu beschleunigen. Der Analytiker dieser Gesellschaft und dieser Menschen sieht das voraus, aber er hat keine Möglichkeit, dem Ende auszuweichen oder sich in Sicherheit zu bringen. . . wohin sollte er ausweichen? – er hat allerdings, könnte man sagen, auch seinerseits das Ende beschleunigt.

Und ich habe die zweite Welle der Reich-Begeisterung unter der Jugend gesehen und erlebt, in New York im Anfang der 40er Jahre im Künstler- und Poeten-Viertel von Greenwich Village. Vom Washington Square bis hinauf zur vierzehnten Straße bis zum Union Square wurden die Thesen Reichs zum gesellschaftlichen Verfall leidenschaftlich diskutiert, zum Teil im Stil der Seifenkistenredner.

Wo mögen diese Leute hingekommen sein? Niemand von diesem akademischen Nachwuchs hat sich anläßlich des Reichprozesses zu Wort gemeldet. Dabei ist bekannt genug, daß die literarische Elite, die heute zur jungen Generation in Amerika gerechnet wird, daß die Leute, die berufen sind, Hemingway und Steinbeck abzulösen, in starkem Maße von Reich beeinflußt wurden.

Reich hat auch darüber bereits in den schon erwähnten Arbeiten zur Analyse der Gesellschaft geschrieben, in 'Listen little man' (was ursprünglich überhaupt nur als Dokumentation, als Grundlage für die Aufzeichnung von Krankheitsanalysen gedacht war) und den darauffolgenden Arbeiten 'Murder of Christ' und 'People in Trouble', beide in ihrer Kritik bereits in die Sozialwissenschaft hinübergreifend, Ansätze zum Aufbau einer neuen Weltanschauung, frei von Demokratie, die die Krankheitskeime nur weiterträgt, und frei von Diktatur, die diese Keime zu normalisieren und zu verewigen sucht.

Reich war kein Reformer, der, wie alle großen Persönlichkeiten der Geschichte in politischen und sozialen Bewegungen, wie die Stifter der Religionssysteme, ihre Vorläufer und Verkünder – etwa bereit gewesen wären, die Welt zu ändern, noch weniger umzustürzen. Er hat versucht, Schicht um

Schicht von der Last abzutragen, unter der die Menschheit leidet, so wie sie sich in ihrem gesellschaftsbildenden Zustand zeigt. Das heißt, er hat vorerst die Voraussetzungen hierfür zusammengestellt. Er beschreibt diese Schichten, den Druck der Belastung und geht der Wurzel wie der Auswirkung dieses Druckes nach. Man sollte davon ausgehen, wenn man dem Verständnis in dem Streit um die wissenschaftliche Bedeutung Wilhelm Reichs näher kommen will.

Ich möchte noch eine andere Perspektive aufzeigen: der Arzt droht wieder herabzusinken zum Heilgehilfen mit Schröpfköpfen und Knochensäge und der Physiker zum Klempner, zur handwerklichen Anwendung der geometrischen Logik. Sie haben geschwiegen, nicht nur aus Apathie, Gleichgültigkeit oder selbst Unwissenheit, sondern weil sie sich gescheut haben, in ihrer Person, in ihrem Amt und ihrer Reputation eine Meinung zu geben, einen Standpunkt zu vertreten, positiv oder negativ im Falle Reich, der als ein wesentliches Stigma aufzuweisen haben müßte, den Beweis, daß dieser Standpunkt auch *erarbeitet* worden ist. Sie zucken verlegen die Achsel, wenn man sie darauf anspricht, als wollten sie sagen: ich bin es nicht gewesen. Auf der gleichen Ebene wie dieser Schriftsteller, der heute zur Spitzengarnitur der internationalen Literatur gerechnet wird, der mir in San Francisco zu erklären versuchte: gewiß, ich habe das Ende persönlich mit ablaufen sehen. Ich bin wie gelähmt gewesen, wie vor den Kopf geschlagen, denn. . . nicht nur ich, viele andere haben gewartet, daß etwas geschehen wird; wir sind überzeugt gewesen, Reich wird aufstehen und seine Ankläger zerschmettern. . . denn hatte er nicht dazu die Macht? Mit einer Handbewegung den ganzen Spuk beiseite zu schieben. . . hat er nicht selbst den Schöpfungsakt oft genug beschrieben?. . .warum also. . .

Reich ist nicht aufgestanden. Er hat nicht die Feinde atomisiert und in Luft aufgelöst. Er hat nicht. . . und das ist es, was als das besondere hier aufgezählt werden soll, er hat stillgehalten, er hat geschwiegen und sich umbringen lassen.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: ich erhebe keine Anklage, ich rufe zu keinem Protest auf und dergleichen: wir sind alle in der Weise, wie Reich den Menschen aufgezeigt hat und seine gesellschaftliche Umwelt, krank. Wir versuchen uns im Gleichgewicht zu halten, die Defekte nicht sichtbar werden

zu lassen und das gilt auf der einen Seite für den wissenschaftlichen Forscher, der helfen will, genau so wie für den gutmeinenden Bürger und Beamten, der seine Vitaminpillen schluckt, um sich nicht zu scharf im Spiegel zu sehen.

In irgendeiner Form hat jeder von uns auch das schon früher gewußt. . . wir sind bestimmt zu Grunde zu gehen, so oder so, befriedigt oder unbefriedigt. Wir stehen vor einer neuen Zeit, wie immer man sie auch nennen wird und gleichgültig, wo man ihren Beginn ansetzt; den heutigen Tageszeitungen zufolge würde es heißen: *vor* oder *nach* der Atombombe. Reich hat die Atomkraft als Objekt seiner Analyse im Kosmos aufzulösen versucht, aber diese Analyse greift weit tiefer. Es entsteht in dieser Entblätterung das Bild des Menschen, der sich von der Natur befreien will, befreien von den Ketten gesetzmäßigen Ablaufs des Naturgeschehens. Er rebelliert dagegen. Reich würde sagen: vergebliches Bemühen. Die Revolte, die der Mensch im Unterbewußtsein gegen die Natur entfesselt, ist eine Revolte gegen sich selbst, kristallisiert in der Sehnsucht zum Tode.

Für den einzelnen, und erst recht für die Gesellschaft, gibt es keine Regeln, kein Rezept – dieser Erkrankung zu begegnen. Jeder Mensch ist auf sich selbst gestellt. Er wird versuchen müssen, gegen die Krankheit anzukämpfen. Er hat dies für sich zu entscheiden und *in sich selbst* und zu warten und zu hoffen, wie es die Milliarden von Toten auch getan haben, die seit tausenden von Jahren vor ihm gelebt und gelitten haben, ebenso wartend und hoffend.

ERINNERUNG AN EINEN VERSCHOLLENEN
Ernst Fuhrmanns Lehre von den Zusammenhängen

Der Mensch ist nicht allein. Er stellt als Einzelwesen eine Vielheit dar in der inneren Kette der organischen Entwicklungen. Diese sind zu werten als die Gewordenheiten aus einer Vergangenheit, die weiter lebt in eine Zukunft hinein, die nach dem Grad der Erkenntnis für das Einzelwesen sich bestimmt. Wir wissen mehr von unserer Zukunft als von unserer Vergangenheit. Vergangenheit und Zukunft sind Behelfsbegriffe für eine Gegenwart, die der einzelne Mensch in der Verwirrung seines falschen Zeitbegriffs nicht erklären kann und die er nicht versteht. Wir leben nicht in *einer* Gegenwart, sondern in einer Kette von Gegenwarten, die *eines* gemeinsam haben, – die Kontinuität, den unlösbaren Zusammenhang, aus der jeweils der Zeitbegriff sich erst kristallisiert. Der Mensch muß bereit sein, sich zu verstehen, sich verstehen zu lernen, sich als Spiegelbild aller Differenzierungen zu sehen und als Produkt einer vielfältig zusammengesetzten Entwicklung. Das ist der Grundgedanke der Fuhrmannschen Biosophie. Erkenntnis von der Entwicklung alles Naturgebundenen, die Beobachtung in der Vielfalt der Zusammenhänge, konzentriert auf eine Bewußtseinsbildung: Erkenne dich selbst! Werde dir deiner Wesenheit bewußt, in der alle Zusammenhänge von der noch erkennbaren Urzeit her bis in die Ahnung einer Weiterentwicklung enthalten sind. . .! Und handle danach! Das heißt, stehe im Leben! In dem Grade, wie weit deine Erkenntnis jeweils reicht. Und stehe nicht dagegen! Das ist die Nutzanwendung der Biosophie.

Es mag sein, daß mit diesen einleitenden Sätzen einige der Hörer bereits abgeschreckt sind. Ich bitte um Geduld. Um sich an das Werk Ernst Fuhrmanns heranzutasten, ist es notwendig, die entscheidenden Formulierungen voranzustellen.

Für das spätere Verständnis eines Zuhörers, der überhaupt noch nicht oder nur sehr allgemein von Fuhrmann gehört hat, ist es unerläßlich, diese Begriffsbildungen nicht zu entkleiden, sie nicht in Redewendungen umzudeuten der Populärwissenschaftler von der Straße, vom Feuilletion her oder vom Seifenkisten-Redner. Haben Sie noch ein wenig Geduld! Sie werden auch ohne besondere fachwissenschaftliche Vorkenntnisse zu

Ihrem Recht kommen, – das ist: alles zu verstehen und an allem zugleich zu zweifeln.

Das ist es, was Ernst Fuhrmann bemüht gewesen ist, seinen Lesern und Hörern zu übermitteln.

Ich habe keinerlei Qualifikation aufzuweisen, mit Vertretern der Wissenschaften in dem jeweiligen Fachgebiet mich auseinanderzusetzen. Wer es nicht vorher bereits weiß, dem muß jetzt gesagt werden, daß die marktgängige Wissenschaft die Fuhrmannsche Biosophie ignoriert hat. Nicht daß einer aus diesen Kreisen aufgestanden wäre gegen die Normen des assoziativen Denkens, keine Folgerungen als gültig zu akzeptieren, Argumente entgegenzustellen. Man hat den Boykott vorgezogen, das völlige Totschweigen, – ein immerhin merkwürdiges Verfahren gegenüber einem Autor, der bis zu seinem 1955 im freiwillig gewählten New Yorker Exil erfolgten Ableben mehr als fünfzig Druckwerke publiziert hat, darunter zwei Gesamtausgaben zu je zehn Bänden!

Über die eigentlichen Gründe dieses Boykotts wird noch später zu sprechen sein, zumal es sich bei Fuhrmann keineswegs um sogenannte Grenzgebiete der Wissenschaft handelt. Oft werden solche Abweichungen nicht ohne leichten Spott geduldet, oft aber auch mit Verachtung abgetan, mit einer an Zynismus grenzenden Oberflächlichkeit, sofern sie dem Standardwissen zuwiderlaufen.

Fuhrmann im Rahmen dieser Kategorie zu behandeln, hat man sich nicht getraut, in der nicht zu abwegigen Befürchtung, damit erst recht einen Sturm gegen den Autoritätsanspruch wissenschaftlicher Forschung zu entfesseln. Nicht etwa, weil die von Fuhrmann aufgezeigten Zweifel nicht bewiesen werden könnten, obwohl sie praktisch bereits durch die Veröffentlichung zur Nachprüfung gestellt sind, sondern einfach mit der nur indirekt gegebenen Begründung, daß die Erbringung von Beweisen, genauer gesagt, das Studium, das zu seiner Nachprüfung führen könnte, sich nicht lohnen würde.

Dagegen kann *ich*, unqualifiziert wie ich sein mag, auftreten. Und ich tue dies in dieser Betrachtung. Ich rufe zu einem Studium der Werke Ernst Fuhrmanns auf. Ich versuche Anleitungen zu geben, wie man sich mit dem Werk Ernst Fuhrmanns leichter vertraut machen kann.

Für jedes Studium der Natur, für die biologischen Vorgänge

und Entwicklungen im Kosmos ist ein gewisses Einfühlungsvermögen Voraussetzung. Man muß das Empfinden dafür haben, das heißt entwickeln, was lebt und was weiter leben wird. Was weiter leben *soll;* – so wie die Wissenschaft diese entscheidende Frage interpretiert, gleichgültig, ob sie zu Fuhrmann negativ oder selbst positiv stehen würde, dieses „soll" ist falsch, ein höchst gefährliches Mißverstehen. Darauf kommt es nicht an. Was immer die Biologen für sich allein herausfinden werden, – der Mensch als Organismus zerfällt als Materie, ebenso wie das Tier und die Pflanze und selbst der Stein, um im großen Schmelzungsprozeß des Naturgeschehens einer anderen Funktion zugeführt zu werden. Die Wissenschaft kann das beschreiben, aber sie kann es nicht erklären.

Und genau das versucht Fuhrmann zu tun.

Für den Wissenschaftler mag es von vornherein verdächtig sein, daß Fuhrmann ein Dichter gewesen ist, ein großer Dichter. Fuhrmann hat dies später selbst oft nicht wahrhaben wollen; vielleicht aber nur, wie glaubwürdige Zeugen versichern, die ihm zeit seines Lebens besonders nahestanden, weil ihm damals diese Anerkennung vor einer breiten Öffentlichkeit versagt geblieben ist.

Die ersten fünf Bände Gedichte und kleinere literarische Arbeiten sind schon in den Jahren 1913 und 1914, noch vor dem Beginn des ersten Weltkrieges, erschienen. Zu ihrer Zeit und auch ihrer Bedeutung nach schienen sie dazu bestimmt, dem Dichter den Absprung aus einem ihm widerstrebenden Beruf zu ermöglichen.

Fuhrmann war damals Lehrling in einem Hamburger Überseehaus, vornehmlich mit dem Kopieren und Registrieren von Briefkorrespondenz beschäftigt. Der Vater, selbst im Außenhandel tätig, wenn auch in kleinerem Rahmen, als Kommissionär für den lokalen Handel mit einem beschränkten Kundenkreis, wollte den Sohn wie üblich die Sprosse bereits eine Stufe höher steigen sehen. Mit einem durch die Veröffentlichung der Gedichte verstärkten Zutrauen in seine dichterische Berufung kehrte Ernst Fuhrmann der kaufmännischen Laufbahn den Rücken. Bis 1919 sind sechs weitere Bände literarischer Schriften erschienen.

Die Gedichtbände sind heute vollständig verschwunden. Fuhrmann selbst hat sie in der Bibliographie seiner Werke, die

dem Schlußband der ersten Gesamtausgabe angefügt ist, nicht mehr mit aufgeführt. Wir finden den jungen Fuhrmann wieder im Kreis um Richard Dehmel, wo er bereits als vielversprechender Dichter in den literatrischen Zeitschriften dieser Jahre erwähnt wird.

Später in Jena in dem Kreis um Professor Rudolf Eucken, der damals wesentlich die heranwachsende Generation beeinflußt hat und besonders unter den nicht an das Korporationswesen gebundenen Studenten beliebt war. Es waren da weiterhin die Schriftsteller, die der Verlag Eugen Diederichs um sich gesammelt hatte, die Nachfahren und Interpreten von Ernst Haeckel, die Verehrer von Nietzsche und die Adepten von August Strindberg. Es traten vor die Öffentlichkeit die ersten Versuche einer erweiterten Naturphilosophie, hinausgehend über den Romantizismus Rousseaus, verbunden und vertieft durch die kulturpsychologischen Aspekte Euckens. Aus dieser Entwicklung hat Fuhrmann die Grundlagen seiner Analyse der Zusammenhänge entwickeln können, die Assoziationen von dem Naturgeschehen auf den Menschen, auf die menschliche Gesellschaft und diesen Weg zurück wie er sich im Lebensprozeß selbst widerspiegelt in *einem* Obersten Gesetz, dem alles Lebende unterworfen ist, weil es das Leben selbst ist. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges hat diese Entwicklung verzögert, sie wenigstens nicht sogleich sichtbar werden lassen.

In diese Jahre, vor allem unmittelbar nach Kriegsende, fiel dann sein bedeutendstes Werk als Dichter. Es konzentriert sich auf die Person des Sehers, des Lehrers, der zu seinen Schülern spricht, des Künders von Erkenntnissen über das Wesen und die Geheimnisse der Natur, die Fuhrmann sichtbar werden läßt in der Urgeschichte der Menschheitskulturen, in den Sagen und Legenden, der Entstehung der Sprache bis zu den heutigen Formen der gesellschaftlichen Bindungen, dem Werdegang alles Lebenden schlechthin – noch ohne die Differenz zwischen dem Seienden und Scheinenden, dem Bleibenden und dem Zerfall. In diesem Lehrgedicht ist bereits der spätere Fuhrmann zu erkennen, es ist die Keimzelle biosophischen Denkens.

Fuhrmann sah Ideal und Vorbild im indischen Guru – dem Denkenden, der mit dem All eins ist, dem Lebenden in dem Leben ringsum, sichtbar gemacht in der Diktion der Propheten,

dem Priester. Für den Guru bedeuten alle Erkenntnisse nichts, die einer sich erst mühsam erwerben muß, Objekte des Zweifels, dem Guru steht es nicht an, sich etwas anzueignen durch Lernen, – er weiß es bereits aus dem Einswerden mit all dem Lebenden. Er ist weise, weil die Natur bereits von höchster Weisheit ist. Aber der Guru ist ohne Gefolgschaft, ohne den Kreis der mitdenkenden und mitwissenden Jünger nicht vorstellbar. Fuhrmann hat, um dies hier vorwegzunehmen, diese Schüler nicht gefunden, keine Mitdenkenden, sondern allenfalls Gefolgsleute, die ihm in Bewunderung und Verehrung ergeben gewesen sind. Fuhrmann ist in dem Bemühen, Werk und Existenz ins Gleichgewicht zu bringen, mit vollem Bewußtsein dieses unlöslichen Konfliktes gerade an dieser Art von Gefolgschaft gescheitert.

Man hat oft genug nicht nur von seinen Gegnern, auch von seiten seiner Freunde auf die vielen Widersprüche hingewiesen, die sich im Privatleben Ernst Fuhrmanns fänden, sein Verhalten vielen seiner Anhänger gegenüber, Gutmeinenden, die ihm hätten zu einem breiteren Wirkungskreis verhelfen wollen, und die er nur allzu oft provokativ abgewiesen hat. Es ist keineswegs leicht gewesen, durch das oft sehr rauhe Klima seiner Atmosphäre zu ihm vorzudringen. Aber das sind die Widersprüche, die dem Menschen zu eigen sind, der keine Kompromisse gelten lassen wird, der Unrecht tut und lieber jedes Unrecht auf sich nehmen wird, um selbst die Möglichkeit eines Einlenkens für den mehr allgemeineren Gebrauch einer Idee oder Gedankenverknüpfung im Keim zu ersticken. Solche Widersprüche gleiten dann auch über in das Werk, sie finden sich selbst hinein bis in den Denkprozeß und sie stören empfindlich für den flüchtigen Leser den Fluß der gedanklichen Assoziationen, die der Leser aufnehmen muß, alle Widersprüche mit einbegriffen. Natürlich ist das schwer und zugleich auch verwirrend, und es gehört mitverstehende Geduld dazu. Es sind die Wolken, die am Horizont vorübertreiben, und das ist eben das Besondere, sie treiben wirklich vorbei, der Horizont klärt sich wieder. Die Richtung bleibt klar, die Luft bleibt rein.

Gestatten Sie eine kleine Abschweifung:

In der kleinen kalifornischen Stadt Ojay, ein paar Kilometer von Hollywood entfernt, als Vorortgemeinde mit zu dem Städte-Konglomerat Los Angeles gehörend, sind hunderte von wis-

senschaftlichen Außenseiter-Gesellschaften registriert, Forschungsinstitute und sektiererische Geheimbünde, die alle glauben, etwas dem Lebensprozeß abgelauscht zu haben, die sogar manchmal einen neuen Akzent gefunden haben, den sie der leidenden Mitwelt, der an sich gleichgültigen, aber trotzdem neugierigen, mitzuteilen sich berufen fühlen, – sie alle verfügen über große und kleinere Gefolgschaften, sie publizieren Mitteilungsblätter und geben Bücher heraus, veranstalten Vorträge und Geldsammlungen. Sie rufen, sie appellieren und sie nehmen Geld ein.

Es gibt dort auch Hunderte von Gurus mit einer gepflegten und distinguierten Kundschaft, die sich in allen Lebenslagen beraten läßt, Leute, die es sich auch Geld kosten lassen, – in Hollywood verdient man zeitweilig viel Geld – ich benutze diese Abschweifung, um den Unterschied aufzuzeigen zwischen einem Guru und dem Guru, wie ihn Ernst Fuhrmann sich vorgestellt hat. Fuhrmann, trotz der Voraussetzung von Schülern und Mitarbeitern, hat niemanden gerufen. Er hat darauf gewartet, daß von draußen her sich eine Leistung aufzeigt, eine Kette von Gedanken und Zweifeln, die zur Mitarbeit drängt. Solche Leistung ist oft nur vorgetäuscht worden, oft auch nur in Aussicht gestellt, um der Gegenwart des Meisters teilhaftig zu werden. Fuhrmann hat diese Kompromißformel nicht gelten lassen. Er hat diese Leute davongejagt, und je weniger das Erfolg gehabt hat – es entstehen dann die Situationen, wo der Mensch getreten werden will, mit Fußtritten behandelt, umso enger haben sich diese Gefolgsleute um Fuhrmann zusammengeschlossen; sie haben ihn in Wirklichkeit erstickt. Auch heute hat sich daran noch nichts geändert.

Das, was sich heute als Lebensphilosophie ausgibt mit dem Schwergewicht auf analytische Aufspaltung, darf nicht mit der Fuhrmannschen Biosophie verwechselt werden, wenn auch gelegentlich die Assoziationen in der Gedankenfolge gewisse Ähnlichkeiten aufweisen mögen, besonders, was die Entfaltung der menschlichen Intelligenz und deren Bedingungen für die Zukunft anbelangt. Es ist notwendig, mit diesen Mißverständnissen sogleich von Anfang an aufzuräumen.

Es gibt Hunderte von Systemen, wie dies schon bei dem Hinweis auf die anglosächsischen Gurus zu erkennen war, die in der Auffassung vom inneren Sinn des Lebens auf schwache

Stellen in der üblichen Ordnungsphilosophie gestoßen sind und dann durch entsprechende Hebelwirkung Anhänger geworben und Erfolge erzielt haben. Das ist inzwischen ein großes Geschäft geworden, das noch immer größer wird, weil es in die Sphäre der Großsiegelbewahrer von Finanz und Industrie hinüberzugreifen beginnt, von den Administratoren und der Politik ganz zu schweigen. Solche Leute halten sich oben, trotzdem sie oder gerade weil sie *gegen* das Leben, den Ablauf und den Umwertungsprozeß alles Lebenden stehen. Der Gegensatz macht erfahrungsgemäß sonst ungewohnte Energien frei. Aber der Einfluß dieses Sich-Sträubens, des Negativen, ist keinem Naturgesetz eingegliedert, es ist nur die Lebenssphäre, die uns heute umschließt.

Es ist ein Mißverständnis. Die Scheinwelt unserer Zeit wird dadurch bunter, daß der einzelne, geschult an dem Mißverständnis seiner Oberen, nach der Erkenntnis dessen hungert, was werden soll.

Und so entstehen die großen Führer, die Politiker, die Helden, die Straßenbahnschaffner und die Hotelportiers, die Präsidenten der Akademien, die Minister, die Chefs. . . die Chefs der Polizei, der Justiz und der Rabattsparvereine – sie haben alle bereits das ABC gelernt und sind dadurch gehemmt, und zu diesen soll Fuhrmann sprechen, erklären, was es mit dem Leben auf sich hat. . . daß sie alle auf den gleichen Schutthaufen geworfen werden, den zu verwenden bereits über das normale Begriffsvermögen hinausgeht. Vor diese Aufgabe sah sich Fuhrmann gestellt.

Um den Faden der äußeren Aufzählung der Fuhrmannschen Bibliographie wieder aufzunehmen: das Lehrgedicht „Spiegel des Mahatma" mit dem Untertitel: „Ein Buch zum altneuen Sinn des Werdens" – bekannter geworden unter einem zweiten Titel: „Der große Atem" – ist 1921 im Folkwang-Verlag in Hagen erschienen. Es erreicht bereits den Gipfel des dichterischen Schaffens von Ernst Fuhrmann. Ihm zur Seite zu stellen ist das einige Jahre später erschienene Werk „Priester", praktisch eine Folge des „Großen Atems". Hymnen an das Naturgeschehen, bereits in die gesellschaftlichen Zusammenhänge verflochten. Eine Reihe kleiner Schriften strahlen davon aus, wie die beiden Dramenbände „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle", ferner der spätere Gedichtzyklus „Griechenland",

in dem sich die Schau der Landschaft zur Sage und Legende verdichtet.

In der Dramenreihe, die sich unterteilt in die für sich abgeschlossenen Werke „Rombaba", „Zahl", „Schwindel" und die Menschheitsgeschichte in 5 Erscheinungen, als „Bergheim der Väter" zusammengefaßt, ist besonders erwähnenswert die umfangreiche Einführung über den „Sinn des Theaters" mit einer von der vorzeitlichen Überlieferung her entwickelten „Geschichte der Schattenspiele", – beide Essays sind ausgiebig in theatergeschichtlichen Schriften der Neuzeit benutzt worden, ohne daß Fuhrmann als das ursprüngliche Quellenmaterial erwähnt wird. In diesen Fällen war Fuhrmann nicht der Anreger, als der er gelegentlich zum guten Ende charakterisiert wird, sondern bereits der exakte Interpret.

In die gleiche Reihe fällt die 1923 bei Georg Müller in München erschienene Schrift „Der Sinn im Gegenstand", – weit entfernt von einer kunsthistorischen Spekulation und mehr als nur eine reine Anregung, sondern eine aus der Zusammenhangsanalyse gewonnene Feststellung über die Bedeutung des Ornaments.

Die Scheitelwelle des dichterischen Schaffens Ernst Fuhrmanns ist in der Inflation untergegangen. Fuhrmann als Dichter hat keine Schüler gefunden, keine Bewegung angeregt, um in dieser Bewegung mit eingeschlossen zu höherer Beachtung getragen zu werden. . . was diese Zeitspanne der zwanziger Jahre mit aufgenommen hat und mit weiterzutragen bereit gewesen ist, das ist unter veränderten, aber äußerlich günstigeren Umständen zum Beispiel dann mit dem deutschen Expressionismus geschehen. Dieser Expressionismus lebt wieder auf, nachdem er für Jahrzehnte vergessen schien. Ernst Fuhrmann aber droht vergessen zu werden.

Dasselbe Schicksal trifft die anthropologischen und kulturhistorischen Sammelbände des Folkwang-Verlages, die Werke über Mexiko, Neu-Guinea, Peru, das dreibändige Sammelwerk „Germanen", die Schriften über Irland, die Osterinseln, Grabbau, die Völker- und Stammeswanderungen von Europa nach Asien, den europäischen Ursprung der amerikanischen Indianer. Diese Werke sind erschienen als der publizistische Zweig des von Osthaus gegründeten Folkwang-Museums, in das Ernst Fuhrmann als Kurator der Sammlungen berufen worden war. Diese Bände sind heute noch in einigen der größeren öffent-

lichen Bibliotheken zu finden, bezeichnenderweise mehr im Ausland, zum Beispiel in Amerika, als im deutschsprachigen Kulturbereich.

Das Folkwang-Museum hat nach der Geldumwertung nicht mehr über die Mittel verfügen können, diese Bände neu herauszubringen. Für einige dieser Werke in der Serie zeichnet Fuhrmann nur als Herausgeber. Die Beiträge darin stammen von anerkannten und führenden Fachwissenschaftlern, die sich damit erst eine gewisse Qualifikation für ihre weiteren Arbeiten auf diesem Fachgebiet erworben haben. Sie sind dann einer nach dem anderen von Fuhrmann abgefallen, sobald der allgemeine Boykott der Wissenschaft gegen Fuhrmann einzusetzen begonnen hatte.

Die Aufgabe der publizistischen Tätigkeit im Folkwang-Museum mag mit dazu beigetragen haben, zugleich auch auf die direkte Wirkung nach außen zu verzichten, in der Form der dichterischen Struktur Gedanken und Assoziationen, Gedankenverknüpfungen zu vermitteln. Er hat diese Form nicht nur verlassen, sondern sie zugleich auch analytisch aufgelöst, sie in gedankliche Perspektiven konzentriert.

Als gegen Ende der zwanziger Jahre die erste Gesamtausgabe seiner Werke in zehn Bänden erschien, im Auriga-Verlag – die von Fuhrmann in persönlicher Regie übernommene Nachfolgegesellschaft des eingestellten Folkwang-Verlages – geschah dies fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Die Bände wurden unter den Freunden und Anhängern vertrieben, die zur Bestreitung der Druckkosten dieser Gesamtausgabe sich zu einer Gesellschaft der Freunde Ernst Fuhrmanns zusammengeschlossen hatten. In dieser Gesellschaft finden sich die Spitzen geisteswissenschaftlicher Intelligenz jener Zeit: Rudolf Pannwitz, Hugo von Hofmannsthal, Rilke und Alfred Döblin, der seinerzeit in Berlin eine Serie von Vorträgen über Ernst Fuhrmann veranstaltet hat, vom Dessauer Bauhaus: Gropius, die Maler Moltzahn und Nolde, der spätere Reichskunstwart Edwin Redslob, die Verleger Albert Langen, Eugen Diederichs und Ernst Rowohlt, Literaturkritiker und eine Reihe von Ärzten, ferner als Mäzene interessierte Industrielle wie Reselius und Philip Reemtsma, schließlich auch der Großherzog von Hessen-Darmstadt.

Um der Gesamtausgabe eine breitere Beachtung zu sichern,

hat Fuhrmann dann 1930 eine knappe Zusammenfassung veröffentlicht unter dem Titel „Wege" – Versuch angewandter Biosophie – im Untertitel, die im Frankfurter Societäts-Verlag, gleichfalls als Privatdruck erschienen ist, und die zu seinen verbreitetsten Werken gehört. Wer heute, abgesehen von dem engen Kreis seiner direkten Anhänger, von der Fuhrmannschen Biosophie spricht, meint diese kleine Schrift von knapp 135 Seiten.

In die gleichen Jahre, kurz vorher und nachher, fallen die beiden Monatszeitschriften „Auriga" und „Zweifel", in denen die beschreibenden Aufsätze zum Urzeitgeschehen, das Entstehen der geschichtlichen Überlieferung, die Sprachbildung, die Zusammenhänge zwischen Pflanze und Tier, die Aufbaustoffe der Fäkalien, die Wasserwirtschaft der geschichtlich bereits erkennbaren Stammes- und Völkereinheit, der Prozeß aller Umwertung und Verdichtung, die Gedankenverknüpfung aller Vorgänge im Wesen der Natur zu den Funktionen des menschlichen Organismus und ihrer Träger enthalten sind. Der größte Teil dieser Hinweise und Analysen ist zusätzlich erweitert in die erste Gesamtausgabe übernommen worden.

Ich scheue mich, in der Aufzählung der grundlegenden Schriften eine Inhaltsangabe zu präzisieren, die der Hörer jetzt sicherlich von mir erwartet. Der Inhalt ist von der üblichen verstandesgemäßen Aufnahme her gesehen nicht entscheidend. Er schwindet einem unter der Hand weg, er löst sich auf in eine Kette von Assoziationen, die jeweils wieder nur durch den letzten Ausgangspunkt zu dem Ganzen zusammengebunden sind. Der Unterschied zum schlußfolgernden Denken besteht eben darin, daß es auf den ersten Anschlag ankommt, und daß am Ende der Kette, auf diesen Anschlag bezogen schließlich ein Zusammenhang aufhellt, den man sich in der Folge dieses Denkprozesses selbst erarbeitet hat, der voll neuen intensiven Lebens ist und den man als weiteren Anschlag einsetzen kann, um einer neuen Formulierung zu folgen und weiterzudenken. Das ursprüngliche Thema wechselt, es vertieft sich und kehrt auf das eigene assoziative Denken bezogen zurück mit einer völlig veränderten Perspektive. Ernst Fuhrmann hat diesen Denkvorgang, der sich ständig verengt und zuspitzt, statt in der normaleren Ideenflucht einer Phantasiereihe auseinanderzufallen, selbst in einer Schrift beschrieben: „Minotaurus", die

bereits 1919 erschienen, die inneren Denkvorgänge in Dialogform behandelt und die schon damals an der Grenze zwischen seinem dichterischen Werk und den späteren biosophischen Programmen stand.

Den leichtesten Zugang zu Fuhrmann wird man über seine Pflanzenbücher finden. Davon ist das bekannteste das 1930 im Frankfurter Societäts-Verlag erschienene Werk „Die Pflanze als Lebewesen", eine Biographie in zweihundert Aufnahmen.

Ein Archiv von mehr als dreitausend Negativen hatte Fuhrmann aufgebaut, die bekanntesten Kunstphotographen Deutschlands standen ihm zur Verfügung. Von diesen Aufnahmen begleitet, erklärt Fuhrmann das Leben, die Wesenheit und die funktionelle Organisation der Pflanze in ihrer Parallele und der Umwertungswirkung im tierischen und menschlichen Organismus, die Funktion der Organe, der Glieder, der Haut und der Drüsen.

Wir leben heute an der Schwelle einer Dekade von Jahrhunderten, wo die Auffassung von dem wurzelfesten Standort der Pflanze ihre Gültigkeit verliert. Sie wird in einer neuen Einheit von Wurzel und Stengel zu wandern beginnen, in dieser neuen Komprimiertheit dem tierischen Organismus sich nähernd. Fuhrmann hat dies in einer Reihe von Schriften analysiert, beschrieben und erklärt, in einer biologischen Reihe: „Biomensch", „Agave", „Stacheln", „Der menschliche Körper" – diese vier Bücher gehören heute zu den größten Seltenheiten im antiquarischen Büchermarkt. Daneben die Reihe der Blumenbücher: „Orchideen", „Crassula". Aber Fuhrmann war kein Botaniker, kein Pflanzenphysiologe. Der indische Pflanzenphysiologe Sir Bose, der die gleichen Untersuchungen vorgenommen, die gleichen Experimente aufgebaut und durchgeführt hat wie Fuhrmann, ist dafür seinerzeit mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden. Von Fuhrmann, der völlig unabhängig wie Bose die gleichen Resultate erzielt hatte, ohne das wissenschaftliche Rüstzeug der staatlichen Laboratorien, die Sir Bose zur Verfügung gestanden haben mögen, hat es die Wissenschaft nicht angenommen.

Von den Fuhrmannschen Pflanzenbüchern sind im Laufe der Jahre eine Reihe von Nachdrucken, autorisiert und unautorisiert, erschienen, viele stark verkürzt und mit anderen Bruchstücken aus den Fuhrmannschen Schriften durcheinanderge-

mischt, das letzte ist betitelt: „Das Wunder der Pflanze", erschienen 1945 im Verlag Oeser in Starnberg.

Mehr als Groteske mag erwähnt werden: diese Pflanzenbücher haben Fuhrmann nebenbei den Ruf eines Wiederentdeckers von Heilpflanzen eingetragen, die Publizistik der homöopathischen Medizin hat sich verschiedener Fuhrmannscher Formulierungen bemächtigt und besonders die Giftanalysen ausgewertet: das Einheitswort „Gift" gleich „Gabe". Die Einordnung der Gleichgewichtseinstellung von Instinkt und Vorstellung in Verbindung zur organischen Funktionstherapie schafft allerdings einen fruchtbaren Boden für abwegige Meinungsbildungen, besonders wenn sie benutzt werden sollen, oberflächliche und negative Kritik zu üben.

Ernst Fuhrmann selbst hat mit diesen Ausdeutungen, in die man sein Werk mit hineingezogen hat, nichts zu tun. Fuhrmann war alles andere als ein Reformer. Er wollte den allgemeinen Zustand, so wie er sich aus der Beobachtung des Naturgeschehens ergab, fixieren – nicht mehr. Wenn die biologischen Zeichen darin besagten, daß die Welt und die analysierenden sichtbaren Lebensträger, das sind die Zeitgenossen, auf dem Wege sind, zugrunde zu gehen, früher und mißgestalteter, verengter und leerer und ohne Fruchtbildung, als es ihnen eigentlich von Natur aus beschieden wäre, so ist das Fuhrmann völlig gleichgültig gewesen.

Er hat aber auch, was ihm viele in seiner Gefolgschaft zeitweilig übel vermerkt haben, niemals sich ausdrücklich von solchen Ausdeutern, die seinen Namen und seine Bedeutung vorgeschoben haben, um sich dahinter zu verstecken, distanziert und sie vor einer noch so beschränkten Öffentlichkeit von sich abgeschüttelt. Er hat sie, seinen Gegnern selbst bereits das Beispiel gebend, ignoriert. Er sagt dazu in dem Prospekt zur ersten Gesamtausgabe:

„Eine Volksmedizin wäre ein großer Gedanke, aber ob sich ein Volk die dazu nötigen Erkenntnisse aneignen will, das ist eine andere Frage, und da ich dieses Vertrauen nicht habe, beschränkte ich mich darauf, wohl die Lehre, die ich für grundlegend halte, darzulegen, aber Rezepte für die Anwendung habe ich wegen zu fürchtenden Mißbrauchs nicht gegeben."

Vielleicht kommt man von hierher etwas näher dem Verständnis von dem, was ich früher den assoziativen Denkprozeß

von Ernst Fuhrmann genannt habe. Sofern man den Zeitbegriff nach der Kontinuität hin auseinanderfaltet, den Zusammenhängen in jeder Entwicklung, gibt es für die Forschung keine feststehenden Resultate mehr, keine Wahrheiten, die ihrerseits wieder übertragbar wären in eine Kontinuität. Folgt man weiter dieser Gedankenkette, dann gibt es auch auf das Gesellschaftliche übertragen kein Gesetz und keine Autorität, als diejenige, die aus dem Einzelwesen heraus mit allen biologischen Vorstufen und Verknüpfungen zu einer Gemeinschaft, einem Gemeinsamen gewachsen ist. Fuhrmann hat diese Formen, etwa die Struktur der gegenwärtigen Gesellschaft, *Verflechtungsebenen* genannt, die in der vergrößerten Projektion nicht anders zu behandeln sind wie das Einzelwesen, in seinen Mißdeutungen der Zusammenhänge, den Hemmungen, den Verkrüppelungen und der falsch gerichteten Stoßwirkung zur Höherwertung, des Absterbenden. Davon gehen Gesetzmäßigkeiten aus, ich möchte sagen, Verhaltungsmaßregeln. Jeder ist in sich frei, sie für sich anzuwenden, sich unterzuordnen, je nach dem Grade, wie weit seine Fähigkeit und der davon beeinflußte Wille zur Auffassungsaufnahme reicht. Umschrieben wird diese geistige Schichtung durch ein Denken in der Richtung des Zweifels. Dieser Zweifel an allem, was übernommen und verkündet wird, ist der wesentlichste Bestandteil einer Denkrichtung, die Zusammenhänge entwirrt und neu zu knüpfen bestimmt ist. Er ist wie ja auch schon im üblichen Sprachgebrauch das Gegenstück zu dem, was als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung verkündet und aufgezwungen wird, der Lehrmeinung.

In über hundert engbeschriebenen Manuskript Folio-Bänden hat Fuhrmann Tag für Tag diese Zweifel den einzelnen Lehrmeinungen gegenübergestellt. Es sind nicht, was eine wesentlich leichtere Arbeit gewesen wäre, einfach Aphorismen, die offentsichtlich gewordene Fehlschlüsse mit den daraus folgenden Perspektiven anprangern, antasten sozusagen und zur Erheiterung der Leser aufhellen, es sind umfangreiche Abhandlungen, in sich geschlossene Abhandlungen zu den Themen, die der üblichen Lehrmeinung breiten Raum geben und zu erklären versuchen, warum selbst der Irrtum in der Folge daraus sich ergebender Fehlleistungen, an denen der einzelne und ein ganzes Wissenschaftsgebiet zu ersticken droht, wenn er sich

nicht unterordnet, die Enge hinnimmt, um am Leben zu bleiben, angeschlagen, mißgestaltet und zum raschen Zerfall bestimmt.

Bei aller Aggressivität gegen den Autoritätsanspruch solcher Lehrmeinungen tritt Fuhrmann eigentlich der Wissenschaft gegenüber mehr als Verteidiger auf. Er begründet den Irrtum, die Fehlschlüsse, um den Zweifel zu rechtfertigen, den Weg darüber hinaus, den man im Denken sich erschließen muß.

Er ist so oder so genötigt, weiter zu existieren, weil eben der Rahmen, in den er sich gestellt hat, den er sich selbst aus seinen Fehlleistungen projiziert hat, – die Gemeinschaft und die Gesellschaft – ihn zwingen wird, weiter zu existieren.

Er sagt darüber in dem schon erwähnten Prospekt zur ersten Gesamtausgabe:

„Meine Arbeiten beruhen auf eigener Forschung, oder besser gesagt, *Betrachtung.* Es wäre ein völliger Irrtum zu sagen, sie beruhten auf einem Kampf gegen die Wissenschaft. Diese Arbeit versucht so sehr selbst, durch Vertiefung einmal Wissenschaft zu werden, daß auch alle vorhandenen wissenschaftlichen Arbeiten mit Achtung untersucht sind, ja ohne diese vorhandenen wissenschaftlichen Arbeiten wäre die vorliegende Arbeit völlig unmöglich. Wohl aber ist wahr, daß der Wissenschaft in diesen Arbeiten eine ganze Reihe neuer Betrachtungsweisen vorgeschlagen wird. Eine Wissenschaft ohne Hypothesen gibt es nicht. Diese Hypothesen müssen aus einem weitgehenden Tatsachengefühl erwachsen. Alsdann muß der Weg der exakten Forschung beschritten werden, um zu versuchen, diese Hypothese haltbar zu machen."

Nach dem zweiten Weltkrieg, gegen Ende der vierziger Jahre, wurde dieses Mal mit dem Schwergewicht in den Vereinigten Staaten eine neue Gesellschaft der Freunde Ernst Fuhrmanns ins Leben gerufen, zunächst mit dem Ziel, eine neue Gesamtausgabe von Werken Ernst Fuhrmanns, wieder auf zehn Bände berechnet, zu ermöglichen. Von dieser Ausgabe sind noch zu Lebzeiten Ernst Fuhrmanns fünf Bände erschienen, nach 1956 zwei weitere Bände, deren Zusammenstellung Fuhrmann noch selbst vorbereitet hatte. Ein achter Band ist gegenwärtig in der Auslieferung. Sie erfolgt wiederum durch Druckerei und Verlag von Wilhelm Arnholdt in Hamburg.

Während die erste Ausgabe, rund zwanzig Jahre vorher nur

als Sammelausgabe bezeichnet ist, das heißt eine Sammlung von Aufsätzen, Betrachtungen, ohne den Anspruch auf eine Zusammenfassung des Gesamtwerkes zu erheben, ist dieser Charakter des Gesamtwerkes bei der zweiten Gesamtausgabe, die „Neue Wege" betitelt ist, besonders hervorgehoben. Sie stellt den Versuch dar, das Weltbild Ernst Fuhrmanns in einer allumfassenden Darstellung wiederzugeben.

Bei der Fülle der herangezogenen Themen, der zur nachfolgenden Analyse bereitgestellten Betrachtungen, der Perspektive, die nach innen zur Auflösung gerichtet ist, statt nach außen zur Konstruktion einer Zukunft, scheint ein solcher Versuch von vornherein zum Scheitern bestimmt. Unter dem Druck der Überfülle von ungelösten Fragen kommen schließlich immer neue, ebenso ungelöste und oft zunächst auch unlösbare Fragen hinzu. Das gehört zum Zweifel, es liegt im Bereich der assoziativen Denkkonstruktionen, die anderen Gesetzen folgen als den oberflächlichen und althergebrachten Normen der Logik philosophischer Systeme.

Ich hoffe, der Hörer wird dafür Verständnis haben, wenn ich nur ganz allgemein auf den Inhalt der bisher erschienenen Bände dieser Gesamtausgabe eingehe. In dem dem sechsten Band nach Fuhrmanns Ableben von der Gesellschaft der Freunde vorangestellten Vorwort, das die Weiterführung der Drucklegung begründet, heißt es:

„Fuhrmann sieht das Leben als Einheit: eine Stufenreihe, in der jedes höher organisierte Wesen alle seine Vorstufen in sich enthält. Diese Stufenreihe stellt sich in zweifacher Weise dar: einerseits als eine durch Jahrmillionen gehende Entwicklung, andererseits als Gegenwart all der Entfaltungen und Wandlungen des organischen Lebens in dem unendlichen Kreislauf von Verdichtung, Zerfall und neuer Verdichtung der unzerstörbaren Lebenskerne.

Jene Entwicklung – Weltgeschichte im weitesten und eigentlichsten Sinn – begreift in sich die *Urgeschichte der Menschheit.* Deren Quellen sind, Jahrtausende vor aller eigentlichen Geschichtsschreibung, die Legenden und Märchen, Höhlen- und Felsenbilder und vor allem die allen Völkern gemeinsamen Urelemente der Sprache. Durch lange Zeiten, Zehntausende von Jahren und bis zur Erreichung gewaltiger Kulturhöhe, bleibt das Urleben der Menschheit eingebettet in die Ein-

heit des All-Lebens. Damit verglichen, daran gemessen, erscheint die heutige Menschheit als ein Produkt schauerlicher Entartung."

Dies umreißt etwa den Inhalt der ersten fünf Bände. Bezeichnenderweise steht zu Beginn der Essay „Der organisierte Mensch", der bereits klar erkennen läßt, was Fuhrmann von dem bisherigen Ziel wissenschaftlicher Forschung trennt, etwa der Anthropologie, die zwar zu fast den gleichen Ergebnissen gelangt, aber aus der Betrachtung von Scherben und Knochen, dem ganzen Rüstzeug der Paläontologie, während sich bei Fuhrmann die Erkenntnis aufbaut aus den tausendfältigen Verästelungen im gegenwärtigen Zustand, die er auf die urzeitliche Entwicklung hin analysiert. Das Naturgeschehen innerhalb der Bewußtheit im Einzelmenschen bleibt der treibende Faktor. Die einzelnen Stufen dieser Erkenntnis müssen bei dem Menschen vor Zehntausenden von Jahren die gleichen gewesen sein wie in der heutigen Daseinsform. Die Differenzierung liegt in der ständig wachsenden Kluft zwischen Instinkt und Intellekt, und eben diese Entfremdung ist entwicklungsgebunden, das heißt Naturgeschehen.

Der Mensch, der, um nur ein Beispiel herauszugreifen, biogenetisch dem Wurm nähersteht als etwa dem Affen, hat bei sich nicht die Fähigkeit entwickeln können zu fliegen, weil die Zwischenstufe der Larve, der Verpuppungsprozeß, der im Lebenskern noch bei allen Insekten zu finden ist, verkümmert und unterdrückt ist. Statt dessen hat sich in der Bewußtseinsbildung der Intellekt geformt, mit dem das Menschenwesen einige Jahrtausende überstanden hat, ein Ersatz und gewissermaßen auch ein biologischer Schutz, der heute bereits wieder in der weiteren Perspektive dem Nachstoß des Instinkts, einem Vulkan vergleichbar, wird weichen müssen.

Der Insekten-Typ im Menschen ist ungenutzt geblieben. Der Vogel, der das Insekt zur Flugleistung verdichtet hat, bildet zugleich aus der gleichen Verdichtung den Laut, den Gesangstriller aus den Myriaden von Insekten, die der Vogel im Lebensablauf als Typ wie als Einzelwesen frißt und gefressen hat.

Beim Menschen liegt das anders. In seiner biogenetischen Entwicklung liegt die für den Menschheitstyp schicksalhafte Trennung zwischen Weidetier und Raubtier, die der Mensch in Zehnjahrtausenden in seiner Bewußtseinsbildung zu verarbei-

ten hatte, um diese Trennung in irgendein Gleichgewicht zu bringen. Unsere Gesellschaftsbildung und unsere Moralbegriffe gehen darauf zurück.

In dieser nach Jahrmillionen zählenden – Zeitbegriffe und Ziffern sind ein mehr kindhaftes Unterfangen – Phase der Spaltung haben sich die großen Fangzähne, mit denen das urzeitliche Menschenwesen seine Beute sich reißen mußte, zu dem heutigen Gebiß zurückgebildet. Es ist der veränderte Urlaut entstanden, die Sprache, die einem Zweck, nämlich dem zu *beißen,* zu reißen und zu täuschen, dienstbar war als Schutz und zugleich abschreckend wie das Bellen. Daraus ist das entstanden, was man heute die „Verständigungsmittel" zwischen den Menschen nennt. Wem dies ungewöhnlich und übertrieben erscheinen mag, dem ist nur zu raten, in einer assoziativen Denkfolge analytisch die Grundelemente seiner Sprache zu entblättern. Er wird allerdings zunächst auf das Hindernis stoßen, daß inzwischen eine Symbiose zwischen Intellekt und Sprache entstanden ist, die erst wieder aufgelöst werden müßte, um der Reflexwirkung des Instinkts zum Durchbruch ins Bewußtsein zu helfen.

Während der erste Band der Gesamtausgabe solchen Entwicklungsphasen gewidmet ist, den urzeitlichen Formen der Gemeinschaft und Gesellschaftsbildung, als deren „goldenes Zeitalter" Fuhrmann die Sawah-Wasserwirtschaft beschreibt, deren urzeitlichen Entwicklungspuren er in allen Erdteilen folgt. Der zweite Band analysiert die Legenden, die moralischen Tabu-Gesetze, die Religionsbildungen, die in ihrem Ursprung ausgehen von dem goldenen Zeitalter und in denen Fuhrmann die Verdichtung sieht, in der Erinnerung von Naturkatastrophen bis hin zu dem stufenweisen Zerfall, der den organischen Fehlleistungen im menschlichen Organismus entspricht.

Für solche Fehlleistungen werden im dritten Band die Erklärungen gegeben durch eine sehr instruktive Schilderung der Lebensfunktionen der Pflanze, die auf den tierischen und menschlichen Organismus übertragen, in den schon mehrfach betonten Umwertungsprozeß eingegliedert ist. Im direkten Zusammenhang damit steht im vierten Band die embryologische Geschichte des Menschen, Blüte und Frucht, im allgemeinen Naturgeschehen den zyklischen Naturkatastrophen mit unter-

worfen, nur oberflächlich bisher abgeschützt im menschlichen Intellekt, aber mit der bereits sichtbaren Stoßrichtung, die das Lebende in seiner Gesamtheit höher entwickeln wird, eine Parallele bereits zu der heutigen Vorstellung vom Schöpfungsakt. „Ein Gott", sagt Fuhrmann, „der nicht mitwächst, ist eine Unmöglichkeit."

Nachdem so biosophisch gesehen Voraussetzungen und Grundlagen gegeben sind, geht Fuhrmann über zu einer Analyse der Lebensform, der Gemeinschaftsbildung und der gesellschaftlichen Zusammenhänge. Er untersucht die Stadt, die Staatsform, das Prinzip des Gleichgewichts in der Stellung des einzelnen zur Gesellschaft und der Gesellschaft zum einzelnen.

Dies ist der Inhalt des fünften Bandes. Hier liegt auch bereits die Grenze, die einem Vergleich oder nur einem Argumentieren mit den theoretischen Abhandlungen der orthodoxen Wissenschaft noch gesetzt sind.

Was jetzt in den weiteren Bänden noch folgt, das ist die Aufhellung von Möglichkeiten in einer völlig veränderten Denkrichtung, die Assoziationen in ein dem orthodoxen, das ist dem schlußfolgernden Denkprozeß Ungewohntes hinaus, wobei die künstlich gezogenen Grenzen zwischen den althergebrachten wissenschaftlichen Fachdisziplinen aufgehoben sind. Wer aus den zwanziger und dreißiger Jahren Ernst Fuhrmann als Deuter urzeitlicher Entwicklungsgesetze, als Anthropologen, als Pflanzenphysiologen, als Interpreten der geschichtlichen Überlieferungen, der Sagen von Naturkatastrophen kennengelernt hat, dem ist dieser neue Fuhrmann, wie er sich im zweiten Teil der neuen Gesamtausgabe vorstellt, unbekannt.

Hier spricht jetzt Fuhrmann von der inneren Verflechtung der gegenseitigen Beeinflussung alles Lebenden in der Natur, der Lebewesen, als welche Menschen sich zu beeinflussen in allen Zusammenhängen des Naturgeschehens genötigt und bestimmt sind, von der unendlichen Kette der Jahrtausende her in eine nur begrent begreifbare Zukunft. Er hat diese im Rhythmus der Zusammenhänge ineinander übergehenden Strömungen in der Bewußtwerdung des Einzelwesens zu seiner Umwelt, das Nebeneinander in der Gemeinschaft und der menschlichen Gesellschaft als *Emanationen* bezeichnet – ein Begriff, der dem heute marktgängig gewordenen Forschungszweig der Parapsychologie entnommen zu sein scheint.

Bei Fuhrmann aber bedeuten diese Emanationen, die aktiven wie die passiven, weit mehr als in der Problemstellung der Parapsychologie. Die Gabe der Prophetie, das Erleben und das Vor-Denken der Zukunft braucht nicht erst freigelegt und erlernt zu werden. Sie ist in jedem Menschen seit Urzeiten vorhanden, naturgegeben als Instinkt, der nur verkümmert und nicht mehr wirksam ist. Das gleiche etwa gilt für die Übertragung von Gedanken, von Bewußtseins-Reaktionen auf weite Entfernungen, physiologischer und psychologischer Natur – allein schon der Begriff von Entfernung ist den üblichen Mißdeutungen unterworfen. Ferngesteuerte Handlungen beispielsweise sind eine Selbstverständlichkeit. Gute und böse und alle Handlungen, die von unseren Moralübereinkommen diktiert sein mögen. Fuhrmann kümmert das wenig, er erwähnt es kaum, während die Wissenschaft heute so viel Aufhebens davon macht.

Dazu gehört auch die Frage des Weiterlebens nach dem Tode, die Verbindung zu denjenigen, die aus dem Leben bereits ausgeschieden sind. Ich zitiere Fuhrmann aus dem Aufsatz „Wie ich es sehe":

„Menschen können mit in uns wohnen. Sie können zu jeder Zeit in uns wieder erwachen. So wird es für immer unmöglich, zu wissen oder zu fragen, ob der andere als Anteil unseres physiologischen Körpers erscheint oder ob er von einem Jenseits zu uns kommt. Es gäbe keinerlei Mittel, den Unterschied zu erkennen, denn: Wen wir erlebt haben, der lebt weiter mit uns. In uns. Ob es Lebende oder Nicht-Lebende sind, hat keinerlei Bedeutung."

Versucht man, durch das Gesamtwerk Ernst Fuhrmanns den „roten Faden" zu finden, um den man das Gerüst bauen könnte für die einzelnen Betrachtungszweige und Themen, – ein Verfahren, gegen das sich Fuhrmann auf das heftigste gewehrt haben würde, weil es eben der Grundauffassung von den Zusammenhängen widerspricht, so könnte man sagen: Für Fuhrmann war die leidige Frage nach dem Sinn des Lebens bereits gelöst. Überall in seinen Betrachtungen findet sich diese Lösung als eine Art selbstverständliche Voraussetzung.

Entscheidend für das Fuhrmannsche Denken ist, eine Antwort zu finden auf die Frage nach dem *Sinn des Todes* – dieses in der Kontinuität des Zerfalls zu erklären mit der präzisen

Analyse des „Wohin", des Wohin zu welchem noch gerade erkennbaren Ende. Bei aller Aggressivität in der Kritik gegen die Lebensformen, in die der Mensch sich gegenüber ausgeglicheneren Lebewesen degradiert hat, erwächst für Fuhrmann die Perspektive eines veränderten Weltbildes in der Erkenntnis und der Bewußtseinsbildung vom Zerfall und vom psychischen Tod als dem Vollender einer biologischen Entwicklung.

Wie wenig der heutige Typ Mensch die ihm noch verbliebene psychische Fähigkeit und Energie zu benutzen weiß, zeigt Fuhrmann in einer Analyse des Mitleids, der Nächstenliebe und des allgemeinen Unbehagens in der Kultur. Er untersucht die Illusion eines Gleichgewichts innerhalb der Emanationen nach dem Prinzip des Nimm und Gib. In Wirklichkeit wird dadurch der parasitäre Charakter des Menschen als seine biologische Funktion nicht aufgehoben. In Wirklichkeit leben die einzelnen *von* einander, sie fressen sich gegenseitig auf, und zwar im Frieden auf Erden stärker als im Krieg, der viel eher den Gleichgewichtszustand durch die Massenvernichtung wiederherzustellen in der Lage sein mag.

Dagegen hat sich kaum jemand bisher bemüht, sich statt des Mitleids mit der *Mitfreude* näher zu befassen.

Sie werden selbst gelegentlich die Erfahrung gemacht haben, oft sogar täglich oder mehrmals am Tag, daß ein Gefühl der Freude plötzlich hochstößt, so gewaltsam, daß der Atem wegbleibt. Wo kommt dieses Urgefühl der Freude plötzlich her? Nach der althergebrachten Theorie vom Sinn des Lebens ist wenig genug Grund dazu vorhanden. Wir nennen es Mitfreude, wenn es sich mit einem zufällig gegebenen Objekt oder Anlaß verknüpfen läßt. Mit einer solchen Erklärung wird sich Fuhrmann nicht zufrieden geben. Für ihn bedeutet das, eine Energie wird freigelegt, mit der dieses Freudegefühl ins Bewußtsein vorstößt, der Eruption eines Vulkans vergleichbar. Es werden Kräfte gelöst, die gegen den gewohnten Haushaltsbereich der gegenseitigen Beeinflussungen stoßen, Schutzdämme der Emanationen, bisher abgeschützt für den täglichen Gebrauch, überfluten, suchen Kontakt über die Enge des Menschendaseins hinaus – wir schämen uns oft, das zuzugeben, aber jeder von uns hat das in dieser oder jener Lage und Begebenheit schon erlebt.

Fuhrmann sieht darin eine lebendig werdende Erinnerung

von der Urzeit her; die Reaktion des Instinkts, mit dem Naturgeschehen ringsum, im einzelnen selbst auf die gegenwärtige Phase der Entwicklung eines Menschendaseins bezogen. Er sieht darin die Lebenssphäre eines urzeitlichen Geschlechts, die mit der Verkümmerung des Instinkts dem heutigen Menschen zum größten Teil bereits verlorengegangen ist.

Aber läßt sich die Bewußtwerdung dieser Kraftquelle wieder rückentwickeln? Läßt sich diese Energie in dem bisher für unerklärbar gehaltenen Überschwang der Freude irgendwie einsetzen, für den Lebensablauf nutzbar machen, für den Aufbau, den Aufenthalt und den Widerstand im Verfall? Würde der Mensch wieder in die Lage kommen, auf die technischen Hilfsaggregate, zwangsläufig entwickelt aus der Erkenntnis heraus, dem Leben sonst nicht mehr gewachsen zu sein – die Werkzeuge, die Maschinen und all die angewandten Wissenschaften zu verzichten?

Fuhrmann selbst bezweifelt es, obwohl er sich bis zum Ende seiner Tage in seinen täglichen Notizen, den „Biological Notes", mit dem Für und Wider immer wieder beschäftigt hat. In den Kreisen der heutigen Parapsychologie scheint man eher bereit zu sein, diesen Sprung über den eigenen Schatten zu wagen.

In den bisher vorliegenden letzten Bänden der Gesamtausgabe wendet Fuhrmann den assoziativen Denkprozeß auf physikalische Vorgänge an, etwa der kosmischen Energie. Er untersucht die Strukturwandlung der Kristalle und der Rohstoffe und, dem Vorbild Svedenborgs und Strindbergs folgend, den Einfluß des Noch-nicht-Lebenden, der Schlacke aus dem Großen Feuer, auf das bereits organisch Lebende.

Noch völlig unveröffentlicht und unerschlossen sind die über fünfzig große Foliobände umfassenden Manuskripte, die in englischer Sprache geschriebenen „Biological Notes" – eine Art täglicher Eintragungen, und das Werk „Insane Asyl, made by man for himself", was auf Deutsch übertragen etwa heißen dürfte: „Das Irrenhaus, das der Mensch für sich selbst geschaffen hat".

In diesen Aufzeichnungen assoziiert Fuhrmann über einen Zeitraum von einem Dutzend Jahren, ungefähr seit Ausbruch des letzten Weltkrieges, die politischen Geschehnisse, in und außerhalb seiner Wahlheimat Amerika, die Künste und die

Wissenschaften, die neuen und alten Entdeckungen, die falschen und diejenigen, die eine gewisse Zukunft versprechen, die Menschen um ihn herum und die Menschen unterwegs, die guten und schlechten Geschäfte, die Religionen und die verschiedenen Krankheiten an Leib und Seele mit einem bitteren Spott: Wozu das alles und wohin soll die Reise gehen?

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo der einzelne, der auf eine Spitzen-Intelligenz Anspruch erhebt, aufhören wird zu lesen. Unter uns gesagt: das Lesen hält nur auf. Das wird sich widerspiegeln auch im Denkprozeß. Bevor noch das Denken völlig abgelöst sein wird durch den Masseninstinkt, den man beim Heerwurm eines Zuges von Raupen beobachten kann, wird es für den einzelnen notwendig sein, *schneller* zu denken . . . sozusagen nur die Taste anzuschlagen, um sofort die tausend Register aller Assoziationen zu ziehen, und diese dann komprimieren in den *einen* Gedanken, im Leben zu stehen und Leben zu spenden.

Die Fuhrmannsche Biosophie wünscht den Mit-Denkenden dazu anzuregen, *wach* zu bleiben. Dieses *Wachsein* steht noch gegen den kontinuierlichen Zerfall, der die heutige Menschheit dahindämmern läßt, in einem todesähnlichen Schlaf, aus der sie der Tod dann allerdings wirklich erlöst, ohne etwas anderes zu hinterlassen als Knochen und Gewebeabfall. Es ist ein entsetzlicher Leerlauf – von dem wir alle wissen, ohne es uns einzugestehen.

Fuhrmann legt den Finger auf die Wunde. Er möchte den einzelnen wieder denken lehren, selbst auf die Gefahr hin, eine unerträgliche Vorstellung – daß Menschen ohne Hirn und ohne Bewußtwerdung der Zusammenhänge wieder anfangen sollten, selbständig zu denken. . . ohne Zwischenschaltung eines Verdichtungsprozesses.

Fuhrmann zeichnet diese Entwicklung in der Summe seines Gesamtwerkes vor. Ich selbst möchte wünschen, daß sich eine Institution, ein Archiv oder eine sonstige private oder staatliche Stelle findet, die Hinterlassenschaft Ernst Fuhrmanns, die gedruckte wie ungedruckte, zu sammeln und zum Nachstudium, der Interpretation und der Weiterverarbeitung zugänglich zu halten.

Diese Hinterlassenschaft liegt heute an mehreren Orten zerstreut. Selbst der Zugang zu den gedruckten Werken ist sehr

erschwert, fast alle Einzelbände des Gesamtwerkes sind heute vergriffen.

Natürlich – könnte man sagen, jeder Gedanke, der wert ist, gedacht zu werden, wird einer Blüte entgegenreifen und Früchte tragen; er wird weiterleben. Er taucht nicht nur allerorts wieder auf, sondern auch bereits in sich weiterverarbeitet und vertieft. Fuhrmann selbst war sich darüber niemals im Zweifel.

Ich möchte mit Worten von Ernst Fuhrmann schließen. Sie stehen in dem Aufsatz „Summe", womit er sich von den Nachfolgenden zu verabschieden wünscht, am Ende des 6. Bandes der Gesamtausgabe.

„In einem Zeitalter, das jeden Menschen zu einem Maschinenteil macht und ihn zu unbedingtem Konformismus zwingt, in einem Zeitalter, in dem aber auch der einzelne so schwächlich geworden ist gegenüber seiner Obrigkeit wie gegenüber seinen Kindern, finde ich, daß mich etwa seit fünfzig Jahren mein Leben in absolute Opposition gestellt hat.

Wenn es auch so gut wie unmöglich ist, meine Arbeit „kurz zusammenzufassen", wie man oft von mir verlangt hat, so könnte ich mir doch denken, daß man von dieser Seite her wenigstens in das Material eindringen könnte, das mir zu Studienzwecken gedient hat und das ich dann in der mir wichtig erscheinenden Richtung verarbeitet habe.

Gegenüber den allgemeinen Aspekten einer solchen Opposition sind es zwei Dinge, die mich weitaus am meisten beschäftigt haben. Von eigener Neugier angetrieben, habe ich mich geweigert, in irgendetwas konform irgendeiner unechten Tradition zu denken, sondern ich bin der gesamten Vergangenheit des Menschen nachgegangen, viel weiter, als das auch in der neuesten Zeit geschehen ist. Ich habe mich nicht damit begnügt, die möglichen Funde von Felszeichnungen bis zur Völkerkunst vorzuzeigen, sondern ich habe versucht, die sämtlichen Schichten der Vergangenheit selbst reden zu machen, selbst berichten zu lassen, wie eigentlich diese Dinge, die später Religionen oder Sagen wurden, im Werden waren.

Diese Arbeit hielt ich für nötig, um dem Einzelmenschen ein Fundament wiederzugeben, das nicht auf törichten Phrasen beruht. Damit zugleich ergab sich die Notwendigkeit, die Sprachen aller Zeitschichten zu verstehen und wiederum die Wanderungen der Menschen mit ihrer Sprache sichtbar zu machen.

Das ist keine Arbeit, die jemals enden kann, denn dreißigtausend Jahre sind mindestens von intelligenten Menschen gelebt worden, und nur wenn man wenigstens bei ihren Beratungen und Feststellungen überall beisitzt, kann man wissen, was damals verstanden und was beschlossen wurde. Wie gesagt: Ich habe nur versucht, den intelligentesten Teil der vorzeitlichen Menschen verständlich zu machen, nicht die Mißverständnisse, die sich zu allen Zeiten einfanden und die bei jeder Verbreiterung der Mitteilung auf Massen automatisch eintreten mußten.

Ich wollte versuchen, dem einzelnen sein Selbst wiederzugeben. Ich wollte ihn von dem Wissen der Pflanzen, die allein ihn im Prinzip ernähren, über seine eigenen Körperfunktionen zum Wissenden alles dessen machen, was ihn betrifft und in ihm vorgeht. Das Wissen von seiner Gesamtvergangenheit und das Wissen von seinen organischen Zusammenhängen macht den Besitz des einzelnen aus. Sonst nichts.

Mit meiner Arbeit – nur für den einzelnen – bin ich nicht hervorgetreten. Aber wenn sich bei Menschen auch nur wieder Spuren entwickeln würden von dem Gefühl, sie möchten sich wenigstens wieder selbst gehören und denen, mit denen sie leben, – dann könnte für andere mein Material brauchbar sein, um für dieses Ziel zu kämpfen."

DAS MÄRCHEN EINER LEGENDE
Jack Londons tragisches Schicksal

Für diejenigen, die sich meines Namens nicht erinnern, will ich vorausschicken, daß ich vor etwa 30 Jahren ein Buch geschrieben habe, „Jack London, der Dichter der Arbeiterklasse", das in der Internationalen Verlagsgesellschaft Wien erschienen war, bestimmt, der Jugend und vor allem dem Leser aus der Arbeiterschaft ein Bild von diesem amerikanischen Schriftsteller zu vermitteln. Jack London – in seinem Leben und in seinem Werk ein Vorbild für die freie Entfaltung eines noch ungebrochenen Eigenlebens, Vorbild für die jedem Einzelwesen innewohnende Reserve an Lebensenergie und deren Auswirkung auf Erfüllung dieses Eigenlebens, im Glück oder im Unglück –, Vorbild für die Unbekümmertheit und das Abenteuer, sich zu behaupten und sich durchzusetzen gegen eine Umwelt, die, um Raum zu geben für das Individium, erst niedergezwungen werden muß; sich zu behaupten gegen eine überwiegend unberührte Natur, die den Einflüssen der Zivilisation bisher erfolgreich Widerstand entgegensetzt.

Das war im Spiegelbild dieser Jahre Jack London, der Austernpirat, der Weltumsegler, der Vagabund der Landstraße und der Eisenbahnen, der Goldgräber in Alaska, der Whisky-Schmuggler in der Südsee, der Verfasser von Persönlichkeitsromanen mit einem sozialistischen Unterton, ohne Klassenkampf, aber erfüllt von einem dynamischen Optimismus . . . die Zukunft des freien und nur seinem eigenen Gesetz gebundenen Menschen zum Greifen nahe. Der Schriftsteller Jack London, der in Rußland schon vor der Revolution zu den meistgelesenen ausländischen Autoren gehört hat und dessen Bücher, Romane, Sammlungen von Novellen und Kurzgeschichten in Serien auch auf dem deutschen Buchmarkt in diesen Jahren zu erscheinen begannen. Mein eingangs erwähnter Auswahlband enthielt eine längere biographische Einleitung, die sich im wesentlichen auf die damals in Amerika erschienene Biographie Charmain Londons, der Witwe, stützte. Das Buch brachte weiterhin Leseproben aus Jack Londons Werken, bunt durcheinandergemischt.

Das Buch, das seinerzeit viel zu Vorträgen in Bildungsveranstaltungen der Arbeiterjugend benutzt wurde, ist sehr bald in

völlige Vergessenheit geraten, offengestanden auch Jack London selbst im Strudel des sich ankündigenden politischen Niedergangs, inmitten der Hitlerjahre und deren Begleiterscheinungen und Folgen.

Erst in den 50er Jahren bin ich wieder an Jack London erinnert worden. Ich war inzwischen nach den Vereinigten Staaten emigriert und war von New York nach dem Westen, nach Kalifornien und San Franzisco, übersiedelt. In Oakland, der Heimatstadt, hatte ich zeitweilig geschäftlich zu tun. Ich hatte dort in einer Lokalzeitung rein zufällig gelesen, daß auf dem Jack London Square eine Büste des Schriftstellers enthüllt werden würde, mit einer Feier verbunden und einigen Ansprachen. Ich bin dann, ohne mich noch weiter zu erkundigen, einfach hingefahren an dem bestimmten Tag und zur festgesetzten Stunde.

Die Beschäftigung mit Schriftstellern, den halbvergessenen wie den kommenden, lag damals nicht in meiner Linie. Ich bin auch nicht eigentlich neugierig gewesen. Ich hatte mich trotzdem auf den Weg gemacht. Ich sollte es nicht bereuen. Es wurde mehr als nur verlorene Zeit. Ich habe dort eine tiefe Erschütterung erlebt, und das ist es schließlich, was in unserem Leben zählt.

Nach der langen Anfahrt über die Brücke zwischen San Franzisco und Oakland wurde der Weg von den Kaianlagen an der Oakländer Seite der Bucht durch das anschließende Stadtzentrum zu dem angekündigten Jack London Square recht schwierig. Niemand wußte die Richtung anzugeben oder hatte überhaupt je von einem solchen Platz gehört. Es stellte sich heraus, daß ein bisher unbenanntes Gelände, weit außerhalb des eigentlichen Stadtzentrums, eigens für den Zweck der Enthüllung einer Büste erst so benannt werden sollte. Immerhin – ich war nach einer Fahrt von gut einer halben Stunde durch Oakland hindurch offensichtlich noch rechtzeitig zur Stelle, denn der Platz war völlig leer, nur an der Zufahrtsstraße rechts und links durch provisorische Holztafeln als Jack London Square bezeichnet.

Ursprünglich mag dieser Platz als Schuttablade verwandt worden sein. Nach Süden hin gelegen, an der Ostseite der Bucht, hatte dieser Küstenstrich, von der Schiffahrt nicht benutzt, sich allmählich in Morast verwandelt. Man sah noch

einen Landesteg, an dem in früheren Jahren vielleicht Boote festgemacht worden waren. Jetzt war der Steg verfallen, einige Latten hingen ins Wasser hinunter; das Holz schon zu morsch, als daß es sich gelohnt hätte, es als Brennholzersatz wegzutragen. An der nach Osten weit offenen und durch keine Straße begrenzten Seite des Platzes war ein Dutzend schwerer Lastwagen abgestellt. Sie gehörten zu einer Maschinenfabrik, deren Lagerhallen nach der Nordseite den Platz umsäumten: Jack London Square. Von der Bucht her kam starker Modergeruch. Was immer hier gewesen sein mag an geschäftlicher Tätigkeit, war längst versunken.

Ich habe einen Mann gefragt, der an einen niederen Zaun gelehnt stand. Der Zaun umfriedete eine Fläche, in der noch kürzlich gegraben worden war – wahrscheinlich für eine Grünanlage, Sträucher und alles das. Der Mann wies mich mit dem Kopf auf eine Gruppe von Leuten, die ich bisher völlig übersehen hatte. Dicht an der Zufahrt zum Platz, ich muß achtlos daran vorbeigefahren sein. Darauf aufmerksam gemacht, konnte man auch sehen, daß in die Gruppe Bewegung gekommen war. Ein Wagen fuhr vor, Stühle wurden abgeladen, in zwei Reihen vor einem Sockel aufgestellt. Die Leute standen um diesen Sockel herum, auf dem sich etwas befand, das noch mit Tüchern umhüllt war. Jetzt begannen die Leute sich zu setzen, ein knappes Dutzend. Ein zweiter Wagen war vorgefahren, und ein Arbeiter begann, Kabel auszulegen – der Lautsprecherwagen. Die Feier zur Enthüllung einer Büste von Jack London und zur gleichzeitigen Einweihung des Jack London Square hatte begonnen.

Der einsame Mann am Zaun, zu dem ich mich gesellt hatte – ich werde auf ihn noch zu sprechen kommen – und ich selbst, wir waren die einzigen Gäste, die einzigen Zuschauer und die einzigen ungeladenen Zeugen. Von den Geladenen hatten in der ersten Reihe Platz genommen – wie mir der Mann bedeutete – die beiden Töchter Jack Londons, beide in untergeordneten Stellen in Abteilungen der Verwaltung des Staates Kalifornien untergebracht, sehr würdig aussehend und in schwarzer Kleidung, ferner der angeheiratete Neffe; ein Stuhl blieb frei für Charmain London, die Witwe. Sie war zu dieser Zeit schon bettlägerig und ist einige Monate später gestorben. In der zweiten Reihe hatten Vertreter der Behörden sich nie-

dergelassen, ein Vertreter des Bürgermeisters, ein Herr von der Hafenbehörde, ein Herr von der Schulbehörde und zwei weitere Herren, deren Beruf und Bedeutung nicht so ohne weiteres ersichtlich waren. Ich nehme an, sie hatten, feierlich in Zivil, für die Ordnung zu sorgen, verkleidet als Museumsdiener oder Leichenträger.

Ich kann mich jetzt kurzfassen:

Aus dem Lautsprecherwagen kamen die ersten Töne der Nationalhymne, rutschten schnell ab in verschwommene Quietschlaute und allgemeines Gepolter; am Kabel war etwas nicht in Ordnung. Der Vertreter des Bürgermeisters erhob sich und sprach einige Sätze über den großen Sohn Oaklands – Jack London: Oakland hat der Welt diesen Sohn geschenkt. Der Herr schritt sodann zu dem Sockel und entfernte die Leinentücher: die Bronzebüste Jack Londons kam zum Vorschein. Es folgte in der Kette der Festredner der Vertreter der Hafenbehörde, der sich über die kommende Weltbedeutung des Oakländer Hafens verbreitete . . . der Seemann Jack London, Schiffsjunge auf einem Austern-Kutter und späterer Weltumsegler, hat Oakland dem Welthandel erschlossen. Darauf sprach der Vertreter der Schulbehörde, zugleich Direktor im Kultur-Dezernat der Stadt. Er sprach über die Erschließung der Südsee, die von Oakland ausgegangen sei, und von den Geheimnissen und Abenteuern der Schatzinsel, die Jack London für die Welt und für die Jugend seiner Heimat so meisterhaft beschrieben hat, offensichtlich dabei Jack London mit Stevenson verwechselnd, der allerdings auch von Oakland aus nach einem Aufenthalt in einem Oakländer Krankenhaus seine Reise nach der Südsee angetreten hatte. Der Herr wies dabei mit zwingender Geste auf den niedergebrochenen Landesteg hin: von dort ist er in die Welt hinausgefahren, zu dem großen Abenteuer, ein Vorbild für die Erziehung der heranwachsenden Generation. Schließlich erhob sich aus der Familie der angeheiratete Neffe, Herr Irving Shepard. Er sprach von seinem Onkel als dem Begründer der kalifornischen Pferdezucht, dem Pionier des Alfalva-Anbaus, wodurch das Futterproblem für die Rinderherden, die heute, dem Wilden Westen entfremdet, an Ställe gebunden sind, gelöst werden konnte, dem Wegbereiter und Verteidiger der kalifornischen Eukalyptus-Pflanzungen, was erst spätere Geschlechter zu würdigen wissen werden, und so

fort. Herr Shepard ist heute der Verwalter der von Jack London hinterlassenen Großfarm in Glen Ellen, 40 km entfernt von San Franzisco, im Valley of the Moon, dem Mondtal, eine wellige Landschaft, von den Seenebeln geschützt und in vielem an Thüringen erinnernd. Damit schloß die Feier.

Inzwischen waren die Lautsprecher-Kabel neu gelegt worden. Die beiden letzten Redner sprachen schon mit laut schallender Stimme über den weiten Platz. Die Schlußansprache wurde abgelöst von einem preußischen Militärmarsch, „Alte Kameraden". Der Marsch stammt von dem Berliner Schutzmann Teike, der von Kaiser Wilhelm den Auftrag erhalten hatte, die deutsche Musik mit etwas mehr Schmiß aufzufrischen.

Ich war mit meinem Nachbarn am Zaun ein wenig ins Gespräch gekommen. Während von weither wie hingezaubert Wagen vorfuhren, die geladenen Gäste nach Hause oder sonstwohin zu transportieren, hat mir der Mann einiges über Jack London erzählt. In seiner Jugend war er ein großer Verehrer von Jack London. Er war zeitweilig als Manager für dessen politische Karriere tätig, hat die Vortragsreisen organisiert und, über den ganzen Westen verteilt, Hunderte von Jack-London-Klubs gegründet für die Verbreitung von Lack Londons Büchern. Der Mann sprach ohne Verbitterung, aber mit einer tiefen und echten Resignation. Er ist heute Geschäftsführer im Verlag eines Wochenblattes, „Workers Weekly", das in ein paar Hundert Exemplaren in San Franzisco abgesetzt wird, ein Blatt für alte Leute, für die Zurückgebliebenen, für die wenigen, die noch zugeben, daß sie die Welt nicht mehr verstehen. Ein Blatt voller Erinnerungen – aber Jack London wird in dem Blatt nicht mehr erwähnt.

Keiner spricht mehr von Jack London, sagte mir der Mann beim Abschied, die meisten kennen ihn überhaupt nicht mehr ... „Und was war das doch damals für ein aufgehender Stern!"

Aber auch darin hat sich der gute Mann getäuscht. Knappe fünf Jahre nach der Enthüllung des Denkmals – die Büste hatte übrigens die Stadt Oakland nicht eigens herstellen lassen, sie ist in einem verwilderten Garten unter Brombeergestrüpp aufgefunden worden bei einem Nachbarn der Jack-London-Farm, der das Grundstück im Stich gelassen hatte; es wurde dann meistbietend an eine Kindererziehungsfarm der Stadt Oakland verkauft – die Büste ist das völlig kunstlose Werk eines Ama-

teurs, dem London zum Spaß Modell gesessen haben mag –, nach diesen fünf Jahren sieht es jetzt um den Jack London Square erheblich anders aus. Der Sumpfboden ist aufgeschüttet und mit Grünflächen bedeckt. An der Seeseite des Platzes ist eine Reihe von Luxusrestaurants entstanden, nach Werken von Jack London benannt, wie Der Seewolf, Jerrys Ruh, Die letzte Chance . . . nicht ohne weiteres dem gewöhnlichen Touristen zugänglich; man muß sich vorher anmelden und den Tisch reservieren lassen. Die Preise sind ganz außerordentlich. Für Leute berechnet, die etwas abseits von dem Fremdenstrom Zuflucht suchen und auch in den entsprechenden Luxusrestaurants in San Franzisco nicht gesehen werden wollen; das Photographieren prominenter Gäste ist in den Jack-London-Restaurants streng verboten. In einer dieser Gaststätten hat sich ein Jack-London-Theater aufgetan, eine Spieltruppe mit Variete-Stars, die zwischen Las Vegas, dem Spielerparadies in Nevada, Pasadena, dem Außenseiter-Studio für Hollywood und dem Jack London Square wechselt.

Das, was heute in der literarisch interessierten Welt und auch in Deutschland als Lebensbild dieses amerikanischen Schriftstellers erhalten geblieben ist, sowohl was die Persönlichkeit betrifft als auch den Inhalt und die Bedeutung seines Werkes, geht zurück auf die Biographie von Irving Stone, „The Sailor on Horseback", die in deutscher Sprache unter dem Titel „Zur See und im Sattel" erschienen ist. Irving Stone ist auf derartige Biographien spezialisiert. Er benutzt Fakten, die sich darbieten, lediglich als Akzente. Er schreibt dann von sich aus den Lebensroman, indem er aus vielen, meist sich widersprechenden Zeugnissen, Erinnerungen, Pamphleten und anderen bereits vorliegenden Biographien dasjenige herauszieht und zusammenfaßt, was seinem Roman die nötige Buntheit verleihen könnte. Er schreibt diese neue Art von Legende immer zur rechten Zeit, wenn sein Thema und das Opfer, das er sich vorgenommen hat, diese Legende braucht, um nicht in Vergessenheit abzusinken.

Er bringt dabei niemals etwas völlig Falsches, er verschweigt im Grunde genommen auch nichts. Nur bringt er es, sobald es dem Grundzug der Legende zu widersprechen scheint, in so belangloser Form, oft in Nebensätzen versteckt, daß der Leser, der nach der Lektüre einiger Bücher auch die Zusammenhänge

und den Autor selbst als Person kennenlernen möchte, darüber hinwegliest. Oft kann man nur die wahren Zusammenhänge zwischen den Zeilen herauslesen, beinahe nur ahnen . . . für den, der sich näher hinzusehen bemüht; auch das will gelernt sein.

Ich will nicht Stellung nehmen in dem literarischen Streit über den Wert oder den Unwert von Jack Londons Werk oder über die Legende, die man seiner Person angedichtet hat, an der, um dies sogleich vorwegzunehmen, Jack London selbst nicht völlig unbeteiligt gewesen ist. In Wirklichkeit aber war er ihr Opfer.

Dieser Streit wurde Mitte der 20er Jahre ausgetragen in Pamphleten und Zuschriften, in den literarischen Magazinen, von echten und falschen Freunden, eine Flut von Verdächtigungen aus seiner engeren Umgebung, von Leuten, die jahrelang seine Gastfreundschaft genossen hatten, Trinkkumpane und literarische Agenten, Leute, die sich übergangen und benachteiligt fühlten. Zehn Jahre nach Jack Londons Tod, als das literarische Erbe, das bei Lebzeiten schon dem Schriftsteller rund eine Million Dollar eingebracht hatte – damals auf dem amerikanischen Literaturmarkt ein Rekord –, aufgeteilt werden sollte, das heißt eingebracht in eine Finanzgesellschaft, in der die beteiligten Verleger die hauptsächlichsten Anteilinhaber waren oder später geworden sind.

Dieser Streit ist längst zu Ende gegangen und entschieden. Die Pamphlete sind vergessen, die persönlichen Erinnerungen haben den Aktualitätswert verloren. – Die Verleger, gemeint sind die Gläubiger, die zahlreichen Banken, die Jack-London-Wechsel diskontiert haben und bei denen Jack London in hohen Schulden stand mit seinen abenteuerlichen Wirtschaftsplänen . . . der Begründer der kalifornischen Pferdezucht, der mit schweren ostpreußischen und belgischen Zugpferden den aufkommenden Traktoren Widerstand leisten wollte . . . der Mann, der dabei war, ganz Kalifornien mit Eukalyptus-Bäumen zu bepflanzen, um das an sich schon trockene Klima noch trockener zu machen . . ., die Gläubiger haben auf der ganzen Linie gesiegt.

Jack London ist der amerikanische Standard-Autor geblieben für die amerikanische Unbekümmertheit, den Lebensoptimismus, für die Kurzgeschichte und den wirtschaftlichen

Erfolg derjenigen, die die Sache richtig anzupacken wissen . . . So wird Jack London heute in den Schulen dargestellt. Die Entwicklung als Person, die Einzelheiten, auch schon die Legende selbst – spielen heute keine Rolle mehr: das sind Arabesken, und Arabesken lenken ab. Hat es überhaupt einen Jack London in Person gegeben? Nach weiteren dreißig Jahren wird das vielleicht schon bezweifelt werden.

Es hat immerhin zwanzig Jahre gedauert, Jack London der Gefahr einer politischen Diffamierung zu entreißen, und zwar sowohl von links wie rechts. In diesen kritischen Jahren ist über das Schicksal Jack Londons entschieden worden. Der Autor war schon halb vergessen, Legende wie Person. Bis sich einige Jahre nach dem letzten Weltkrieg, so Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre, eine neue Jack-London-Welle durchgesetzt hat, ein neuer Jack London geboren wurde. Das Schwergewicht liegt nicht mehr auf der zurechtgemachten Legende, die kaum mehr erwähnt wird. Allerdings sind die Werke, in denen Jack London versucht hat, über sich selbst zu sprechen, wie „König Alkohol" und „Martin Eden", das eigentlich Unausgesprochene seiner literarischen Entwicklung, in diese Welle nicht miteingeschlossen.

Zwischen den einzelnen Werken wird so ein scharfer Trennungsstrich gezogen. Viel dazu, daß die Legende von dem weggelaufenen Schiffsjungen, dem Abenteurer und Goldgräber, der sich bis zum höchstbezahlten Autor in Amerika heraufgeboxt hat, nicht mehr zu laut hervorgeholt wird, hat das Buch der jüngeren Tochter, Joan London, „Jack London and his Times", beigetragen, ein tief melancholisches Erinnerungsbuch an den Vater, ursprünglich als Verteidigung gegen die Anwürfe von Jack Londons Freunden geschrieben, aber allmählich hinauswachsend zu einem eigenen Angriff gegen die Zeit, die gesellschaftliche Umwelt, in die Jack London sich gestellt sah, seine verzweifelte Gegenwehr gegen die Einflüsse dieser Umwelt, die ihn schließlich als Person und als Schriftsteller vernichtete, inmitten des Zerfalls der Arbeiterbewegung, für die Jack London in seinen Entwicklungsjahren sich eingesetzt hatte, inmitten der Überheblichkeit eines Kulturanspruches der amerikanischen Gesellschaft, die von einem Autor nur duldet, was sie sich selbst aus den Schriften zurechtgemacht hat, und inmitten der stufenweisen Isolierung, die den moralischen

Verfall zur Folge hatte.

Das Buch von Joan London ist ein klassisches Buch zur Geschichte der amerikanischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende, über Ansteigen und Niedergang des revolutionären Elans der amerikanischen Arbeiterbewegung. Das Porträt des Vaters erscheint mehr am Rande, aber es ist überall gegenwärtig, wie ein Konvexspiegel, der alle Entwicklung der Zeit auf sich zieht. Es ist das Erinnerungsbuch der Lieblingstochter, der der Vater mit besonderer Zärtlichkeit zugetan war, auch wenn er sich später geschämt hat, mit der Familie überhaupt noch zusammenzukommen . . .

Es ist beinahe selbstverständlich, daß ein solches Buch in Amerika so rasch wie möglich aus der Öffentlichkeit wieder verschwindet. Die Tragik im Leben jedes amerikanischen Schriftstellers, der sich entscheiden muß, für den Verleger zu schreiben oder für sich selbst, das ist auch die Tragik Jack Londons. Das Buch von Joan London ist heute kaum noch in den Bibliotheken zu finden und bereits zur buchhändlerischen Rarität geworden.

Jack London ist ein Name, auf den ein Geschäft gegründet ist, ein Geschäft, bei dem mit allen neuzeitlichen Nebenrechten, wie Textausgaben für den Schulunterricht, Fernsehen und Film, Lizenzen für die Benutzung des Namens als Werbung für Gegenstände des täglichen Bedarfs, jährlich mit Umsätzen von Millionen von Dollars gerechnet werden kann.

Vielleicht ist es hier an der Zeit, etwas Biographisches nachzutragen für diejenigen, die mit dem Schriftsteller nicht mehr ganz vertraut sind. Geboren 1874, ist Jack London aufgewachsen in Oakland, erzogen unter der materiellen Obhut eines Stiefvaters, der sich aber wenig um den Jungen gekümmert hat. Selbst Fabrikarbeiter, wenn auch nicht mit der in Europa üblichen Berufsschulung, hatte der Stiefvater dafür gesorgt, daß der Junge so früh wie möglich in die Arbeit ging, mit elf Jahren. Die Mutter hatte nicht gewagt, in die etwas lieblose und oft harte Erziehung mildernd einzugreifen. Die Mutter, ein schwaches, zu einer überschwenglichen Sentimentalität oft neigendes Wesen, ist zeitlebens unfähig gewesen, unglücklichen Wechselfällen des Lebens Widerstand zu leisten. Sie war von einem Tage zum andern sozusagen von ihrem Mann, dem Vater Jack Londons, im Stich gelassen worden. Dieser Vater soll –

bis auf den heutigen Tag wird von allen, die es wissen könnten, hartnäckig darüber geschwiegen, auch Jack London erwähnt den Vater mit keinem Wort – ein herumreisender Heilkünstler gewesen sein, der den gutgläubigen Zuhörern Drogen und Salben verkauft hat. Er soll sich auch als Wahrsager betätigt haben und als Erfinder von Tricks und Zaubermechanismen. Er blieb, wie gesagt, eines Tages verschwunden, hatte sich abgesetzt in die Weiten der westlichen Prärien und ist nie wieder aufgetaucht. Der kleine Jack wurde nach dem Namen des späteren Stiefvaters London genannt.

Als der Stiefvater gestorben war – Jack arbeitete als Lehrling in den „Schwitzbuden", das sind die kleineren Industriebetriebe der verschiedensten Produktionszweige, die auf Stoß arbeiten, ohne Planung, und die er häufig genug wechselte, meist, um mehr Geld nach Hause bringen zu können –, änderte sich das Bild. Die Mutter war selbständig geworden. Sie brachte die notwendige Energie auf, wie etwas, das lange im Verborgenen aufgespeichert ist, plötzlich freigelegt wird, sich in ihrer Art mit dem Jungen etwas mehr zu beschäftigen. Das steigerte sich zu einer Art Fanatismus. Sie wollte den Jungen „groß" werden sehen. Sie nahm ihn aus der Lehre, sie hieß ihn Bücher lesen, sie stellte ihm Aufgaben, die er schriftlich auszuarbeiten hatte, praktisch: sie erzog ihn zum Journalisten. Und sie schickte ihn auf eine Art Fortbildungsschule.

Mit dieser schüchternen und unterdrückten Frau war über Nacht ein Wunder geschehen. Das Geld im Hause war knapp. Sie holte das Notwendige zusammen, wo es eben zu bekommen war, arbeitete als Haushaltshilfe, als Waschfrau. Sie las Kunden das Schicksal aus der Hand, eine Technik, die sie möglicherweise ihrem ersten Mann abgesehen hatte, sie verschaffte sich Zugang zu spiritistischen Zirkeln und stellte sich dort als Medium zur Verfügung, und sie gab Violinstunden unter den Kindern der Nachbarschaft.

Jack London mag sich in dieser neuen Umwelt zu Hause wenig wohl gefühlt haben. Er hatte sich einer Bande von Jugendlichen angeschlossen, die für die Austernpiraten, das sind die Fischkutter, die nachts die von den größeren Fischerei-Unternehmungen gepflegten Austernbänke plünderten, Hilfsdienste leisteten, und wenn man dem eigenen biographischen Bericht in „König Alkohol" Glauben schenken darf, hatte sich

Jack London bald zum Führer dieser Bande heraufgearbeitet.

Er hielt trotzdem die enge Verbindung zur Mutter. Er lieferte regelmäßig den Großteil des Geldes, das er so oder in ähnlichen Unternehmen verdiente, bei der Mutter ab. Der eigentliche Durchbruch zum Erfolg kam, als er bei einem Preisausschreiben des führenden Lokalblattes, des „San Franzisko Chronicle", ein eigenes Erlebnis in Form einer Kurzgeschichte darzustellen, den ersten Preis bekam. Der Wunsch der Mutter war in Erfüllung gegangen: der Journalist und Reporter Jack London war geboren.

Von diesem Ausgangspunkt beginnt sich die Legende bereits wesentlich von dem eigentlichen Lebenslauf abzusetzen. Die Legende verschweigt zumeist, daß Jack London in diesen Jahren als Starreporter für die großen Zeitungen des Westens gearbeitet hat – dem heutigen Sprachgebrauch entsprechend als Sonderkorrespondent. Als solcher nahm er teil an dem Marsch der Arbeitslosen nach Washington, das heißt, er marschierte nicht mit in Kellys Armee als einer der 70 000, sondern als Reporter. Er berichtete täglich über die Mißgeschicke, den Streit mit den Farmern, die Durchzugsverbote der lokalen Behörden und die massenweisen Desertionen der Enttäuschten, die allerdings sogleich durch lokale Arbeitslose ersetzt werden konnten . . . Merkwürdigerweise ist über diesen Zug von Kellys Armee, der in die Geschichte der amerikanischen Sozialbewegungen eingegangen ist und dem für die damalige Zeit zweifellos eine große Bedeutung zukam, nirgendwo eine zusammenfassende Darstellung erschienen, auch nicht von Jack London, der einer der Unterführer von Kelly gewesen sein soll.

Jack London wurde dann einer Expedition zugeteilt, die im Auftrage einer Gruppe von Geldleuten aus San Franzisko die Möglichkeiten einer industriellen Ausbeute der neuen Goldfunde in Alaska am Yukon zu untersuchen hatte, die klimatischen Bedingungen für die Ansiedlung von Arbeitern, die Möglichkeiten einer Eingliederung der dort bereits auf Grund individueller Besitzrechte Arbeitenden – in die Historie eingegangen als Abenteurer, die wilden Männer des Wilden Westens, in Wirklichkeit aber die Vorläufer mit geringem Eigenkapital, die Pioniere, die in einen Arbeitskontrakt eingefangen werden konnten, wenn sich das für das größere Risiko einer Gesell-

schaft lohnte – gerade dies hatte die Expedition herauszufinden, den Augenzeugenbericht, auf Grund dessen dann Aktien an der Börse ausgegeben werden können. Jack London verstand, das Nützliche des literarischen Promotors mit dem Angenehmen des Reporters in freier Phantasie zu verbinden. So sind die in bunten Farben schillernden Abenteuer der Arktis, der Goldgräberstädte, der wilden Pokerpartien, von denen noch heute die Film-Dramaturgen zehren, entstanden.

Er ging dann als Reporter nach London, um von dort aus über den Burenkrieg zu berichten und, wenn möglich, als Sonderkorrespondent an die Front in Südafrika zugelassen zu werden, der amerikanische Kollege von Winston Churchill. Die notwendige Wartezeit – der Krieg selbst verlor bald an Interesse für die amerikanische Öffentlichkeit – benutzte er, um so nebenbei über die Londoner Elendsviertel, die Hölle von Whitechapel, zu schreiben.

In solchen Reportagen schält sich ein Mittelpunkt heraus, die Beobachtung der Person, der Umgebung, auf eine erzählende Handlung konzentriert, einen inneren Zusammenhang nach der Tiefe hin aufdeckend, mit leichter Betonung in die Zukunft weisend, wobei die Frage offengelassen wird, wohin – zum Guten oder zum Schlechten.

Es entstand der sogenannte Jack-London-„touch"; in der deutschen Sprache gibt es kein adäquates Wort dafür; gemeint ist die Art, wie Jack London ein Thema „anfaßte", was auch der englischen Bedeutung des Wortes „touch" ungefähr entsprechen würde.

In diesen Jahren schien Jack London in der Themenwahl an schriftstellerischen Einfällen geradezu zu explodieren; er schrieb mit dem auf die innere Perspektive seiner eigenen Entwicklung abgestimmten Roman „Martin Eden" ein sozialistisches Bekenntnisbuch. Er schrieb den Roman einer zukünftigen Revolution, „Die eiserne Ferse", aus der Sicht der Jahrhundertwende gesehen, weit voraus der Dutzendware utopischer Zukunftsbetrachtungen, die inzwischen zur Lawine angewachsen sind. Interassanterweise beide Werke mit einem eigenartig pessimistischen Unterton: die Zeit ist noch nicht reif ... wird die Zeit überhaupt einmal reif sein? Die Zentralfiguren in beiden Werken sind zum Untergang bestimmt, sie gehen zugrunde.

Sowohl die vorangegangenen Reportagen wie die beiden Romane sind an eine sozialistische Grundtendenz gebunden. Sie sind aus der Erfahrung heraus geschrieben, die Jack London in seinen Entwicklungsjahren in seiner engeren Umwelt gesammelt hat, dem Ringen der Arbeiterschaft um den Aufstieg, der Protest der Entwurzelten und Deklassierten, Protest weniger gegen Staat und Gesellschaft als gegen das Schicksal, die Dumpfheit der Lebensatmosphäre, die eigene innere Erstarrung, die doch an irgendeiner Stelle einmal aufbrechen muß. Diese Erwartung bestimmt den Ablauf der Erzählung.

Mit dem landläufigen Sozialismus hatte das wenig zu tun. Man hat diese sozialistische Unterströmung seinerzeit auch als eine amerikanische Abart des dogmatischen Sozialismus angesehen und wird dabei allerdings mehr an die Wirkung auf eine europäische Leserschaft gedacht haben.

Jack London interessierte am Sozialismus die Chance eines dynamischen Auftriebs. Das war es, was ihn an die damalige Spitzenorganisation der amerikanischen Arbeiterschaft, die Industriearbeiter der Welt, Industrial Workers of the World (IWW), gebunden hat. Er reiste für diese Organisation im Lande herum – die Spesen verdiente er sich mit den Reportagen unpolitischen Inhalts, die er im Auftrage für Zeitungen des Westens schrieb, hielt Vorträge an den Universitäten vor den Studenten, bei denen er eine begeisterte Aufnahme fand. Stand die soziale Revolution in dem sich entwickelnden Industriekoloß Amerika unmittelbar bevor? Es schien so, und nicht wenige der unabhängigen Beobachter dieser Zeit, gleichgültig, von welchem Standpunkt sie ausgehen – ich meine die Leute, Soziologen, die auch heute noch ohne bezahlten Auftrag schreiben, stimmen darin überein.

Dem Propagandaredner Jack London begegnete aus den eigenen Reihen Kritik über den Inhalt der Vorträge und die Perspektive, die er in den Studentenzeitungen zu entwickeln begann. Er stimmte längst nicht mehr mit der Grundlinie der IWW überein. Für Jack London war dies das Anzeichen, daß die Bewegung der Industriearbeiter der Welt zu eng war, das heißt, daß auch die Bewegung (nicht) durch die Lektüre von Nietzsche, dessen Zarathustra damals gerade auf dem amerikanischen Büchermarkt in englischer Übersetzung erschienen war, (aus dieser Enge herauskam). Der Wille zur Macht – in

einer primitiven und mißverstandenen Interpretation des „Zarathustra" – das wurde für Jack London das politische Leitmotiv.

Jack London wurde aus der IWW ausgeschlossen. Er wandte sich der aufkommenden sozialistischen Bewegung des Eugene Debs zu, für dessen erste Präsidentschaftskandidatur er die allgemeine Propagandakampagne organisierte. In diesem Jahr ließ er sich auch von einigen ihm treu gebliebenen Anhängern der IWW als Bürgermeisterkandidat von Oakland aufstellen. Er erhielt an die 800 Stimmen gegenüber 52 000, die auf die anderen Kandidaten entfielen.

Auch mit der sozialistischen Partei brach Jack London, als sich Eugene Debs gegen den Eintritt der Vereinigten Staaten in den ersten Weltkrieg erklärte und eine Anti-Kriegspropaganda im Lande startete, in deren Verlauf er eingesperrt wurde. Jack London war für den Krieg und insbesondere gegen den Kaiser Wilhelm, wie es sich damals für einen amerikanischen Patrioten gehörte. Er hatte inzwischen für sich einen Sozialismus eigener Prägung entwickelt, basierend auf dem mißverstandenen Nietzsche, mit dem Zukunftsbild des Übermenschen, der das Schicksal des einzelnen in die Hand nehmen und dem bisher Zukurz-Gekommenen den Reichtum der gedeckten Tafel erschließen wird.

Derselbe Jack London, der eine Novelle, „Der Mexikaner", geschrieben hat, die zu den großartigsten Dokumenten der Solidarität eines einzelnen in der Fremde mit der revolutionären Bewegung in der Heimat gehört – derselbe Jack London hat wenige Jahre später als Kriegsberichterstatter den Krieg gegen Mexiko dem amerikanischen Volk populär zu machen versucht, die Strafexpedition des General Pershing gegen Pancho Villa, den Führer der landlosen Bauern. Als Vertreter der Hearst-Presse hat Jack London diese Expedition von einer Bar aus in einer der amerikanisch-mexikanischen Grenzstädte beschrieben; die Washingtoner Administration hatte ihm die Einreise in das Kampfgebiet nicht gestattet – hier wirkte noch die Tätigkeit Jack Londons in der Arbeiterbewegung nach. Mit der Aufforderung an Washington, ganz Mexiko zu annektieren, beendete Jack London jede weitere politische Betätigung. Er beschäftigte sich seitdem nur noch mit dem Ausbau seiner Farm und der Erfüllung seiner Verleger-Kontrakte, eine Auf-

gabe, die weit über die Kraft eines einzelnen hinausging und ein Dutzend Jack Londons in Tätigkeit gehalten hätte.

Was war mit dem Jack London der „Eisernen Ferse" geschehen? Mit großer Zurückhaltung und ohne die Erklärung in eine direkte Kritik und Ablehnung zu verallgemeinern, gibt Joan London einige der Gründe preis. Sie erklären nicht alles, aber sie zeigen die Richtung an. In dem biographischen Lebensablauf ist nachzuholen, daß in den vielversprechenden Journalistenjahren Jack London geheiratet hatte. Er hat sich die Lebensgefährtin nicht ausgesucht, sie ist ihm von der Mutter zugeführt worden. Sie wird in mancher Hinsicht das Ebenbild der Mutter gewesen sein, schüchtern, im Eigenleben mehr verschlossen und bereit, sich in allem den Wünschen des Mannes unterzuordnen.

Hier zeigten sich bald, wenn auch zunächst unausgesprochen, die tieferen Unterschiede. Jack London war alles andere als mit seinem Lebenszuschnitt zufrieden. Es fehlte nicht an Geld. Er hatte Chancen und Aufträge übergenug. Er hatte für die Zeitschriften, die den Standard für den Geschmack der breiten Leserschichten darstellen, bereits einen Namen. Aber er wollte höher hinaus. In seiner Linie waren noch zu viele Konkurrenten, die letzten Endes dasselbe schrieben wie er selbst, nicht besser und nicht schlechter, nur oft mit einem anderen Akzent. Jack London fühlte sich seines ersten Erfolges keineswegs sicher. Da war besonders dieser Ambrose Bierce, gleichfalls Reporter für die großen Zeitungen des Westens, von dem man auch Kurzgeschichten erwarten konnte – ein Klassiker der politisch-sozialen Reportage, den manche Literaturhistoriker heute höher einschätzen als Jack London, der Mann, der sich wirklich an die Front begeben hat und der in einem der mexikanischen Revolutionskriege verschollen ist – ein Schicksal, das ihm Jack London zeit seines Lebens geneidet hat.

Er war in eine Schaffenskrise hineingeraten und gab, mit sich selbst uneins, der Familie schuld, der Frau und den Kindern – den beiden Töchtern, die in dieser Ehe geboren worden waren. Er hatte sich an der Universität von Kalifornien, in Berkely, einschreiben lassen. Er wollte es mit der Wissenschaft versuchen. Auch typisch für den Schriftsteller: aus einer noch so dichten Verkleidung wird an einer Stelle schließlich immer

der Lehrer oder Prediger durchscheinen.

Er hatte kaum große Mühe, sich die Befähigung für den Besuch der Vorbereitungskurse zu verschaffen. Er hat es nie offen zugegeben, aber er benutzte das Studium – Kurse in Soziologie und Staatswissenschaften –, um aus der Krise herauszukommen, der Unzufriedenheit und der drohenden Erstarrung.

In dieser Zeit entfremdete er sich der Familie. Er ließ es treiben bis zum offenen Bruch. Die Frau ist ihm nicht entgegengekommen. Sie hat ihm, dem Zeugnis der Tochter zufolge, auch nie verziehen, in dem starren Trotz des Nicht-verstehen-Wollens, in einem stummen, von Jahr zu Jahr sich steigernden Protest.

Noch während diese Krise dem Höhepunkt zutrieb, bewegte sich Jack London in den gesellschaftlichen Zirkeln Berkelys, überall nur zu gern gesehen, offen aufgenommen, bewundert und bestaunt; der Mann, der sich auskannte unter den Vagabunden der Landstraße, in den Dschungeln der Hafenkneipen und vielleicht sogar in den Gefängnissen der kleinen Sheriffs in den Landstädten des Westens – an der Tafel der kalifornischen Aristokratie, der Männer der Wissenschaft und der Direktoren der Universitäts-Institute. Die wenigsten werden die innere Zerrissenheit, den angeschlagenen Ehrgeiz, die verborgene Panik erkannt haben.

In diesen gesellschaftlichen Zirkeln ist er auf eine Lehrerin gestoßen, die aus einer der ältesten und angesehensten Familien Kaliforniens stammte, Charmian Kettering. Sie hatte sich für den unausgeglichenen Schriftsteller zu interessieren begonnen. Der Clan der Ketterings hatte in zwei Generationen dem Staate die hohen Beamten geliefert, Gouverneure und Richter. Hatte das Jack London angezogen?

Es ist kaum anzunehmen, auch wenn er selbst später in einem seiner letzten Bücher, „The little Lady in the big House", das der Frau gewidmet ist – vom Künstlerischen aus gewertet, bereits außerhalb jeder Diskussion –, das Gegenteil sagt.

Charmian hatte in dieser zunächst rein literarischen Beziehung – man las gemeinsam Bücher, diskutierte Ästhetik, Philosophie und die englischen Klassiker – ihre Mission entdeckt: Jack London wieder auf die Beine zu bringen, Jack London unter den Schriftstellern des Landes auf den ihm ge-

bührenden Platz zu stellen, dem höchsten, wie es sich für die Ketterings gehörte. Und sie schlossen die Ehe (1905).

Man kann kaum sagen, daß die Gesellschaft Jack London eine Falle gestellt hätte, in die er so prompt hineingerutscht wäre. Eher könnte man es so ausdrücken: er ist hineingeflüchtet.

Dies waren die Jahre, in denen Jack London mit seiner Jacht in der Südsee herumgereist ist, der Weltumsegler, von prominenten Gästen umgeben und von Abenteurern und Vagabunden, die zu sich auf die Jacht einzuladen ihm Spaß gemacht hat.

Versucht man das rückblickend zu erklären, so war die ganze Aufführung nichts anderes als die Technik des Sammelns, das Registrieren von Eindrücken, ein In-sich-hinein-Pumpen von Themen, in denen bewiesen werden mußte, daß das Individuum die Welt beherrscht und nicht umgekehrt. Ermöglicht hat ihm diese Jahre der Verarbeitung Charmian London, nicht nur durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen, sondern durch ihre Kontrolle, ihre Kunst, aufkeimende Konflikte zu zerstreuen, zu bagatellisieren, und schließlich durch ihr geschäftliches Management, das nach außen hin unsichtbar blieb. Alle Verlags-Verhandlungen hat Jack London selbst geführt, alle Verträge selbst unterschrieben. Das sich zeitweise ankündigende Ressentiment wurde beiseite geschoben. Freunde, die ihm in jenen Jahren näher standen, behaupten: in Alkohol ertränkt. Vielleicht war es so. Jedenfalls war der Widerstand nicht stark genug.

Das kam erst später, einige Jahre später, als die Aufträge, mit denen ihn die Zeitungen, die Zeitschriften und die Buchverleger geradezu überschütteten, es immer fragwürdiger erscheinen ließen, ob er überhaupt je in der Lage sein würde, sie zu erfüllen. Jack London war der Standard der amerikanischen Auffassung vom Leben geworden, der amerikanischen Seele, der amerikanischen Zukunft; er hatte diese Verpflichtung einfach zu erfüllen, Jack London als Person und Jack London als Verkaufsmarke.

Von hier aus setzte dann der Niederschlag ein, die Dissonanz zwischen Wirklichkeit und Vorstellung. Die Außenstehenden haben das zuerst gemerkt, am wenigsten Jack London selbst, wenn man nicht annehmen will, daß er es meisterhaft

verstanden hätte, dem von ihm so hervorragend geschilderten Pokerspieler vergleichbar, eine unbeteiligte Haltung vorzutäuschen. Die Rolle von Charmian London als Promotor, als Betreuer, als Verteidiger gegen die Einflüsse der Vergangenheit hatte sich erschöpft. Es entstanden ernstere Differenzen, es kam zu keinen Aussprachen. Nach außen das Bild völliger Harmonie, gegenseitiger Achtung – Duldung von seiten Charmians, wie sie das in ihrer Biographie angedeutet hat . . ., doch der Niedergang war nicht aufzuhalten. . . . . .

Von dieser Zeit an soll Jack London bis zu seinem Tode täglich als Pflichtpensum 3000 Worte geschrieben haben. Obwohl dafür nur die Aussage von Charmian London ins Feld geführt werden kann, alle sonstigen Angaben darüber stützen sich hierauf, erscheint es durchaus glaubhaft. Ich würde sagen, bei den vielen Hunderten von Novellen und Kurzgeschichten, den Versuchen in Philosophie und Geschichte, die meist ungedruckt geblieben sind, eher zu niedrig geschätzt als zu hoch. Aber selbst mit diesem Pflichtpensum war die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht zu bewältigen. Er brauchte Mithilfe, bezahlte und unbezahlte, er brauchte Schattenschreiber, er brauchte fremde Entwürfe, die er nur zu überarbeiten hatte und denen er damit seinen „touch" verleihen konnte.

Es ist darüber zeitweilig viel in der amerikanischen Öffentlichkeit geschrieben worden. Nicht nur, weil dies für eine amerikanische Standard-Marke an sich sowieso selbstverständlich wäre, also kein Grund, sich aufzuregen, sondern weil diese Anwürfe von einigen der früheren Freunde und Mitkämpfer gekommen sind, die ihrer Enttäuschung Ausdruck gaben, daß Jack London nicht auf der Barrikade fahneschwingend gefallen war oder wenigstens für einige Jahrzehnte im Gefängnis saß, ein jeweils gern gesehener Anlaß, Geldsammlungen durchzuführen und Erinnerungsfeiern zu veranstalten.

Jack London ist bei Lebzeiten von dieser Flut von Pamphleten nicht berührt worden, von denen einige bis zu Beschuldigungen des Plagiats gegangen sind. Es ist aber anzunehmen, daß er von solchen Leuten, die sich auch noch in den letzten Jahren als seine Freunde bezeichnet haben, erpreßt worden ist, nicht nur finanziell, sondern weit tiefgreifender: moralisch.

Die Öffentlichkeit hätte sicherlich nicht soviel Aufhebens gemacht, wenn nicht unter den Schattenschreibern ein pro-

minenter Schriftsteller gewesen wäre, der später mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden ist: Sinclair Lewis. Als Student in Berkely war Sinclair Lewis unter Kontrakt bei Jack London. Er hatte jede Woche ein Thema, das heißt den Grundriß, abzuliefern und erhielt dafür pro Stück 15 Dollar. Jack London bekam für das Ganze bei der Saturday Evening Post etwas mehr, 1000 Dollar pro Stück – soviel war eben der besondere „touch" wert. Geschäft ist Geschäft. Sinclair Lewis hat sich übrigens niemals über die geringe Bezahlung beklagt. Die anderen haben den Lärm gemacht, Leute, die weit geringere Fähigkeiten aufzuweisen hatten.

Unter dieser Anti-Jack-London-Kampagne drohte damals auf dem Publikumsmarkt der Schriftsteller Jack London in Vergessenheit zu geraten. Es hat immerhin zwanzig Jahre sorgfältigster Vorbereitungen bedurft, eine neue Jack-London-Welle anlaufen zu lassen. Charmian London hat daran kaum mehr großen Anteil gehabt; die Verleger haben das unter sich besorgt.

Selbstverständlich wäre eine solche Welle nicht möglich gewesen, wenn der Grundstock, die Basis, nicht intakt geblieben wäre. Die vielen Hunderte von Kurzgeschichten waren schließlich vorhanden. Unter dieser Flut konnte man die paar sozialkritischen Romane zur Not verschwinden lassen. Was sich für eine Neuausgabe eignete, brauchte nur ein wenig bearbeitet zu werden, auf Ausdrücke durchgesehen, die leicht mißverstanden werden können und die dann einfach gestrichen werden, wie Ausfälle gegen die Religion und gegen Gott, gegen die Unfehlbarkeit des Staates und gegen die Rechtspflege, gegen manche Unausgeglichenheit im menschlichen Charakter, auf die Schulkinder besonders aufmerksam zu machen, nicht unbedingt notwendig erscheint. Jack London, heißt es heute, hätte das selbst, wenn ihm das Schicksal noch eine spätere Durchsicht gestattet hätte, verbessert.

Es wird dabei vergessen, und im Hinblick auf das Geschäft mit Recht, daß Jack London unter diesen Massenproduktionen – wöchentlich eine Novelle für die Saturday Evening Post, monatlich zehn Kurzgeschichten an den Verleger MacMillan, dessen Vertriebsagenten Unterkontrakte an verschiedenen Zeitschriften laufen hatten, jährlich zwei Bücher an MacMillan oder Doubleday oder Scribner, die großen Verleger tauschen

gelegentlich nach der Marktlage die Kontrakte untereinander aus, aber damit noch nicht genug . . . das waren nur die kontraktlich festgelegten Vereinbarungen. Dazu kamen dann die Sonderangebote von Außenseitern: Zeitungen und Korrespondenz-Agenturen, für die große Vorschüsse auf den Tisch gezahlt wurden, deren Lockungen der Haushalt der Charmian London nicht widerstehen konnte . . . – es soll, wollte ich sagen, nicht vergessen werden, daß Jack London unter diesem Industriebetrieb entsetzlich gelitten hat. Wir haben nur das Zeugnis von Joan London für dieses Martyrium. Er selbst hat darüber geschwiegen, und Charmian wird darüber hinweggesehen haben; es ist anzunehmen, daß sie nicht verstanden hat, daß jemand, dem ein so großer Publikumserfolg beschieden ist, darüber auch noch unglücklich sein soll.

Um das aufzulockern, hat sie prominente Gäste ins Haus gebracht, Verwandte, Professoren, Direktoren und Geschäftsleute. Sie hatte entdeckt, daß Jack London sich für Geschäfte zu interessieren begonnen hatte, zwar nicht für die ihm eigentlich zustehenden verlegerischen, sondern für Spekulationen aller Art, vornehmlich auf dem agrarwirtschaftlichen Sektor, von dem Jack London offensichtlich nicht genug verstand, um die meist sehr kostspieligen Experimente zu rechtfertigen.

Es wurde die Farm in Glen Ellen gekauft, ein Herrenhaus, im englischen Stil der Tudorzeit ausgebaut, zur Abrundung das notwendige Farmland beschafft – die Farmer in der Umgebung behaupten noch heute: beschlagnahmt, das heißt unter Anwendung von Rechtsmitteln weggenommen. Im Park versteckt und weit im Hintergrunde wurde das Studio für den Schriftsteller gebaut, das „Wolfs-Haus". Es ist 1913 bis auf die Grundmauern niedergebrannt mit allen unfertigen Manuskripten und Entwürfen – jetzt aber wieder neu erstanden, Teil des Jack-London-Museums. Daneben steht jetzt das Herrenhaus, umbenannt in „Happy Walls" (Mauern des Glücks). Über dem Eingangstor ein riesiges Hufeisen, das der ehemalige Welt-Boxmeister Fitzsimmons, Australier und Schmied von Beruf, für Jack London eigens angefertigt hat. Im Eßzimmer befindet sich eine Sammlung von Indianerköpfen, mumifiziert nach einem Verfahren der Ureinwohner von Ecuador, von dem jeweiligen Dorfältesten durch besondere Urkunden beglaubigt – worauf der Prospekt des Museums hinweist; Eintritt 2 Dollar.

In dieses Wolfs-Haus pflegte sich Jack London zurückzuziehen, wenn die fast täglichen Cocktailparties Charmians zu laut zu werden drohten. Die Gäste werden sich untereinander augenzwinkernd darauf aufmerksam gemacht haben, daß der Hausherr eben „verschieden" sei, das deutsche Äquivalent für das englische „different", was in der amerikanischen Gesellschaft als Schimpfwort gilt.

Man hat in der Literaturgeschichte viel Aufhebens von solchen alkoholischen Exzessen gemacht. Die meisten, die darüber reden, verstehen davon nichts; es ist übrigens durchaus kein Zufall, daß alle namhaften Schriftsteller in Amerika Alkoholiker sind oder gewesen sind. Vielleicht ist das nicht nur in Amerika so. Im Alkohol liegt die Möglichkeit, sich von der bedrückenden Gegenwart einer fremden Umwelt abzusetzen. Was dem Zwang zur Selbsterhaltung entsprungen ist, kann leicht, sofern es erst einmal zur täglichen Praxis gehört, zur allgemeinen Gewohnheit werden. Dabei kommt es dann auf die Menge, die der Alkoholiker zu sich nimmt, längst nicht mehr an. Es vermittelt ihm die gleiche Distanz, wenn er nur einen anderen trinken sieht. Es ist eine Form von Selbstdisziplin, eine besondere Höflichkeit. Der einer ihm fremden und feindlichen Umgebung Ausgesetzte, gemeint ist der Schriftsteller, wäre sonst genötigt, seinem Gegenüber und gerade dem zunächst Erreichbaren den Schädel einzuschlagen.

Bei alledem grenzt es ans Unwahrscheinliche, ist es wirklich fast ein Wunder, daß Jack London all die Jahre über seine Verlagsverpflichtungen hat einhalten können. Und dies schließlich noch in den letzten Jahren, als er sich darüber Rechenschaft abzulegen begonnen hatte, ob er nicht die eigentlich schöpferische Quelle seiner Schaffenskraft hatte versiegen lassen: die gesellschaftskritische Komponente, auf das Schicksal des einzelnen konzentriert, Individuum gegen Gesellschaft.

Eine neue Wendung in seiner Entwicklung bereitete sich vor. Sehr wenig ist davon auf uns überkommen, die von Charmian kontrollierten biographischen Darstellungen verschweigen dies völlig. Joan London deutet einiges an. Sie erzählt von den zunehmenden Schwierigkeiten, die Jack London mit seinen Verlegern und den Herausgebern der Zeitschriften hatte, die immer häufiger gewisse Änderungen gewünscht haben, meistens Streichungen von Passagen, die zu sehr ins Gesell-

schaftskritische abglitten. Sie bestanden jetzt auf ihrer eigenen Interpretation des Jack-London-„touch". Es ist zu heftigen Auftritten im Hause in Glen Ellen gekommen mit den Agenten und Verlagsvertretern, mit denen manchmal nur durch einen Kompromiß das äußere Einvernehmen wiederhergestellt werden konnte, so etwa, daß in der Serie der vorgesehenen Buchpublikationen nach jedem fünften Buch eines dieser vom Autor gewünschten Werke eingeschoben oder neu aufgelegt werden sollte, und zwar ohne besondere Werbung und in einer kleinen Auflage. Ob dies dann eingehalten wurde, ist mir nicht bekannt. Der „König Alkohol" ist eine Zeitlang als Propagandaliteratur für die Prohibitionisten in Traktätchenform vertrieben worden – so gründlich kann man ein Werk seines organischen Kerns entkleiden und mißverstehen!

Bekannter dagegen ist das Schicksal eines der letzten großen Romane, „Starrover", an dem Jack London sehr intensiv gearbeitet, vieles immer wieder verworfen und immer wieder von neuem angefangen und verbessert hat. Das Buch, das man im Deutschen etwa mit „Sternwanderer" übersetzen könnte, wurde von dem Verleger MacMillan nur unter Druck herausgebracht und, wie von dem Verleger vorausgesagt, in der großen Presse und der namhaften Buchkritik völlig ignoriert. In kleiner Auflage gedruckt, ist es heute so gut wie verschollen. Um es vorweg zu sagen, das Werk ist kein literarisches Kunstwerk, wie man es von London hätte erwarten sollen, bei aller Sorgfalt, die er auf die Ausarbeitung verwandt hat. Es ist in den einzelnen Teilen unausgeglichen, es zerfällt zuletzt in lauter Bruchstücke. Es ist bereits zu spüren, daß dem Autor die Kraft fehlte, das Ganze zusammenzuhalten und zu konzentrieren. Aber es ist dennoch ein ganz außerordentliches Buch. Es ist die Geschichte eines Professors der Gesellschaftswissenschaften, dem zu Unrecht der Mord an seiner Frau in die Schuhe geschoben wird. Verurteilt, wird er ein Opfer der Gesellschaft, die er bisher nicht gekannt, aber zu analysieren verstanden hat. Er ist eingesperrt im kalifornischen Staatsgefängnis St. Quentin, in der Nähe von San Franzisko. Der Leser wird einbezogen in die Tortur des Gefängnisses, der Direktoren, der Wärter, der Gefängnisärzte und der Sanitäter, der Mitgefangenen, denen dieser Dr. Stanton ein Außenseiter bleibt, der Fremde aus einer ihnen feindlichen Gesellschaftsschicht. Zug um Zug und

Stück um Stück wird dieser Gefangene vernichtet. Es besteht keine Möglichkeit, das Rad aufzuhalten, keine Hoffnung, daß der Apparat den Gefangenen und dessen Reaktionen versteht.

In die Vorstellung dieser Hinrichtung sind eingeschaltet Erzählungen aus dem Leben einer vorexistentiellen Vergangenheit, etwa der Tagträumer als Galeerensklave, der die Liebe der Königstochter gewinnt und sich zum Herrn des Landes aufschwingen wird, oder der Verschmachtende in der Wüste, dessen verlästertes Ahnungsvermögen die Reisegesellschaft Wasser finden läßt, oder der Familienvater und Bauer in kleinsten Verhältnissen, der in Zeiten der Not über sich hinauswächst und durch seinen zähen Glauben in die Zukunft das ganze Land schließlich zu Wohlstand führt. Solche Einstreuungen – die Unterdrückung, die Verschmähung, die sich auflöst – sind bestimmt, den Gefangenen die einzelnen Stationen der Tortur überdauern zu lassen, den Stoß aufzufangen, der, zu seiner endgültigen Vernichtung geführt, sich bereits auf ihn zu bewegt. In diesem Rückgriff auf eine frühere Existenz verflüchtigt sich das Unrecht samt den Folgen, die in die Unwirklichkeit abgleiten.

Als vor einigen Jahren auf dem amerikanischen Büchermarkt die Geschichte und die Vision eines spiritistischen Mediums Aufsehen erregte, Bridie Murphy, die in allen Einzelheiten eine 200 Jahre zurückliegende Vorexistenz in einem irischen Bauernhaus beschrieb – das Buch wurde ein sensationeller Erfolg und wurde zu Hundertausenden von Exemplaren verkauft –, machte der bekannte amerikanische Radiokommentator Walter Winchell darauf aufmerksam, daß nicht nur das Thema, sondern ganze Teile der Vision wortwörtlich Jack Londons „Starrover" entnommen worden sind. Walter Winchel kann mit 20 Millionen Hörern rechnen, aber die Verleger haben davon keine Notiz genommen.

Mit dieser Abweichung, glaube ich, ist alles gesagt, was über Glanz und Elend des Schriftstellers in Amerika und über Jack London als dem Prototyp eines solchen Schriftstellers zu sagen wäre. Jack London ist gestorben am 22. November 1916. Seit Monaten nierenleidend, hatte er die ihm besonders strikt verordnete Diät durch einen ungewöhnlichen Exeß durchbrochen. Er ist gestorben an einer Magen- und Darmkolik, nachdem er den Abend vorher zwei von diesen fetten kalifornischen Wild-

enten gegessen hatte – ein von ihm bevorzugtes Wildbret, das reine Gift. Viele von denen, die ihn näher gekannt haben, behaupten, er habe sich umgebracht. Eine gewisse Bestätigung mag darin liegen, daß er jede ärztliche Hilfe abgelehnt hat. Der Arzt, den jemand zu ihm gerufen hatte, wurde tätlich bedroht und aus dem Zimmer gewiesen. Es soll schrecklich anzusehen gewesen sein. Er hat sich in Krämpfen gewunden und ist so gestorben.

Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll . . . ich möchte noch etwas hinzufügen. Es ist – ich weiß – für viele nicht ohne weiteres hinzunehmen, nicht ohne Widerspruch und gereizte Ablehnung; aber ob Sie es glauben wollen oder nicht: Jack London spricht heute aus dem Jenseits. Von den Hunderten von Jack-London-Klubs in den Weststaaten der Union sind immer noch einige, etwa ein gutes Dutzend, vorhanden. Sie vertreiben keine Jack-London-Bücher. Sie sind zu spiritistischen Zirkeln geworden, zu denen einmal, oft auch zweimal im Monat Jack London spricht. Das hängt davon ab, ob die wenigen Medien, die sich auf den Empfang von Jack London spezialisiert haben, erreichbar sind; es ist im wesentlichen eine Terminfrage. Diese Medien werden gebucht und in eine Zeittafel gebracht.

Solche Kommunikationen wurden erstmalig vermittelt durch das Ehepaar Payne, langjährige intime Freunde von Jack London, bei denen er Zuflucht gesucht hat, so oft ihm das Haus in Glen Ellen zu eng und zu lärmend geworden war. Die wenigsten von seiner näheren Umgebung wußten überhaupt von dieser Verbindung zu den Paynes. Payne war damals Pastor in einer kleinen Siedlungsgemeinde im Tal des Sacramento-Flusses, in der Nähe von Stocton. Heute ordiniert er im Staate Arizona, in einem Vorort von Phoenix; die Frau arbeitet dort in der Registratur des örtlichen Krankenhauses. Sie ist für Jack die mütterliche Freundin gewesen, die Vertraute, der gegenüber er ohne Hemmungen sich aussprechen konnte. Sie hat auch als erste die Verbindung zu Jack London im Jenseits hergestellt. Sie richtet für das Medium sozusagen die Klaviatur her, sie interpretiert und entschlüsselt, sofern sich das als notwendig erweist.

Beide Paynes sind über jeden Verdacht erhaben, aus Gründen der Sensation oder der religiösen Beeinflussung der Jack-

London-Leser diese Kommunikation erfunden zu haben. Payne selbst – das bezeugen alle, die seine intime Verbindung zu Jack London gekannt haben, auch Joan London, heute eine linientreue Marxistin – ist völlig vorurteilsfrei. Er will nicht, daß etwas nachträglich beschönigt oder verteidigt werden soll, nichts, was im Jenseits etwa zu bereuen wäre, und es soll auch nicht vor den Irrtümern des Lebens gewarnt werden. Er hat den größten Teil der bisherigen Verbindungen mit seinem Freund im Jenseits niedergelegt in einem Buch, „The soul of Jack London", das in London bei Rider & Co. erschienen ist.

Payne beschreibt darin besonders die Schwierigkeiten, die sich der Verbindung entgegengestellt haben und die zum Teil auch heute noch bestehen, besonders Fragen gegenüber, deren Bedeutung Jack London im Jenseits nicht mehr versteht. „Wir sind völlig anders . . . wir denken anders . . . wir verstehen uns anders . . . vieles, was euch noch von Bedeutung sein mag, hat hier jede Bedeutung verloren . . . ihr sollt lernen, mich zu verstehen . . . das wird es mir möglich machen, zu euch zu sprechen . . ."

Die Jack-London-Klubs arbeiten daran. Es wird berichtet, daß eine längere Botschaft von Jack London zu erwarten sein wird. Sie kommt in der Kommunikation nur sehr bruchstückweise voran und sehr zögernd, und sie bedarf korrigierender Interpretationen. Es heißt, in vielem, was die Anhänger heute aus den Büchern herauslesen, widerspricht sich Jack London, er widerruft . . . er hat sich geirrt; er hat die Menschen falsch eingeschätzt und die Gesellschaft, in der die Menschen zusammengefaßt sind. Jack London trägt dies sehr stockend vor und anscheinend unter großen Mühen.

Ich möchte schließen: Man kann über die Möglichkeiten dieser Kommunikation nachdenken, und man kann sie völlig ablehnen. Im Grunde genommen bleibt es sich gleich. Der Schriftsteller, der zu einer Gemeinde von Lesern und Hörern spricht, formt sich nach dem Grad und der Intensität der Aufnahme und des Widerhalls. Je dichter die Gemeinschaft, je formbildender der Widerhall, je schöpferischer der Schriftsteller, frei von irdischen und jenseitigen Bindungen, deren Grenzen sich sowieso einmal verwischen werden. Der Weg ist allerdings noch weit, und ein Schriftsteller, wie jeder weiß, bleibt

noch gehemmt. Er gerät ins Stottern. Er kann nur mehr noch andeuten. Die Kommunikation ist gestört, von hier wie von drüben, und sehr oft schon abgerissen, ehe sie noch wirksam werden kann . . . vielleicht lohnt es sich schon nicht mehr.

MEINEN GRUSS ZUVOR

Im Folgenden wird eine Schriftenreihe der PETERSEN PRESS Glücksburg-Hamburg angekündigt und begründet. Es gibt Dutzende solcher Reihen-Drucke, bei den größten Verlagsunternehmen am deutschen Buchmarkt wie den verlegerischen Eintagsfliegen, die bei einem Druckereibetrieb, der zeitweilig nicht voll beschäftigt ist, zur Ruhe gekommen sind. Alle diese suchen Leser; zu mindestens geben sie es vor. Die Petersen Press bleibt außerhalb des Wettbewerbs um die Leser. Ich habe zu erklären, warum –

Warum sich die Leute geistig betätigen sollten, Gemütserregungen, Beobachtungen als Erkenntnisse andern aufzudrängen genötigt sein sollen – die Gesellschaft hat solche Leute für ihren Bestand keineswegs nötig, sie zieht die körperliche Betätigung, die Übertragung auf das Werkzeug vor, von der Steinaxt bis zum Preßhammer – warum seit dem Gebrauch von Schriftzeichen und der Unterscheidung von Lautabweichungen Künste und Wissenschaften und Verwandtes erfunden worden sind und verwendet werden sollen, von der geometrischen Logik an der Oberfläche bis zum Instinkt in der Tiefe, der Panik allen Lebenden . . . die Erschütterungen unseres Lebensgefühls sind in diesem Gegensatz enthalten . . . um zu belehren, zu erziehen, den Einbezogenen tragbar zu machen für eine Gesellschaft, die ihn nicht will, nicht duldet und auszurotten sich jeweils anschicken wird. For heavens warum – das wird hier nicht beantwortet werden. Es liegt außerhalb dieser Betrachtung; gelegentlich in einem anderen Zusammenhang, vielleicht.

Es setzt ein Opfer voraus, einen, der angeredet, angeschrieben, angestoßen und wenn nötig kräftig getreten werden muß: den Leser. Der Leser als Spiegelbild für eine moralische Aufgabe, unter anderem der Steuerbehörde Sand in die Augen zu streuen, der Leser als Phantom; es gibt keine Leser. Von der wirtschaftlichen Seite her gesehen, und das ist das einzige was zählt, ist das Ganze ein in sich geschlossener Kreis, von der Rohstoffverarbeitung bis zum letzten Verbraucher, ineinandergeschachtelt in einer Vielfalt von Unternehmungen, die durch eine zinsverrechnende Buchhaltung zusammengehalten werden. Nirgendwo ist in dieser Kette von dem angeblich letzten

Verbraucher, dem Leser die Rede. Ebensowenig natürlich auch von der jeweiligen Fabrikmarke, dem Autor. Jede der Herstellungs- und Vertriebsfirmen hat ihre eigene Qualitätsmarke, auf die sich der Bankkredit gründet, der Papierfabrikant und Grossist, der Setzereibetrieb, der Buchdrucker und Buchbinder, selbst der Verleger, der Kommissionär und der Buchhändler. Man findet sie alle in jedem Buch verzeichnet, das für den Markt bestimmt ist und den Verkauf an Leser vortäuschen will.

In Wirklichkeit wäre es, sollte man schließen, für den Verleger sehr viel einfacher, unbedrucktes Papier als Buch gebunden in den Verkehr zu bringen. Das Buch in der Zwischenstation von der Papierfabrik beim Verleger verarbeitet, das heißt bedruckt, zahlt sich zinstragend besser, wenn es eingestampft zum Grossisten zurückfließt, der das Produkt als Anreicherung zu einer neuen Plastikmasse verkauft, die heute in der Flugzeugindustrie gesucht und verwendet wird. Nur der Steuerfachmann wird herausfinden, warum diese Papiermasse nicht einfach auf direktem Wege von der Zellulosefabrik an die Flugzeugindustrie geliefert wird. Wird die Rolle Toilettenpapier das Buch künftig hin ersetzen?

Es ist vollkommen gleichgültig, was der Verlag als Inhalt eines Buches ansetzt, wenn das Papier eben bedruckt sein soll. Jeder Leser, bei dem der Buchhändler das Buch zugedruckt ins Haus abgesetzt hat, ist für den Wirtschaftsumlauf eher störend. Er erhebt einen Anspruch, den niemand in der dargelegten Wirtschaftskette zu befriedigen in der Lage ist, selbst wenn er etwa die Absicht hätte, den Anspruch auf den Lebenswert des Inhalts, der nur als lästige Zugabe, erscheint, einem althergebrachten Brauch Genüge zu tun. Alles was an intellektueller Charlatanerie dazwischen liegt, die Kenner, die Gebrauchs-Equilibristen im Kulturbereich, die literarischen und kunsthistorischen Gartenzwerge – sie unterstehen einer Grundregel der Werbung: Vorsicht! Wahrheit?, Fachgebiet der Gesellschaftskunde; dafür sind andere zuständig.

Auch die Petersen Press ist noch gezwungen sich des bedruckten Papiers zu bedienen, um in die Außenwelt einzudringen. Sie rechnet nicht mit dem Leser als den Markt Bestimmenden. Der anspruchsheischende Leser wird zu einem associierten Mitglied der Petersen Press. Er liest, sofern er dem

Buchstaben nicht entgehen kann, aus Instinkt. Er nimmt auf und folgt, den Anspruch gegen sich selbst gerichtet – wozu er aufgerufen ist. Zu allen Zeiten sind Versuche gemacht worden, dem Leser die Buchstaben zu verbauen, den Schlußfolgerungen von Sentenzen im Spiel der freien Phantasie Widerstände entgegenzusetzen, logisch sie überhaupt aufzulösen, zum mindesten sie ins Gegenteil zu verkehren – das letzte Mal, meines Wissens, in den zwanziger Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Auch gegenwärtig sind wieder solche Ansätze vorhanden. Völlig nutzlos und obendrein zu billig. Nichts wird geändert und nur eine allgemeine Unfähigkeit breitgetreten.

Ein Freund des Hauses, Piero Manzoni aus Milano, hat ein Produkt in Verkehr gebracht unter der Marke „Made in Italy, Artist's Shit, Freshly Preserved, produced and tinned, Mai 1962" – zu deutsch: Künstlerscheiße, Dosenprodukt, Inhalt netto 30 g, in Pappdosen auch zu 50 g erhältlich, nur im Dutzend abzugeben. Die Petersen Press ist bereit, Bestellungen zu vermitteln.

Worauf es ankommt für die Associierten der Petersen Press Schriftenreihe ist die Akzente zu erfassen und aufzunehmen, die Tasten richtig anzuschlagen im Bewußtsein und die Akkorde zu entwickeln, die in der Tiefe weiterklingen. Sie müssen aus der alten und neuen Gebrauchsklassik herausgeholt werden, zwischen den Zeilen. Sie müssen wenn erforderlich zurechtgebogen und selbst umgedeutet werden, angestrahlt um zu leuchten und bewußter gemacht zu werden. Die Geschichte besteht sowieso nur aus Fälschungen.

Eine Frage: Haben Sie schon von einem gehört, der versucht hat, die Sonne in ihrem Lauf aufzuhalten? Ich auch nicht; aber in dem Mythos des Prometheus sind Andeutungen ersichtlich, und in der Sagenwelt der Puna-Indianer wird ständig darauf Bezug genommen. Das heißt, es ist geschehen und es ist gescheitert. Was gestern gescheitert ist, sollte morgen wiederholt werden. Die Mittel und die bisherigen Erfahrungen müssen aus dem Gestrüpp der Tabus freigelegt werden – das ist es was zur Revolte gehört, zur Revolte gegen die Natur, gegen Gott und zur Revolte gegen sich selbst.

Es ist mir peinlich darauf hinzuweisen, daß die Harmonie im Weltall, von der Pythagoras soviel erwartet, nicht besteht und nicht bestehen wird. Auch nicht deren Projektion im

Lebenslauf des Menschen, weder die Harmonie der Gesellschaft noch als die engere Zelle, die Harmonie der Familie – so voll glückhafter Wunder das alles sein könnte. Weder untersteht die geschlechtliche Paarung dem Obersten Gesetz dieser Harmonie, gleichgültig welche Vorstellung der Einzelne diesem Gesetz, persönlich oder abstrakt unterzulegen gewillt sein mag. Der Meinung des Hippokrates, alles Leben kommt aus dem Licht, ist bisher nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Die Umsetzung der kosmischen Energie, aus dem Licht stammend, in den Lebensrhythmus von Anziehung und Abstoßung, den Schöpfungsakt ohne Anfang und ohne Ende, ist für die heutigen Akademiker noch immer inhaltsloses Geschwätz geblieben; der menschliche Intellekt ist verkümmert. Ist der Mensch nach Pythagoras für das Glück geboren? – der Steigerung der Lebensintensität, oder erlebt er diese Intensität in Schmerz und Verzweiflung? Ich würde annehmen, beides. Seit Jahrtausenden ist das ausgesprochen worden, die entscheidenden Akzente aber sind verschüttet.

Die Pythagoräischen Frauen Phintys und Myia, die Tochter dieses neuzeitlichen Religionsstifters, haben zu den Tauben gesprochen. Dem Täuber sollte nahegelegt werden, während der Paarung nicht die Seelen der Tauben zu stehlen, die für die Erhaltung der Harmonie im Universum unentbehrlich sind. Leon Bloy hat vorgezogen zu den Schweinen zu sprechen.

Alle Religionsstifter haben die Überzeugung vertreten, daß der Mensch von Natur aus böse und einer Harmonie im Kosmos von sich allein nicht fähig ist. Daraus ist die Annahme entstanden – auch Sie als Leser Phantom sind sicher derselben Auffassung, denn es ist der Anspruch, zu dem Sie sich berechtigt fühlen – es gibt eine Horde von Bösewichtern, das sind die Außenseiter, die Fanatiker des Widerspruchs, die Besessenen und die „gefallenen Engel" der Bibel, die darauf aus sind und nichts anderes im Sinn haben, als die Harmonie, in Glück und Verzweiflung zu zerstören. Darf ich Ihnen sagen, daß genau das Gegenteil der Fall ist. Sie alle sind um diese Harmonie bemüht und sie sind gescheitert.

Die gefallenen Engel werden in Gefängnisse und Irrenhäuser gesperrt, sie werden verfolgt, gefoltert und geschunden und hingerichtet. Keiner fragt weiter danach und es ist auch nicht wichtig. Sie haben Akzente hinterlassen in ihrem Leben und

ihren Werken, auf die hinzuweisen es sich verlohnen wird. Sonst aber –

Erwarten Sie nicht, daß nach der Gerechtigkeit gerufen wird. Nicht nach Freiheit, nach Gleichheit, nach Brüderlichkeit. Die Menschen sind heutzutage gezeugt sich gegenseitig umzubringen. Ich kann es nicht ändern und will es auch nicht. Sie wissen selbst wie schwer es manchmal ist eine Mücke umzubringen oder den Wurm, der Ihnen über den Weg kriecht. Bei den Menschen geht es leichter; einen Menschen umzubringen kann oft geradezu Spaß sein. Bis dahin . . .

Bis dahin wird die Petersen Press eine Reihe von Schriften herausgegeben haben. Ich selbst kann über Inhalt und Auswahl der Themen keine Angaben machen. Das wird sich von selbst ergeben und das muß man abwarten. Die Petersen Press stützt sich auf keine kabbalistischen Gruppen, die heute als Zettelverteiler im Kulturbereich tätig sind – es gibt solche zu 4, und solche zu 19 und selbst eine bis zu 47. Das allein sollte die Petersen Press Ihnen empfehlen.

Den Zürcher Diskussionen 1897/98 hat Oscar Panizza den Untertitel mitgegeben: Flugschriften aus dem Gesamtgebiet des modernen Lebens. Die Schriftenreihe der Petersen Press kann diesen Rahmen beträchtlich erweitern, zurückgreifend in die Vergangenheit und einer Analyse der Zukunft nicht verschlossen; selbst aus dem Jenseits könnten Leute gehört werden, die etwas zu sagen haben, und zwar aus beiden Lagern und Situationen, dem Beispiel des großen Svedenborg folgend. Wie es eben kommt und wie es gerade passend ist.

Ich kann nichts versprechen. Man wird nicht verlangen, daß über die Inhalte der Reihe Angaben gemacht werden, die nur der Konkurrenz der Großverleger dienlich sein können. Alles hängt von den Umständen ab, von unserer Bereitwilligkeit und Ihrem Verständnis.

Seit die deutschen Kulturmissionen aus verständlichen Gründen im Ausland stark eingeschränkt worden sind, droht eine so bedeutende Schrift wie Wilhelm Ranfft, Leipzig 1728, „de masticatione mortuorum in tumulis" zu deutsch: „Vom Schmatzen der Toten im Grabe" in Vergessenheit zu geraten. Gerade in solchen Zeitenläufen sollte man sich daran erinnern,

wenn nach der ersten Feuerwalze im nächsten Krieg die Toten am Broadway und auf dem Kurfürstendamm und sonstwo aufplatzen werden, dem Komfort eines Einzelgrabes beraubt.

PIN ODER DADA, DER LETZTE

Fast auf den Tag 15 Jahre später als geplant ist die von Raoul Hausmann und Kurt Schwitters 1946/47 vorbereitete und bereits im ersten Entwurf fertiggestellte Zeitschrift des Nachkriegs-Dada jetzt in der Londoner „Gaberbocchus Press" erschienen: PIN. Sie ist gedruckt in ihrer ersten und zugleich letzten Nummer als eine kunsthistorische Erinnerung, eingeleitet durch den Briefwechsel zwischen den Herausgebern, aus dem die Zeitschrift gewachsen ist. Ihre Themen, deren Formgebung und ihre Zielsetzung sind: Zu verhindern, daß unter den Nachwirkungen des letzten Weltkrieges, im Sumpf der durch Bombenkrater zerstörten bukolischen Gefilde von Kunst und Dichtung und wahrscheinlich auch sonstiger Zweige intellektuellen Defekts – besonders in der Auswalzung von Resistance und Krieg . . . zu verhindern, die Zugewanderten und Mitläufer im alten Dada, die Dadaisten auf Abruf . . . zu verhindern, daß diese Figuren, eben erst hervorgekrochen aus dem Unterschlupf politisch-charitativer Institutionen, wieder auf der Spielfläche erscheinen, Avantgarde; das heißt dort wieder anfangen, wo sie schon lange vor dem Kriege davongelaufen waren.

Die beiden Herausgeber von PIN, Raoul Hausmann und Kurt Schwitters, gedachten gegen die Avantgarde einen klaren Trennungsstrich zu ziehen. Er ist ohne Wirkung geblieben. Die Zeitschrift fand keinen Drucker und nach einem Briefwechsel von 14 Monaten mußte der gemeinsame Plan aufgegeben werden, nicht zuletzt mitveranlaßt durch die Krankheit Schwitters, der auch bald darauf verstorben ist – der Briefwechsel bringt die schließliche Absage von Schwitters an Hausmann in peinliche Erinnerung. Die Verteidigung Dadas gegen die Hängebärte nach 1945 ist nicht zur Entwicklung gekommen. Von den Überlebenden der ersten Dada-Bewegung waren nur Arp und Tzara zur Mitarbeit aufgefordert worden.

Worauf kommt es schließlich an? Der Briefwechsel zur Vorbereitung von PIN gibt darauf eine recht eindeutige Antwort. PIN ist die Abkürzung von PINHOLE, deutsch: Nadelöhr, das als ein Schutz gegen die neue Avantgarde aufgestellt ist – durch das jeder Anwärter erst hindurchkriechen sollte, oder auch hindurchgedreht und gequetscht werden muß, um als

schaffender Künstler bestehen zu können und als Schöpfer fähig zu sein. PIN wendet sich an diejenigen, die inzwischen gelernt haben, mit den Ohren zu sehen und mit den Augen zu hören. Das scheidet Dada von der Avantgarde. PIN gibt bereits die Richtung an: Hausmann distanziert die französischen Lettristen, Schwitters liefert den Leitfaden für das Lesen von Lautgedichten, Hausmann stellt das verkürzte Alphabet vor, die Umwandlung und die Anpassung der neuen Laute an die harten und weichen Konsonanten, an deren Häufung und optischen Rhythmus – dazu die Schwitterschen Gedichte, die Hausmannschen Fotomontagen und Fotogramme . . . es ist schwer, dies für Außenseiter, für die Leute, die „nicht verstehen, weil sie nicht verstehen", verständlich zu machen. Leichter wird dies schon sein für das PIN-Manifest „über die Aufgabe der Poesie als das Gegenwärtige und das Seiende." Poetry does not serve any more for needs/Since four thousand years it has served feudal archetypes/Since Homer, Aeschylos, Sophocles,Vergil till Racine, Molière, Shakespeare/Goethe and Hugo, it has served to revive the great EMTINESS by a heroic IMAGINARY, in a metaphoric language/Poetry of the Present has given up the asiano – mediterranian archetypes/It has given up the HEROS/ . . . PRESENT poetry is neither FOR nor AGAINST, neither classic, nor romantic, nor surrealistic/ . . .

It integrates BEING and it IS." Eins der alten Meisterwerke Hausmannscher Dadasophie „Three Little Pine Trees" bildet das Kernstück von PIN, „rewordet" von Schwitters, das heißt ins Englische übersetzt.

PIN zeigt die Selbstschau, die Projektion dieser Selbstschau nach außen unter Benutzung aller dafür gegebenen Mittel, die Steigerung dieser Projektion bis zur Explosion – im Gegensatz zu dem, was ringsum sichtbar wird und ist an Tradition, an Gleichschritt, an Ängsten und Erwartungen im Kampf um das tägliche Brot und dem Beifall, der Anerkennung der Satten. Davon haben die alten und neuen Ex-Dadaisten nichts mehr mitbekommen. Sie sind sauer geworden, vertrocknet, und sie hinken nach, wie es sich für diese Avantgarde gehört.

Es ist fraglich, wäre das Heft rechtzeitig erschienen, ob PIN den Verfall hätte aufhalten können, ganz abgesehen von den äußeren mißlichen Umständen. Hausmann, im französischen

Limoges hängengeblieben, hat es oft am Briefporto gefehlt, um die Verbindung zu Schwitters lebendig zu halten, und dieser, im englischen Ambleside zur Ruhe gekommen, hielt sich durch Malen von Porträts im Countrystyle kümmerlich über Wasser – davon abgesehen, hat es beiden an Leuten gefehlt, die mit den Ohren zu sehen gewillt waren.

Und daran fehlt es, erinnere ich, heute erst recht. Das Schöpferische, das nach außen übertragen werden soll, das Erlebnis gegen die Mauern und den Unflat ringsum, die entsetzliche Lethargie und Dummheit ist dafür die Voraussetzung. Hausmann ist dieser schöpferische Prototyp, und es ist beklemmend zu denken, wie das weitergehen wird –

Es ist nicht nötig, mit falschen Voraussetzungen aufzuräumen. Die Figuren, die sich heute als „Junge Kunst" im Kreise drehen – solange sie sich nicht selber umbringen, besteht kaum Gefahr, daß sie beachtet werden. Ich würde ihnen empfehlen, sich den griechischen Philosophen Krates zum Vorbild zu nehmen, der seine höhere Moral gegen die abgestandenen Moraltheorien eines Plato mit der Forderung begründete, die öffentlichen Plätze der Stadt zu bestimmten Stunden für den freien Geschlechtsverkehr zur Verfügung zu halten, Teil eines Rituals, echte Avantgarde – statt den taubenfütternden Damen Grimassen zu schneiden.

HEIMWÄRTS

Wer mit sich selbst im Gespräch ist, muß vor allem ein guter Zuhörer sein, mit ausreichender Geduld. Er muß ein gelernter Zuhörer sein, beobachten, wägen, urteilen, standhaft bleiben und – in der Distanz. Die Schriftsteller, die bei solcher Gelegenheit leicht in das Autobiographische abrutschen, haben einen rührenden Zug, sie balzen um die Existenz ihres Ego wie ein Auerhahn – bald liegen sie sich in den Armen, denn sie lieben sich sehr.

Wer sich selbst auf seine Fehler und Unzulänglichkeiten anspricht, hat eine schwere Hürde zu nehmen, die der eigenen Verteidigung, allerdings mit einem Argument von durchschlagender Beweiskraft: daß er lebt, oder wenn die Umstände danach sind, daß er *noch* lebt – merkwürdig, wie wenig dem gegenüber Erfolge und Vorzüge in Betracht kommen. Wer sich verteidigt hat Recht; das Gespräch verflüchtigt sich in sentimentale Erinnerungen.

Wer im Unrecht ist, der darf sich nicht selbst lieben, und um stolz darauf zu sein, muß man sich vorbeigehen lassen und untertauchen im Strom der Passanten, die deine Straße entlangwandern, die einen nach rechts hinauf, die andern nach links hinunter – (es wäre gut zu sagen, daß heute alle im Unrecht sind).

Ich verteidige mich nicht. Ich liebe mich nicht, es wäre vielleicht zu literarisch zu behaupten, ich bin meiner selbst überdrüssig, einfach: ich bin an mir uninteressiert; es ist nur so, ich schleppe eine Bürde mit mir herum, die ich mit jedem Schritt und mit der Präzision einer Maschine abschleifen muß. Inmitten eines Dschungels von Gesetzen und Verordnungen, Grundsätzen der Erziehung, zurechtgestutzt nach gesellschaftlichen Konventionen habe ich jeweils irgendwann in meinem Leben, wahrscheinlich zeitgerecht, mich gegen alles das aufgelehnt; aber etwas kann nicht gestimmt haben, trotzdem zu früh oder zu spät, im Zweifel, und vielleicht zu wenig überzeugend, selbstüberzeugend – ich lebe noch, ich bin noch mitten drin; das ist bitter.

Es ist bestimmt das Bequemste nach dem Gesetz zu leben, zum Zeitvertreib. Dazu kommen noch die eigenen Gesetze, die

zu allen Zeiten und Gelegenheiten der Mensch sich selbst gibt, und mit denen es schwieriger ist zu akkordieren. Gleichgültig ob man ihnen folgt oder nicht – sie spießen einen an die Wand, sie nageln dich fest.

Mich interessiert das nicht, ob ich in der oder jener Phase meines Lebens, bei der Interpretation von dem, was ich gelernt habe und mir vorstelle, ob ich einer Erkenntnis, System oder Idee die mich begeisterte, hätte folgen sollen oder einem Freunde, der mir wohlgesinnt war – interessiert mich nicht, ob ich recht oder unrecht gehabt habe, um darüber mich auszulassen. Ich weiß, daß ich im Unrecht bin. Und ich bin stolz darauf.

Es muß mir daher erlaubt sein, über viele Einzelheiten hinwegzugehen, aus denen sich so ein Lebensablauf zusammensetzt. Familie Kindheit Erziehung – das übliche; was mir auf der Schule eingetrichtert worden ist, was ich auf Universitäten gesucht und natürlich versäumt habe – immer im Strom, im Strom der breiten Herde, die ihre eigene Sprache spricht. Die Etappen der Auflehnung sind nicht nach diesen äußeren Zeitabschnitten festzulegen. Eher vergleichbar einem musikalischen Thema, Fuge, Synkopen gegen die Führung einer banalen Melodie – die ein wenig wehmütige Melodie bleibt im Ohr, ein Leben lang. Es war – ich schäme mich nicht es zu sagen gegen allen Widerspruch, doch sehr schön.

Mit der Zeit, mit den Jahren bekommt man einen besonderen Blick für die Dinge der Umwelt, einen schon starren und stechenden Blick. Den kann man nicht lernen und später etwa dirigieren wie einen Scheinwerfer, er wächst mit den Jahren mit. Alles – die Wahrnehmungen wie die toten Gegenstände, die Lebewesen ringsum erhalten davon ihre besondere Stellung, die Konturen und das Licht. Ich bemühe mich oft diesen Blick zu lockern, wechseln, ein wenig zu drehen, mit mir selbst im Zweifel, das heißt, ich bemühe mich nicht mal besonders, es überfällt mich, entfaltet sich vor mir, wie manches dennoch anders ist, anders sein könnte. Kleine Blüte am Straßenrand, niedergetretener Rasen, der wieder aufstehen wird, das welke Blatt am Zweig, es schwingt noch hin und her, es freut sich – da ist ein Vogel, der sich wenig kümmert und absolut nichts weiß, ein Hund trottet über den Weg und zieht dich an, Menschen gehen vorbei, die einen dahin, die andern

dorthin, von einer Erfüllung getragen, einer Erfüllung entgegen, einfach; einfacher als ich es mir gedacht habe. Laß sie doch gehen, laßt sie doch glücklich sein.

Ich kann es im Blick nicht halten. Vielleicht sehe ich alles dunkel, zum mindesten verschwommen und in Nebel getaucht; (ich bin schließlich im November geboren.) Und das Licht – das Licht ist für mich irgendwie künstlich konstruiert, drohend und unerbittlich, ein kaltes Licht. So sehe ich eine Landschaft, vermutlich im Süden, ein gelber Pfad führt seitwärts auf eine Anhöhe hinauf, die zu einer Schlucht abfällt, in der Schlucht fließt ein Bach, der Bach verbreitert sich zu einer Bucht, dahinter das Meer. Auf dem Bach sind Kähne mit festlich geputzten Menschen. Zu mir hin, diesseits des Baches ist ein Fahrweg, Wagen, wogende Menge von Spaziergängern, wahrscheinlich ist es mal wieder ein Feiertag, ich höre sie geradezu schwatzen und lachen. Auf der Anhöhe ziehen sich in einer Reihe gegen einen fahlen Horizont Cypressen, hohe Cypressen, dazwischen und mehr gegen den Hintergrund Häuser mit rotem Dach, eines steht vorn auf einer Klippe für sich allein. Dieses Bild hat sich mir ins Hirn geritzt, es sticht mich nachts im Traum, daß ich schweißgebadet aufwache. Es hat mich jahrelang verfolgt, bis ich erkannt habe, daß es für mich eine Warnung bedeutet, das Menetekel: in dieser Gegend, habe ich diese quälende Landschaft vor Augen, steht mein Ende bevor, Schluß mit den Irrfahrten, der Kreislauf ist beendet. Manchmal bin ich unterwegs auf der Suche und oft habe ich den Eindruck, ich mache große Umwege. Es hat mir große Mühe gemacht mich zu erinnern, daß dieses Bild an der Wand über meiner Wiege gehängt war, es muß der erste Blick aus dem Bewußtsein gewesen sein. Seitdem quält es mich weniger, aber die Gewißheit seiner Bedeutung ist vollkommen geworden. Sicherlich habe ich mich lächerlich gemacht, daß ich gewissen Gegenden aus dem Wege gegangen bin. Zum Schluß, als ich nur mehr hin- und hergezogen wurde, auf der Flucht, im Gefängnis, in den Polizeidurchgangslagern, die Drohung des Transportes über mir, weiter nach Süden, immer weiter nach Süden, hätte ich mich wehren mögen; lächerlich, es hätte nichts geholfen. Ich habe die Landschaft gesehen, durchschritten, habe lange gestanden und kleine Abweichungen festgestellt, der Zweifel wird mir noch einen kleinen Aufschub geben. Aber es

ist Zeit – heimwärts!

Man darf glauben, ich bin vorher genügend bereit gewesen nach einer Kompensation zu suchen, noch bevor ich die eigentliche Bedeutung erkannt hatte. Ich habe damit gerechnet das Augenlicht zu verlieren, (verständlicherweise auch heute noch). Ich sehe die Dinge um mich mit dem letzten Blick, aufsparend und zum Abschied. Ich beginne auch das Wahrnehmungsvermögen für diesen Fall zu schulen und unter Kontrolle zu bringen, ich probe ein wenig . . . Das hat mit Symptomen nichts zu tun; vorerst sind keine Symptome vorhanden. Aber wenn die Zeit fällig ist, wenn mir dieser Ausweg noch bleiben sollte – dann werden sich auch die Symptome einstellen.

Es ist nicht unbedingt, daß das eine oder andere in der Verwirrung, wie ich es sehe, eintrifft. Es kann sich hinter einer anderen Vorstellungsreihe verbergen, die ich noch nicht sehe – ich will nur sagen, ich beklage mich nicht. Ich habe es auch nicht anders erwartet.

Gern hätte ich mich vervollkommnet. Ich bin eitel genug zuzugestehen, daß es nicht angenehm ist, als geistiger Krüppel herumzulaufen. Oremus . . . .

Ihr sollt nichts mitnehmen auf euren Wegen – steht in dem Entwurf der Ordensregel des Heiligen von Assisi! Der Entwurf wurde nicht genehmigt, die Brüder, noch zu Lebzeiten ihres Heiligen, haben sich nicht daran gehalten. Es scheint mir von wesentlicher Bedeutung, immer wieder von neuem anzufangen, keine Reserven anzulegen, sich nicht auf eine Reserve zu stützen, nicht mit Gepäck anzutreten an Verdiensten und gutem Willen, wenn der Kampf beginnt, der Kampf gegen die Schutzhülle; ich ziehe es vor, von vornherein ohne Schutzhülle anzutreten. Muß ich erst beweisen, daß ich im Recht, daß ich den Anspruch habe, geachtet gehört oder vielleicht sogar geduldet zu werden, dann habe ich nicht die Kraft eingesetzt, die notwendig ist, um die Spannung der inneren Entwicklung über mich hinaus auf dem Wege zur Vervollkommnung, in erster Linie mein eigenes Gesetz, aber auch das der andern und aller, zu halten. Die Feststellung meiner Schwäche, mit dem Fehlen geeigneter Schutzhüllen begründet, trifft mich nicht, der Grad der Stärke wird nach einem Übereinkommen gemessen – der andern.

Es hätte mich jemand an die Hand nehmen müssen, mich führen (aha) befehlen eine Weltanschauung, die stark genug ist sich nicht zersetzen zu lassen, an Leute gebunden wie ich und meinesgleichen und irgendwelche, in denen man zu leicht das Böse sieht, die Schwächen, den Betrug – es fehlt (heraus damit!) der Glaube (na also). Anstatt, daß man dann einen vorschiebt, daß man von mir erwartet, daß ich führe befehle und alles das.

Gewiß – man kann sich, dem auszuweichen, konservieren, sehr sehr lange halten, aber in Angst. In der Angst von Abenteuer zu Abenteuer sich steigernd, verzweifelnd und in ausschweifender Überheblichkeit – wie langweilig und ohne Nutzen; denn in Wirklichkeit bin ich nicht zur Angst berufen, ich provoziere lieber.

Gehen Sie mit mir ein paar Schritte, und dann noch einen Schritt weiter und dann – dann hat einer die Geduld verloren, derjenige, der dem andern bereits in die Fresse geschlagen hat, jeweils einer von uns beiden. Eben, man kann sich darüber lustig machen, man kann in Schwermut schaukeln, aber eins ist sicher, es stimmt etwas nicht.

Es ist leicht gewesen gegen mich vorzugehen; mich mit einem Fußtritt in die Ecke zu werfen. Ja mein Lieber, sagt man, Sie hätten mehr Ellbogen gebrauchen müssen; um recht zu haben, muß man mit den Ellbogen sich vorwärtsstoßen und auch Seite und Rückwand nicht vergessen, Schlag und Beinarbeit. Aber ich habe keine Ellbogen, und wenn sie mir gewachsen wären, hätte ich sie abgeschraubt. Trieb und Bewußtsein sich zu vervollkommnen bilden die Kraft, von der noch immer jeder Einzelne ausgegangen ist und von der er sein Leben lang zehrt, konstruktiver als die Schutzhülle, jener allgemein gültigen Eintrittskarte zur menschlichen Gesellschaft. Natürlich hängt sich alles dran, was mit offenem Munde herumläuft, sind zu Tisch geladen und sie zehren mit, jeder nach seinem Geschmack und nach seinem Hunger, wer ungesättigt aufsteht, schimpft.

Bestimmt – ich habe die Welt nicht erschaffen, nicht mal in der Phantasie. Ich bin wie alle anderen nur hineingestellt in diesen technischen Umtrieb. Ich kann die Sache auch nicht besser machen, ich kann mich ein wenig bemühen über meine eigenen engen Grenzen hinauszukommen und zwar, damit ich

schärfer sehe, klarer erkenne und empfindsamer höre, worin es fehlt, was falsch ist und was es mit der Unzulänglichkeit auf sich hat, an der jeder, ob als Einzelgänger oder in der Allgemeinheit zerbricht. Das Weinen in der Welt ist eine schlechte Musik.

An irgendeiner Stelle des Lebensablaufs ist jedes Wesen scheints bestimmt das Verbundensein zu fühlen mit allem was zu wenig, was unrecht ist und lastend in Leid, dazu bestimmt mitzuleiden und mitzutun, Gutes und Böses; früher oder später, der eine nimmts nur im Vorüberhuschen, der andere trägts länger; wenige stellen die Erkenntnis ihres geistigen Tagewerks darauf ein: wer schreit, der hat sich schon geholfen; geh mit deiner Hilfe, dem Zwang zu schenken, dich zu verschenken, zu den Stillen, die sich abseits halten, die sich wegdrehen, die vielleicht, sofern du sie anfaßt, explodieren vor Bosheit und Wut – dort liegen die Gesetze deiner Anziehungskraft. Heute sind es noch wenige, die in solcher Hilfe unterwegs sind, bald werden es mehr sein, und einmal ja einmal in der Zukunft, die uns trägt, werden es alle sein. Soll man sie rufen? Sie auf den Kopf schlagen, daß sie aufschrecken aus der Erstarrung, im Recht zu sein, damit sie hören was ansonsten in der Welt vorgeht, daß das Leben unerträglich schwer ist, während wir aneinander herumknappern, hoch und niedrig, reich und arm, alle an allen – und so etwas nennt sich Menschlichkeit und Bereitschaft, Hilfsbereitschaft. Warum rege ich mich auf? – ich, meine Herren, lebe ja noch, während andere schon verfaulen (verfaulen wir miteinander?)

Soll ich bitten, um Hilfe bitten, weil durch die schmetternden Fanfaren der Selbstsucht und Wohlerzogenheit, des Unantastbaren an Macht, Betrug und Dummheit in ewig währender Gerechtigkeit die Klagen und Seufzer und das Weinen noch hindurchklingen, obendrein dieserselben Menschen selbst, die ich vor mir, neben mir und gegen mich sehe, im Chor mit den Unglücklichen, Niedergetretenen, den Ausgehöhlten und Leergefressenen aus Vergangenheit und Gegenwart – ein ohrenbetäubender Lärm, der den Atem nimmt und gleich einer ungeheuren Woge über einem zusammenschlägt.

– Wen frage ich, wen?!

Mich? und in eigener Sache? – ich . . . ich meine, ich pfeife darauf. Laßt uns beten . . . . .

Denn es kann ja sein, ich habe mich in diesem Trubel bereits selbst weggegeben. Erinnerungen gewinnen Gestalt und ordnen sich, wie sie sich früher nie geordnet haben, als ich noch hätte einen Nutzen davon gewinnen können – die Luft ist zum Ersticken, Schweißperlen auf der Stirn, entsetzliche Kälte im Leib, jemand hat gegen das Hirn einen Bohrer angesetzt; in dieser Verfassung wach zu liegen, im Schlaf wird das nur ein wenig in die Distanz gezogen, ist nicht einfach. Waren es Abenteuer oder Verbrechen? – soll ich mich schämen (was kann ich damit erreichen, will sagen, ungeschehen machen?) oder das Glas mit diesem bitteren Zeug hinunterkippen, das nächste bitte. . . .

Nicht aus artistischem Spiel, das Unästhetische zu glorifizieren, in Geständnissen zu brillieren, muß ich mich damit beschäftigen, sondern aus lebensnotwendigem Zwang, einfach die Form des Kassenzettels, ich muß zahlen. Es steht Ihnen frei darüber hinwegzulesen: Bis zur Bewußtlosigkeit betrunken im Abfallgraben oder durch die Straßen der Stadt geschleift, in der Vater sich von unten herauf Ansehen und Ehren erarbeitet hatte; der Mutter den Lebensabend vergiftet. Als ich als Kriegsverweigerer verfolgt, als Deserteur eingesperrt war (während alle anderen so sehr für den Krieg begeistert waren) ihr Ausspruch: hoffentlich lassen sie ihn nie mehr raus; wäre er doch draußen gefallen wie alle anständigen Menschen . . . ich muß mich zu Tode schämen, die Leute in der Stadt zeigen mit Fingern auf mich . . . . qualvoll ist sie zu Grunde gegangen. (Ich bin am Leben geblieben). Jede Aussicht auf eine Stellung zerstört, jede Möglichkeit nach Eignung und Kenntnissen selbst zerstört, immer kurz vor der Aufmunterung der Beteiligten sich einzuspielen. Oh ja – da war auch die Sehnsucht nicht allein zu sein, sich umzusehen, mehr zu geben als man hat. Kameraden, die große Masse, die so leicht eine Heimat vortäuschen kann, Freiheit Gleichheit Brüderlichkeit, Risiko und Opfer, Gefängnisse, Flucht, überall herausgeworfen, den Herauswurf provoziert, nein: herausgedrängt, herausgedemütigt – das ist es, überspitzt und übertrieben. Nicht als Kämpfer, Prediger, Bekenner, sondern als einfacher Zuhörer, Mitläufer, Gläubiger auf Prozente, mit der eigenen Musik im Ohr – Kämpfe interessieren mich nicht, auch wenn ich mitten drin bin, ich laufe nicht weg, aber ich habe alle Erwartungen ent-

täuscht. Vielleicht ist das mein eigentlicher Beruf, ich kann Erwartungen zerstäuben, in die Luft blasen, mich selbst daran vergiften. (Ich wundere mich immer, daß sie mich noch nicht totgeschlagen haben – obwohl schon Steine geworfen worden sind, und zwar recht anständige Brocken.)

Was suchst du Ruhe, wenn du zur Unruhe geboren bist – Thomas von Kempen konnte das schreiben von seiner Klosterzelle aus, mit dem Abschreiben von Bibeln beschäftigt. Ich hätte gern daraus meine Devise gemacht, aber für mich sieht es anders aus. Oh ja – ich habe auch mit Frauen gelebt, vier Frauen habe ich zu Grunde gerichtet, das heißt, sie leben sicherlich wohl und in verhältnismäßiger Ausgeglichenheit, ich will sagen, ich hätte sie zu Grunde gerichtet, wenn ich bei ihnen geblieben wäre.

Interessiert das? Ich glaube nicht.

Wichtiger ist die Bilanz, die Abrechnung, der große Kassensturz. In den klassischen Zeiten ihrer Schaukelpolitik pflegen die Staaten ihre Haushaltspläne auszugleichen, das Defizit verschwindet in den kommenden Steuern. Der Einzelne kann das nicht und bleibt mit seiner Rechnung unausgeglichen. Er kann nicht von einer Substanz schöpfen, die er schon aufgefressen hat. Und das muß ich sagen auf die Frage, was hast du ausgegeben, ich habe ein schlechtes Geschäft gemacht, meine Herren, ich habe überhaupt nichts eingenommen; sehr schlecht.

Also erzählen Sie mir nichts – der Ton in der Membrane der Selbstunterhaltung ist schon ein wenig unsicher geworden, reichlich hart – ich will nicht wissen, wie sich jemand in Land und Ländern herumgetrieben hat, Abenteuer zählen hier nichts, eigentlich auch nicht Verbrechen – zur Destillation von Schuldgefühlen, mit denen einer noch weiter jonglieren kann, besonders wenn sie erzählt werden, breitgetreten und stilisiert. Gehen Sie nach Hause –

Mit den Einnahmen stimmt etwas nicht. Ist es das, daß auch die Ausgaben gefälscht sind? Das wäre!

– Ich muß noch einmal von vorn anfangen. Es ist nur noch künstliches Licht für diese Abrechnung. Die Sicht ist schlecht. Ich komme nach Hause mit leeren Händen. Die Illusion, daß ich allein bin, ist Wirklichkeit geworden.

Es ist natürlich verlockend an die Brust zu schlagen und sich

aufs Podium zu stellen: Ich habe nichts! Auf dem Heimwege muß man sich ruhiger verhalten. Der Vogel, der dir über den Weg pfeift, hört dir zu. Das Pflaster, auf dem du trittst, ist nachdenklich geworden. Das Schweigen ringsum sieht durch dich hindurch. Es ist notwendig sich vor diesem Schweigen zu verbeugen, damit es dir antwortet. Es spricht die Sprache derjenigen, an denen du vorbeigegangen bist, was du hättest tun sollen und nicht getan hast, in der Überheblichkeit der Demut. Darum, heißt es, bist du zurückgekommen, weil deine Rechnung nicht aufgegangen ist. Du kannst nicht entlastet werden. Was du verschleudert haben willst, das interessiert nicht, aber was du nicht eingebracht hast an Güte und Liebe, Erlösung von dem Übel und Dichtung der menschlichen Gemeinschaft – das lastet auf deinem Konto und dafür . . .

. . . ich fange von neuem an zu rechnen, zu analysieren, mich abseits zu halten . . . . .

Gut. Meinetwegen. Also werde ich verdammt. Ich marschiere geradenwegs in die Hölle. Es kann mir gleichgültig sein, ob mir recht geschieht oder nicht. Es geht nach Hause. Sicherlich ist das der mir bestimmte Arbeitsplatz. Ich fürchte mich nicht davor. Es sind eine Menge Leute hinter mir oder besser vor mir, denen ich nur zu folgen brauche – Leute wie ich mit ausgefransten Hosen, schon reichlich angeschlagen; die hatten es nicht nötig den Mund aufzureißen, es ist auch nichts besonderes geschehen, geboren – hat man sie laufen gelehrt, ihnen ein Werkzeug in die Hand gegeben, damit sie arbeiten, das Brot verdienen; ob Licht ist, ob es regnet oder friert, allerhand technische Errungenschaften gaukeln herum – alles das steht im Arbeitskontrakt; vielleicht haben sie sich mit einer Frau zusammengetan, Kinder aufwachsen sehen; alles geht vorüber, ohne Diskussion; der Rücken wird krumm.

Aufstehen, du fauler Hund! – es geht weiter. Marschieren wir – geradenwegs – immer nach Vordermann –

Ich werde in der Hölle zu demonstrieren haben für Verständnis und Liebe zwischen den Menschen, für die Kameradschaft und für die Erlösung vom Übel (wenn das gestattet ist).

NACHTRÄGE

DAS PROBLEM DER MÜTTERLICHKEIT

Man spricht heute von Feminismus als von einer Begleiterscheinung in der Entwickelung der Frau zu materieller wie geistiger Selbständigkeit. Wo man den Gedanken an die Revolution der Frau auszudenken wagt, betrachtet man sie schon als eine Folgeerscheinung des Feminismus. Die Frau ist in den Rang des Mannes vorgedrungen und trachtet nun, ihn allein auszunutzen. Mutterschaft, zuvor eine schwache Stellung, wird Überlegenheit und zwar eine den Mann zum Beihelfer degradierende. Ist die Vormacht der Mutterschaft, die sich organisch festigen soll, gesichert, so ist zugleich auch der Weg ins Mutterrecht frei. Damit schließt sich ein Kreis soziologischer Untersuchungen über Frauenfrage, Mutterrecht und Feminismus. Diese Auffassung, die noch mancher deutsche Hochschullehrer hegt, ist roh und dumm.

Inhaltlose Wortverknüpfung, nichts anderes, ist der Satz von der Revolution der Frau. Vorbedingung der Revolution und zugleich klassenbildend ist das Bewußtsein, unterdrückt zu sein. Wie die proletarische Arbeiterschaft zur Klasse zusammengeschweißt worden ist, die um ihre Lebensrechte kämpft, so kann man sich die um diese Rechte kämpfende Frau vorstellen; aber nur die Frau, die ihr organisches Sein, ihr Erleben gefesselt fühlt. Auch das Proletariat kämpft nicht nur um die materiellen Bedingungen, sondern auch und im tiefsten Grund ausschließlich um die geistigen. Die wirtschaftlichen Bedingungen dringen nur deshalb so weithin sichtbar hervor, weil sie in der Klassenbildung die breiteste Plattform geworden sind und, so zu sagen, die erste Stufe zur Vermenschlichung der Gesellschaft zimmern. Erst hinter dieser Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen bilden sich die neuen Gemeinsamkeiten der Erlebensbedingungen: und hier erst schneidet die Revolution der Frau die proletarische und geht in ihr auf.

Begreiflich ist deshalb, daß dieser Kampf, der seit Jahrzehnten heftig entbrannt ist, als eine Nebenbewegung gering geschätzt und weggeschoben wird. In einer Zeit, der die Macht das einzig lohnende Kampfziel scheint, verachtet man eine Bewegung, deren Front das Glück ist. Blinder Aberglaube behauptet noch heute, die Frau kämpfe um die Mutterschaft. Nein: sie ringt, für sich, als weiblicher Einzelmensch, um das

lebendige Erleben in Mutterschaft, und als Glied der Gemeinschaft um Mütterlichkeit. In unserem Krisenzeitalter, in den Einzelkämpfen der mit Konfliktstoff Beladenen gegen einander wird die Mütterlichkeit der Frau gewaltsam gefesselt und eingeengt in die organische Mutterschaft. Nur dagegen wehrt sich die Frau; um die Freientfaltung der Mütterlichkeit geht der Kampf. Die Frau, der diese Unterdrückung bewußt lebendig ist, wird sich nicht nur gegen den Staat, sondern vor allem gegen die Familie wehren, gegen den Mann, als deren Träger und Nutznießer, und gegen die so verknüpfte Mutterschaft. Dieser Kampf wirkt sich zwar einzeln, aber nicht weniger intensiv als der proletarische Klassenkampf aus und bereitet eine neue gemeinschaftliche Plattform, die nicht etwa eine gemeinsame Klassenbildung von Frauen voraussetzen, sondern zunächst vom Manne besetzt sein wird. In meinem Buch über die „Technik des Glücks" wird dieser Gegenstand breiter behandelt werden, als das hier möglich ist.

Mütterlichkeit ist das Bewußtsein, nicht einzeln, von der All-Gemeinschaft abgesondert zu sein; ist eine Form des Gemeinschaftbewußtseins. Diese Mütterlichkeit, die Organisation mütterlichen Erlebens, kann erst frei werden, wenn im Erleben des Mannes die Mütterlichkeit frei geworden ist. Sonst wird nur Verkennung, Scharmützel, Zwist. Ja: auch der Mann ist mütterlich; mütterlicher, möchte man sagen, als die Frau, so lange das Mütterliche in der Mutterschaft gebunden und geknechtet bleibt. Die Mütterlichkeit des Mannes, der heute der Träger von Staat und Familie ist, wird freigelegt durch die Revolution. Das gehört zu deren wichtigsten Aufgaben. Das Gemeinschafterlebnis erzwingt, als Mütterlichkeit, im männlichen Erleben, heute also im staatlichen, das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Revolution gegen diesen Staat, der die Mütterlichkeit der Frau noch an die staatliche, heute also männliche Organisation unserer Umwelt bindet. Deshalb treibt dieses Gemeinschaftbewußtsein gerade den Mann, als Masse der revolutionären Kämpfer, vor die Front. Gewiß: weil er Arbeiter ist; doch eben Arbeiter für die Erhaltung des Staates, der Familie und der an Mütterlichkeit gebundenen Mutterschaft. Das begreifen die bürgerlichen Kritiker der sozialen Revolution nicht; weil sie das motorische Grundelement der Revolution nicht mehr erfassen: den Schrei nach Leben, den Schrei nach Glück.

Mutterrecht ist nicht Mutterschaftrecht, sondern die Organisation der Mütterlichkeit. Und zu einem neuen Inhalt dehnt sich das Wort: Revolutionär sein heißt ritterlich sein.

Marx erweist die Massenbildung, die Entstehung der proletarischen Masse, als nicht mehr zufällige, sondern unvermeidliche Entwickelungstufe einer Gesellschaft, die, auf Besitz und Eigentum fußend, unbeweglich, starr, dem Leben und der Gemeinschaft feindlich ist. Lenin hat diese Masse dadurch in Bewegung zu setzen und zu halten vermocht, daß er ihren Erlebensinhalt, über äußerlich gegebene Gemeinschaft ökonomisch Unterdrückter hinaus, als in Gemeinschaft des Lebensrhythmus geschmiedet zeigte. Das Problem der Mütterlichkeit ist zugleich das Problem der bolschewistischen Revolution. Die Durchbrechung der mit Lohnarbeit verknüpften Vereinzelungideen, die Konzentrierung der aus der alten Gesellschaftform übernommenen Machtmittel auf die Gemeinschaftarbeit, auf Arbeit als Lebensrhythmus: Dies muß im All-Erleben wie im Ichbewußtsein Raum frei lassen, auf dem die in dieser Umwelt noch überzarte Pflanze der Mütterlichkeit sich entfalten und mit Tastern in das Gemeinschafterleben eingreifen kann. Das ist die unüberwindliche Macht des Leninismus und zugleich die Ursache der brutalen Straffheit seiner Taktik. Der Grundgedanke wird sich durchsetzen, weil in ihm Gemeinschaftbewußtsein und Mütterlichkeit ist. Der Versuch, dagegen anzurennen, ist das Zucken des der Gemeinschaft Feindlichen, Schwachen, der nicht mehr den Mut hat, Arbeit als Rhythmus zu leben. Sein Untergang ist nicht aufzuhalten; denn niemand wird morgen noch arbeiten, um Schwache, Unglücklich-Mürrische, denen es an Lebenstempo fehlt, zu halten.

Mit Recht rühmt sich der Bolschewismus, für die noch Ungeborenen zu kämpfen. Wie die Mütterlichkeit in ihrer Intensivierung der Gemeinschaft das Einzelerleben auflöst und seinen Wert in Intensitätgrade umschafft, so greift Lenins Taktik vom lebendigen Inhalt des Ganzen her zu den Mitteln, eine Organisation aufzurichten, in der alle sich unterdrückt Fühlenden, von Arbeit Kranken, vom Glück Gemiedenen sich erleben und zu neuer Gemeinschaft gesunden können. Er schafft den Umriß, in dessen Mitte die lebendige Mütterlichkeit lebt und wirkt. In dieser Phase wird die Revolution der Frau als Gemeinschaftbewegung allen sichtbar werden.

RODEO IN WEMBLEY
Cowboy-Schau auf der Britischen Reichsausstellung

Das ist die Geschichte des Rodeos in Wembley, des berühmtesten und größten Rodeo aller Zeiten, das im Wembleyer Stadion den Besuchern der Britischen Reichsausstellung vorgeführt wurde, unter dem Beifall von Hunderttausenden von Zuschauern, acht Tage lang zweimal täglich, und in jeder Schaustellung saßen auf den ungeheuren, menschenschluckenden Terrassen des Stadions 60 bis 80 000 Inhaber von Billetten von drei Schilling aufwärts. Die Organisation des Rodeos selbst aber kostete rund 1 Million Pfund.

Wer noch nie von einem Rodeo gehört oder gesehen hat, mit dem steht es schlimm. Er kommt zu spät. Die Polizei hat das Rodeo in Wembley verboten, und der Manager weigert sich, diese Schau unter irgendwelchen veränderten Bestimmungen weiter aufzuführen, ganz abgesehen davon, daß er zunächst mit einer Anzahl seiner Cowboys vor Gericht gestellt ist. Und das alles wegen dreier Stiere, die sich das Bein gebrochen haben, und die dann erschossen werden mußten. Drei Stunden hat auch das Parlament des Britischen Weltreiches Zeit gefunden, sich darüber zu unterhalten, und beinahe wäre die Regierung und der Innenminister über diese drei Stiere gestürzt, als er behauptete, auch beim Fußball bräche sich manchmal einer das Bein . . .

Also das Rodeo . . . Das Rodeo ist ein Schaureiten und Schaujagen der Cowboys. Alles was der Engländer an tollkühnen Reiterkunststücken zu Hause gelesen hat, soll noch überboten werden. Menschen und Tiere werden in vollem Jagen mit dem Lasso gefangen, Reiter vom Pferde heruntergeholt, und eine Herde wilder Stiere tobt über den grünen Innenraum des gewaltigen Stadions, brüllend und gereizt durch eine 150 Mann starke Kapelle eines rotgeröckten schottischen Füsilierregiments, die mit Querpfeifen und Dudelsäcken und Trommeln und Pauken hinter einer hohen Schutzbarriere daherpaukt. Diese Stierjagd mit dem Lasso ist das Kernstück des Rodeos, das das Mißfallen einiger Damen der höchsten Aristokratie erregt hat und jetzt den Gegenstand der Anklage bildet auf „Grausamkeit gegen Tiere". Als besondere Sensation wirkt, daß neben den etwa 100 Cowboys auch ein Dutzend „Cow-

girls" an der wilden Jagd teilnehmen, und ein englischer Sportliebhaber beklagt im „Evening Standard" die Tatsache, daß die englische Reitlady, die an Fuchsjagden gewöhnt ist, hinter den Cowgirls um ein beträchtliches zurückbleibt.

Trotzdem bleibt im allgemeinen die aufpeitschende Wirkung, die das Massengeschäft macht, aus. Da sitzen die Matrosen der amerikanischen Kriegsmarine, die jetzt zu Tausenden London besuchen, da sitzen die Herren aus der Provinz in den engen Klappsesseln des weiten Stadions und dudeln oder pfeifen die neuesten Blues vor sich hin, während unten die Cowboys anfeuernd schreien und ein Stier recht ungemütlich über den Rasen trabt. Gleich bei der Eröffnungsvorstellung kam ein Cowgirl zu Fall und der Stier über sie weg. Am zweiten Tage wurden zwei Cowboys mit schweren Verletzungen vom Platze getragen, und leichte Verletzungen sind in jeder Vorstellung zu verzeichnen. Aber auch die drei Stiere brachen das Bein. Dann erst begann das Halloh.

Jetzt wird es wieder stiller werden im Stadion. Zwar, heißt es, noch schweben die Verhandlungen, aber das Parlament hat in dieser Frage schon entschieden. Einzelne Ladies der Gegenpartei haben schon Versuche unternommen, durch Privatvorstellungen, die sie sich vorführen ließen, der eigentlichen Ursache der Grausamkeit gegen Tiere näherzukommen, aber, wie schon das Unglück will, auch hierbei mußte ein Stier getötet werden. Es wird den Verhandlungen nicht nützen, auch wenn das in Anwesenheit einer Herzogin sich ereignete.

Inzwischen schwenken die Zeitungen schon um. Die nächste Sensation bereitet sich vor. Noch sind nicht alle Schleier gelüftet, bis dahin werden die Cowboys statt Stiere noch Pferde fangen. Erst waren es die Massenchöre von 1000 Menschen, die eine Hymne an den Prinz of Wales, den Kronprinzen sangen, dann kamen die Stiere, die das Mißgeschick hatten, das Bein zu brechen, jetzt wird es vielleicht ein Aufmarsch aller Völker des britischen Weltreiches sein, die von den Stadionbänken herniedersteigen in den Innenring, sich schauen zu lassen.

MULLI MULLI
Eine literarische Betrachtung

Da streiten die Wissenschaftler gegen die immer auffälliger werdende Gewohnheit, den Tieren menschliche Eigenschaften anzudichten. Ein allgemeiner Feldzug der Gesitteten ist eröffnet für die Unterdrückung der Tiermißhandlungen, zur Festsetzung eines Mindestraums für die Tiere, die in Behältern und Käfigen gehalten werden, für Steuerfreiheit und gegen gewerblichen Mißbrauch, und ohne Unterschied der Klassen und Geschlechter flutet eine Welle von Zärtlichkeit und Mitleid unter der Losung: Das Tier.

(Während die Menschen unter sich fanatischer gegen einander anrennen, leidenschaftlich bemüht, sich durchzusetzen gegen den Nächsten. Weltanschauungen sind im Streit, der Sohn gegen den Vater, Frau gegen Mann. Gleichgestimmte zerbröckeln im ständigen Fluß zu neuen Gruppen. Die Hysterie steigt: Kinder schlägt man tot, der Eifersüchtige schießt auf den Nebenbuhler und sich selbst, und jeder lebt erst, wenn er Recht hat.)

Nur das Tier ist unwidersprochen. Es ist gleichmäßig da. Es wird angeleitet, das und jenes zu tun in dem angenehmen Bewußtsein, daß es davon nichts versteht. Das Schwein im bäurischen Haushalt, der Wolf im Zoologischen Garten, der Kanarienvogel oder das Pferd, der Hund und die Katze. Leben gleichmäßig dahin. Sie leben und es wird ihnen gut gehen. (Welt, nach der man sich sehnt).

Und dann entsteht eines Tages, das kommt vor, entsteht ein Bruch, erfüllt sich eine völlige Katastrophe. Die Welt stürzt zusammen – das Tier läuft weg. Und das kam so.

Der Herr und die Dame (von Kindern erst garnicht zu sprechen) sahen in ihrer weißen Katze, die von klein auf im Hause groß gewachsen war, ein Stück ihrer selbst, nur beschwingter, verantwortungsfrei und gelockert, als Tier und Katze verkleidet. Die Katze war schneeweiß, bis auf einen kleinen braunen Fleck an der linken hinteren Kopfhälfte und schwarze Streifen am Schwanzende. Sie war ins Haus gebracht worden, der Muttermilch noch nicht entwöhnt, noch ganz unsicher auf den Beinen, unentschlossen für Milch und Brei und nur mit großer Geduld dazu zu bewegen, zu fressen und sich selbst das Fell zu

putzen. Von den Türklinken hingen die Fäden, unten mit den Papierwickeln, die beim geringsten Luftzug hin und her schwangen und raschelten. Da waren die langen Schnüre von den Fenstervorhängen, Hausschuhe aus Filz und Kamelhaar, die nach oben gebogenen Ecken der Teppiche – alles das wurde zu Tieren, die davon flogen und sich versteckten, niedergehalten werden mußten, gejagt, zum Kampfe herausgefordert und geschreckt – wütend peitschte die Katze den Schwanz, auf und ab.

Die Katze wuchs heran, fing Mäuse und kleine Vögel; das menschliche Gewissen, in der weißen Katze verankert mit dem Ziel, niemandem wehe zu tun, wurde zum Schweigen gebracht. Jeden Morgen biß die Katze nach dem Finger, mit dem der Herr ihr vor der Nase spielte, um dann das Fell zu kraulen – strich sie um die Beine der Dame, den Buckel hoch gewölbt und den Schwanz kerzengerade in die Luft, schmiegte sich an und rieb den Buckel am Knie, Hunger hieß das. Jeden Abend saß sie am Fenster und hinter der Tür und wartete auf die Schritte, die dann öffneten, auf die Pakete, die ausgewickelt wurden, Schnur und Papier, das in Tüten gebauscht davonflog und knatterte. Während des Tages schlief sie zu einem weißen Knäuel zusammengezogen, den Kopf tief eingegraben im Pelz oder streckte sich und gähnte, stieg auf einen zweiten Stuhl und schlief weiter. Mulli Mulli – dann kam sie. Alle Türen im Hause waren nur angelehnt. Sie lief in den Garten, über eine Reihe von Nachbargrundstücken hinweg, in denen sie räuberte und Unfug trieb, aus Neugierde. Das war Mulli, die Kleine, das süße Tier, dem es so gut ging und dem der Herr wie die Dame (von den Kindern garnicht zu reden) so sehr zu Gefallen waren.

Auf dem Dache des Hauses stieg sie herum, und wie gerade ihre Laune war, sie stieg sonst an dem wilden Wein herauf und herunter, manchmal hatte sie keine Lust, von selbst wieder herunterzukommen. Dann begann sie ganz flehentlich zu schreien: eine Leiter wurde geholt und das Tier wieder heruntergehoben, das arme Tier. So gut war Mulli angeschrieben. Hätte jemand die Katze geschlagen, den Besen geschwungen, Fußtritte oder selbst Drohungen, ernstgemeinte, in Erwägung gebracht – es gibt Dinge, die nicht auszudenken sind.

Eines Tages war das Tier verschwunden. Gegen den späten Abend ist die Katze in den Garten gelaufen, ein weißer Strich

vor den dichten Hecken, durch die das Laternenlicht von der Straße glitzernde Fädchen zog, stürmische kalte Nacht, dicke Wolken trieben über den Horizont. Am folgenden Morgen war die Katze nicht mehr am gewohnten Platz, die Katze war nicht mehr da zu schnurren, den Brei zu fressen, in den Finger zu beißen, den Buckel gewölbt – die Katze kam nicht wieder, diesen Morgen nicht, den ganzen Tag nicht und alle die späteren Tage. Ein Stück Mensch, gelockerter und verantwortungsfreier Mensch war nicht mehr da. Herr und Dame wurden der Spielball verschiedenster Empfindungen. (Die Kinder begannen zu weinen). Warum ist sie weggebleiben – ? Der Kater aus der Nachbarschaft war jede Nacht im Garten, hat geschrieen, der Mulli das Ohr aufgerissen – niemand hat ihm etwas zuleide getan, mochte er gehen, auch der Kater wird wieder vernünftig werden. Im Nachbargrundstück – dort ist ein Hund, der Hund ist hinter der Katze her, beißt sie ins Bein, die Nachbarsleute haben ein so böses Gesicht; vielleicht haben sie das Tier geschlagen – es ist so zutraulich – gequält, verjagt und möglicherweise geschossen. Ein paar Häuser weiter hat ein Mann ein Gartengrundstück. Der läßt seine Hühner frei herumlaufen, hat Fußangeln gelegt, Selbstschüsse. Dabei steht es fest, daß die Katze garnicht auf Hühner gehe, sie reißt im Gegenteil aus und fürchtet sich, und die Hühner sind hinter der Katze her und versuchen sie zu picken. Und dann: der Magistrat hat angeordnet, Giftbrocken zu streuen gegen die Ratten. Im Vorjahre sind daran 11 000 Katzen zugrunde gegangen. (Dabei hat die Katze genügend zu fressen bekommen, ist gestopft worden, hat garnicht nötig gehabt, von der Straße etwas aufzulesen). Aber dann laufen auch nachts noch Spaziergänger vom nahen Park, Arbeiter kommen vom Bahnhof, Gesindel drückt sich auf den verwahrlosten Baustellen herum, lichtscheues Gesindel; vielleicht, daß einer die Katze gegriffen hat, will das Fell verkaufen, will sich einen billigen Braten machen, so zutraulich ist doch die Katze – gestern noch, erinnert sich der Herr, hat das kleine weiße Tier hinter dem Vorhang, der einen Nebenraum vom Arbeitszimmer trennt, hervorgeblinzt, hat ihn unverwandt beobachtet, und jetzt ist klar, daß es ihm besonders aufgefallen ist. Er hat sich gewundert, daß ein Katzengesicht, sieht man näher hin, starr bleibt, die Augen unbeweglich groß, geradezu wie vorbestimmt verständnislos. Er erinnert sich, daß er dieses

peinliche Gefühl (Nervosität einer Entdeckung) abschütteln wollte. Er ließ den Bleistift zu Boden fallen, half noch mit der Fußspitze nach, daß der Stift ins Rollen kam; dann hat ihn die Katze gepackt und ihn weiter hinter den Vorhang gerollt – und daß er stark mit dem Fuß auftrat; aber die Katze hat keinen Spaß verstanden, war unter den Divan geflüchtet und dann zur Tür hinausgeschlichen; ärgerlich war das. Immer wieder mußte der Herr sich dabei ertappen, wie er nach draußen horchte, irgendwo ein Ton, ein jämmerlicher, das Fenster auf, wiederum das Haus durchgesucht, den Garten – Mulli Mulli . . . . kein Tapsen, kein weißer Strich, nirgends der neugierige Kopf, Ohren hochgestellt. Vielleicht, daß eine Laube in der Nachbarschaft, in die das kleine Tier hineinwollte, zugeschnappt ist, eine Miete, ein Berg Gerümpel ist zusammengefallen, hat das Tier unter sich begraben, es quält sich jetzt, Mulli Mulli . . . . .

Der Herr begann sich zu schämen, mit einem scheuen Seitenblick auf die Dame neben ihm am Tisch. Stundenlang hat sie die Katze auf dem Arm herumgetragen, stundenlang auf dem Teppich gehockt, gespielt. – Der Herr weiß, daß die Dame Tränen in den Augen hat, mühsam noch zurückgehalten. Ein Tier, ein Tier. Es ist keine Handhabe, die Menschen totzuschlagen, zu foltern, körperlich. – Die Dame wird, wenn der Herr den Rücken kehrt, sicherlich weinen . . . Die Dame sitzt still und resigniert, das ist so weich und hilflos: ohne die geringste Gegenwehr, keine Wut, keinen Haß aufzustehen gegen Nachbarn, Passanten, Behörden und gegen die ganze Welt; nur eine stumme Frage, eine peinliche, blödsinnige, unbeantwortbare Frage – (schon längst keine Frage mehr). Die Frau leidet und schickt sich an, es hinzunehmen. Der ganze Raum, das Zimmer ist noch von der Katze erfüllt. Sie läuft die Treppen auf und ab, schmiegt sich, sie zieht die Oberlippe hoch und faucht, wenn man ihr den Napf unter dem Fressen wegzieht. Zweimal hat sie Junge geworfen, Würmer, Würste – hat damals jemand auf die Jungen gesagt. Jedesmal wurden nach ein paar Tagen die Jungen weggebracht – zum Töten, versteht sich.

Es ist schwer zu erraten, ob dieses Tier jemals durch eine zweite Katze zu ersetzen sein wird. Vielleicht, denkt die Frau, ist die Mulli einem anderen Tier nachgelaufen, ist dort geblieben, hat sich verspielt, fremde Leute haben sie aufgenommen,

sie verstehe es ja nicht – dann wird sie nicht mehr wiederkommen, nicht wahr?

Das Herz, ist festzustellen, Gemüt und das Beschwingte, Gelockerte muß härter werden. Während man über den Weg geht, lauern die Gefahren, die Nachbarn, die Verordnungen, die ganze Welt, die einen quält. (Es mag sinnlos sein). Dabei gewinnt ein anderer Vorfall noch Bedeutung, den gerade einer zum Trost erzählt (zeigt, daß die Menschen edlen Sinnes sind). Eine junge Katze, die am Fensterbrett spielt, ist vom Fenster im oberen Stockwerk auf die Straße gefallen. Auflauf erregter Passanten. Die Frau, bleich vor Schreck, stürzt auf die Straße, die Leute fallen über die verstörte Frau her, die vor Aufregung kein Wort hervorbringen kann. Ein dicker Herr schreit, den Spazierstock bedrohlich schwingend: „Das Weib hat das Tier zum Fenster hinausgeworfen". Eine ältere Frau reißt und krallt sich der Verschreckten an die Haare – endlich gelingt es der, das Tier, das blutet, aber lebt, in die Arme zu nehmen, in die Schürze zu wickeln und davonzutragen. Aufstand der Instinkte für das arme Tier. Zum Glück stellt sich noch heraus, daß die Katze kaum erhebliche Verletzungen erlitten hat. Indessen erscheint der dicke Herr oben in der Wohnung mit zwei Schutzleuten, läßt den Namen feststellen, erstattet Anzeige wegen Tiermißhandlung, Vernehmungen, Rechtsanwälte, Beleidigungsklagen. –

Was bleibt denn übrig – ? Die Masse der Guten und Gleichgesinnten, Kläger und Rächer, Edelleute, Versammlung der Unfehlbaren, die Masse gegen den Einzelnen, und der Einzelne, zitternd, aber den Kopf hoch, den Arm zur Abwehr gespannt – den Arm? – das Leben, jeden Atemzug (taub und blind und fanatisiert, unzugänglich).

QUELLENNACHWEIS UND ANMERKUNGEN

Porträtskizze Franz Jung. In: Das Vier-Männer-Buch, Berlin 1929.

Über meine literarischen Arbeiten. Vorwort zu: Das Erbe, in: Das Vier-Männer-Buch, Berlin 1929.

Schwarze Seelen. Plauderei. In: Neue Revue No. 1, 1931.

Hat Deutschland den Krieg verloren? In: Neue Revue No. 2, 1931.

Kulturprognose. Erstdruck nach dem Manuskript. Datierung ungewiß.

Insektenpsyche. In: Wir rechnen ab. Eine wenig romantische Halbmonatsschrift, 0-Nummer, 1931. Auch als: **Zurück zum Instinkt.** In: Der Gegner No. 4, 1931.

Der neue Mensch. In: Der Gegner No. 1, 1931.

Offener Brief. Der Herr Reichsrundfunkkommissar hat das Wort. Ebenda.

Der Film-Weltfriedenspreis. In: Der Gegner No. 2, 1931.

Sportliche Ehre – unsportliches Geschäft. Ebenda.

Die Zeit steht still. In: Der Gegner No. 3, 1931.

Auf der Schaukel. Zwei Briefe – zwei Auffassungen. Ebenda.

Zwiegespräch mit dem Rundfunk. Falsche Voraussetzungen, irrige Schlußfolgerungen. Ebenda.

. . . und nicht vergessen! Ebenda.

Zur Sache! In: Der Gegner No. 4, 1931.

Ausblicke in die Zeit. Ebenda.

Das Goldene Zeitalter. In: Der Gegner No. 5, 1931.

Die große Trommel. Der Mensch in Bewegung. Ebenda.

Wir siedeln aus. In: Der Gegner No. 6, 1931.

Getarnte Spekulation. In: Der Gegner No. 7, 1931.

Unser tägliches Brot. Erstdruck nach dem Manuskript. Datierung ungewiß.

Der sozietäre Mensch. Eine Studie aus den gesammelten Werken von Charles Fourier (Ankündigung). In: Der Gegner No. 1/2, 1932.

Für die Wiedereinführung der Sklaverei. In: Der Gegner No. 6, 1932.

Die Parteien sterben – wir wollen leben! In: Der Gegner No. 8, 1932.

Liebling des Volkes zu sein. Erstdruck nach dem Manuskript. Datierung ungewiß.

Artistische Dramaturgie. In: Pester Lloyd No. 19 vom 25. 1. 1944.

Dagny. Entstehung: 1946. Erstdruck in: Sinn und Form No. 1, Januar/Februar 1979. Erstdruck nach dem Manuskript durch Fritz Mierau: „*Dagny* gehört in den Umkreis der ‚Variationen' bzw. ‚33 Stufen abwärts', *Erinnerungen an Dagny* in den von ‚Das Jahr ohne Gnade', möglicherweise ist es jene, komprimierte Scene', von der Jung in seinem Brief an Cläre Jung vom 10. Mai 1953 spricht," (Kommentierung des Textes in *Sinn und Form*).

Der Verkehrsunfall. Erzählung. In: Die Neue Zeitung No. 270 vom 19.11.1952.

Widersprechende Prognosen. Unsicherheit über die wirtschaftliche Lage in den USA für 1954. In: Die Welt vom 9. 12. 1953.

Bausteine zu einem neuen Menschen. Das Gesamtwerk von Ernst Fuhrmann. In: Stuttgarter Zeitung vom 13. Juli 1957.

Der Reisebericht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20. August 1957.

Akzente I. In: Schlesien No. 1, 1959. Mit einer als „Literarische Notizen zum Werk von Franz Jung" betitelten Einleitung von Friedrich Grieger.

Akzente II. In: Grosz/Jung/Grosz, Berlin 1980, Erstdruck nach dem Manuskript.

Akzente III. Erstdruck nach dem Manuskript. Die Textfolge *Akzente* scheint zwischen 1953 und 1959 in San Francisco entstanden zu sein.

Dada kommt in die Jahre. Raoul Hausmann zum 75. In: Frankfurter Rundschau vom 9. März 1961. Derselbe in: Aufbau, New York vom 15. 12. 1961.

Das tragische Schicksal des Dr. Wilhelm Reich. Im Dschungel der Grenzgebiete der Biosophie. Radio Köln 11. 8. 1961. Auch als „Der Psychoanalytiker Wilhelm Reich. Aus der Krankengeschichte unserer Zeit", Süddeutscher Rundfunk Stuttgart 4. 2. 1963. Erstdruck in: Schwarze Protokolle No. 16, 1978.

Erinnerung an einen Verschollenen. Ernst Fuhrmanns Lehre von den Zusammenhängen. In: Süddeutscher Rundfunk Stuttgart am 9. und 12. März 1962. Auch als: „Ernst Fuhrmann, Bausteine zu einem neuen Menschen" in Radio Köln am 22. 9. 1961.

Das Märchen einer Legende. Jack Londons tragisches Schicksal. In: Sütddeutscher Rundfunk Stuttgart am 3. und 6. 11. 1961. Erstdruck in: Jack London, Was mir das Leben bedeutet (Vorwort), Berlin 1974.

Meinen Gruß zuvor. In: Für den anspruchsvollen Leser. Einführung in die Schriftenreihe der Petersen Press. Prospekt o. J. (1962), der u. a. auch „Der Fall Gross" ankündigt.

Pin oder Dada, der Letzte. (Rezension) In: Konkret, Juni 1962.

Heimwärts. Nach dem Manuskript. Handschriftliche Notiz an Cläre Jung: „Mit herzlichem Gruß Franz. Das Stück, ein Kapitel aus dem 3. Teil, ist aus meiner allgemeinen Übersicht *33 Stufen bergab*". Entstehung: 1948.

NACHTRÄGE

Das Problem der Mütterlichkeit. In: Die Zukunft No. 50/51, Berlin 17. 9. 1921.

Rodeo in Wembley. In: Berliner Börsen-Courier vom 26. 6. 1924.

Mulli Mulli. Eine literarische Betrachtung. In: Der Oberschlesier 1930, No. 1.

INHALT

Über meine literarischen Arbeiten 9

V. Die Psyche fällt auseinander – letzte Anstrengungen im Zerfall der Zeit 1931 – 1933

Schwarze Seelen. Plauderei 14
Hat Deutschland den Krieg verloren? 21
Kulturprognose 27
Insektenpsyche 30
Der neue Mensch 32
Offener Brief. Der Herr Reichsrundfunkkommissar hat das Wort 39
Der Film-Weltfriedenspreis 43
Sportliche Ehre – unsportliches Geschäft 45
Die Zeit steht still 48
Auf der Schaukel. Zwei Briefe – zwei Auffassungen 51
Zwiegespräch mit dem Rundfunk. Falsche Voraussetzungen, irrige Schlußfolgerungen 55
. . . und nicht vergessen! 57
Zur Sache! 60
Ausblicke in die Zeit 63
Das Goldene Zeitalter 67
Die große Trommel. Der Mensch in Bewegung 74
Wir siedeln aus 80
Getarnte Spekulation 83
Unser tägliches Brot 86
Der sozietäre Mensch. Eine Studie aus den gesammelten Werken von Charles Fourier 91
Für die Wiedereinführung der Sklaverei 92
Die Parteien sterben – wir wollen leben! 95
Liebling des Volkes zu sein 98

VI. Ein Intermezzo – Auftauchen und Luftholen 1944

Artistische Dramaturgie 102

VII. Tausend Jahre später
1945 – 1963

Dagny	108
Der Verkehrsunfall. Erzählung	119
Widersprechende Prognosen. Unsicherheit über die wirtschaftliche Lage in den USA für 1954	124
Bausteine zu einem neuen Menschen. Das Gesamtwerk von Ernst Fuhrmann	127
Der Reisebericht	131
Akzente	134
Dada kommt in die Jahre. Raoul Hausmann zum 75.	146
Das tragische Schicksal des Dr. Wilhelm Reich. Im Dschungel der Grenzgebiete der Biosophie	149
Erinnerung an einen Verschollenen. Ernst Fuhrmanns Lehre von den Zusammenhängen	171
Das Märchen einer Legende. Jack Londons tragisches Schicksal	195
Meinen Gruß zuvor	221
Pin oder Dada, der Letzte	227
Heimwärts	230

Nachträge

Das Problem der Mütterlichkeit	240
Rodeo in Wembley. Cowboy-Schau auf der britischen Reichsausstellung	243
Mulli Mulli. Eine literarische Betrachtung	245
Quellennachweis und Anmerkungen	250